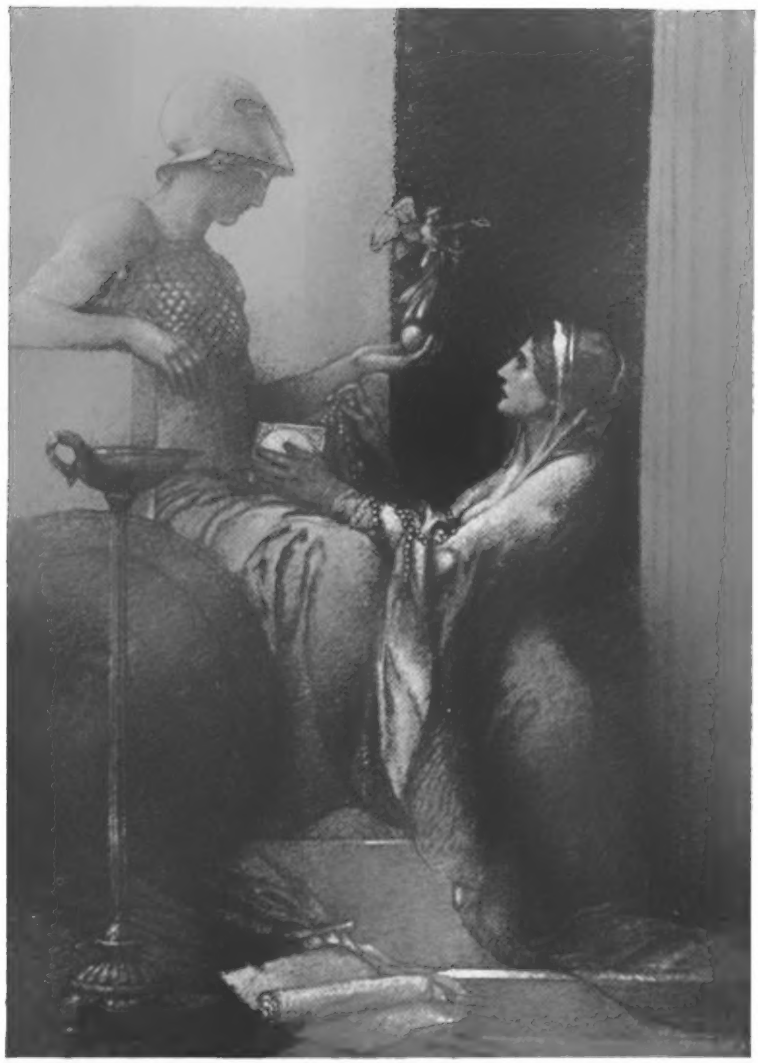
... GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN ...: BD. FÜRSTINNEN. AM SÜDHANG

Eduard von Keyserling, Ernst Heilborn

Digitized by Google

833.8
K441



STANFORD·VNIVERSITY·LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

E. von Keyserling

Gesammelte Erzählungen

in vier Bänden

*

Dritter Band

STANFORD LIBRARY

1922

S. Fischer / Verlag / Berlin

Bu

Digitized by Google

Herausgegeben und eingeleitet von
Ernst Heilborn

323492

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1922 by S. Fischer, Verlag, Berlin

Digitized by Google

Inhalt

Fürstinnen 1

Am Südhang 211

Digitized by Google

Fürstinnen

Erzählung

Digitized by Google

(1915)

Digitized by Google

Die verwitwete Fürstin Adelheid von Neustatt-Birkenstein ging um die Mittagstunde eines heißen Sommertages in das Büro hinüber, um mit dem Major a. D. von Bützow, dem Verwalter ihres Gutes, über ihre Finanzen zu sprechen. Der Fürst Ernst von Birkenstein war im besten Mannesalter gestorben. Eine tückische Lungenkrankheit hatte ihn schnell dahingerafft. Da der Fürst keinen männlichen Nachkommen hinterließ, folgte ihm in der Regierung des Fürstentums sein jüngerer Bruder, Fürst Konrad. Die Fürstinwitwe jedoch zog sich mit ihren drei Töchtern auf die Herrschaft Gutheiden zurück, die sie im Osten des Reiches besaß. Der verstorbene Fürst war ein lustiger Herr gewesen, und das Familienvermögen befand sich bei seinem Tode in ziemlich zerrütteter Verfassung. Die Witwenapanage war mager genug; so beschloß denn die hohe Frau, ihre Töchter in ländlicher Stille zu erziehen. Aber auch so gehörte viel Umsicht dazu, um die Mittel für ein standesmäßiges Leben zu beschaffen.

Diese Besuche im Büro, die langen Gespräche über Geld machten die Fürstin stets müde und traurig. Sie saß da in dem Korbsessel vor dem großen Schreibtisch, der ganz mit Kontobüchern bedeckt war. Ihr gegenüber saß der Major in seinem grauen Leinenanzuge, sehr erhitzt, das kleine, runde Gesicht war gerötet, selbst die Kopfhaut schimmerte rot durch das dünne, greise Haar, und die Enden des grauen

Digitized by Google

Schnurrbartes hingen ſchlaff über die Mundwinkel. Leiſe und ſchnarrend gab er ſeinen Bericht ab, zuweilen hielt er inne und richtete die hervorſtehenden blauen Augen auf die Fürſtin, um zu ſehen, welchen Eindruck ſein Bericht mache. Die Fürſtin jedoch lag regungslos in ihrem Stuhle und ſchaute durch das geöffnete Fenſter auf den Hof hinaus, der jetzt in der Arbeitspauſe ganz ſtill im Sonnenſchein dalag, nur drüben bei den Stallungen regte es ſich, ein Stallburſche, die Treſſenmütze im Nacken, wuſch einen großen, blanken Wagen. Etwas Hoffnungsloſeres, dachte die Fürſtin, als die Stimme des Majors gibt es wohl nicht, und dieſe Zahlenreihen, dieſe Debets und Kredits und Saldos, wie feindlich das alles klang! Eine große Brummfliege hatte ſich in das Zimmer verirrt und begann laut und ärgerlich zu ſummen, als wollte ſie das traurige Knarren der Stimme des Majors übertönen. Die Fürſtin war noch eine ſchöne Frau, wie ſie in ihrem weißen Pikeekleid regungslos daſaß, das Haar ſehr dunkel unter dem ſchwarzen Spitzenſchleier. Die bräunliche Bläſſe des ſchmalen Geſichtes hatte etwas wie einen matten Bronzeglanz, die Züge waren von wunderbar ruhiger Regelmäßigkeit, und aus den großen braunen Augen ſchaute das träge Pathos byzantiniſcher Madonnen. Die kleinen Hände, ſchwer von Ringen, ruhten müde im Schoß. Jetzt war der Bericht zu Ende. Der Major ſchwieg, zog die weißen Haarbüſchel ſeiner Augenbrauen in die Höhe und blickte ſeine Herrin erwartungsvoll an. Die Fürſtin ſchaute noch immer auf den Hof hinab, als ſei ſie mit ihren Gedanken ſehr weit fort, aber ſie begann zu ſprechen, ſprach langſam und ein wenig klagend: „Das iſt alles nicht ermutigend, aber an den großen Ausgaben der letzten Zeit und den Ausgaben, die bevorſtehen, läßt

Digitized by Google

ſich nichts ändern. Ich mußte im Winter mit den Prinzeſſinnen nach Birkenſtein reiſen, um die Geſellſchaften mitzumachen, nun, und dann kam die Verlobung der Prinzeſſin Roxane. Die Möbel im Saal, im grünen und im blauen Zimmer mußten vor dem Beſuche des jungen Großfürſten neu bezogen werden. Und jetzt kommt die Ausſteuer, und wenn die Hochzeit auch bei meinem Bruder, dem Großherzog, ſtattfindet, Ausgaben gibt es dabei genug. An alledem läßt ſich nicht das geringſte ändern. Wenn es vorüber ſein wird, kann man ja verſuchen, wieder eine Weile krumm zu liegen und zu ſparen."

Es wurde an die Tür geklopft, und ſie öffnete ſich, ohne daß jemand „Herein!" rief. Der Graf Donald von Streith trat ins Zimmer, lang und hager, in einem weißen Flanellanzuge. „Sie kommen gerade recht, lieber Graf," ſagte die Fürſtin, ohne ſich umzuſchauen, und ſtreckte ihm die Hand hin, „wir ſind hier gerade bei unſeren Defiziten."

Der Graf küßte die dargebotene Hand und meinte: „So, ſo! Unſer Major hat wieder alle Taſchen voller Sorgen."

Der Major zuckte die Achſeln, und die Fürſtin klagte: „Ach ja, es iſt wieder dieſe ſchreckliche Ziegelfabrik."

Der Graf ſetzte ſich weit vom Schreibtiſch in einen Seſſel, ſtreckte die Beine von ſich und rieb vorſichtig die Fingerſpitzen aneinander. Seinen kleinen, länglichen Kopf bedeckte krauſes, leicht ergrautes Haar. Seltſam dicht beieinander ſaßen im ſonnengebräunten Geſicht die graublauen Augen. Was aber das Geſicht ganz beherrſchte, war die mächtige, kühn gebogene Naſe. Die Bartkommas auf der Oberlippe und am Kinn waren kohlſchwarz. Die ganze Erſcheinung hatte etwas von

Digitized by Google

einem eleganten Don Quichotte. Der Graf war zu Lebzeiten des Fürſten Ernſt Hofmarſchall in Birkenſtein geweſen. Jetzt beſaß er ein Waldgut in der Nähe von Gutheiden und lebte dort allein in ſeinem Jagdſchlößchen. Seine Hauptbeſchäftigung aber war, die Fürſtin in der Verwaltung ihres Gutes zu beraten. Zu jeder Tageszeit konnte man ſein kleines Automobil oder ſeinen Falben im Gutheidener Schloßhofe ſtehen ſehen, und ein jeder auf dem Gute wußte, der eigentliche Herr hier, der zu entſcheiden hatte, war doch der Graf Streith.

„Nun," begann der Graf, „wenn die Ziegelei uns im Stiche läßt, ſo muß der Wald herhalten."

„Denken Sie?" ſagte die Fürſtin und ſah den Grafen hoffnungsvoll an. „Ich wußte gleich, Sie würden ſich etwas ausdenken."

Der Major hatte ſeine Bücher geſchloſſen und erhob ſich: „Darf ich jetzt zu den Arbeiten gehen?" murmelte er.

„Gewiß," erwiderte die Fürſtin, „ich danke Ihnen, lieber Major", und ſie reichte ihm ihre Hand hinüber, die er küßte. „Sie ſehen, es findet ſich immer ein Ausweg." Aber das Geſicht des Majors behielt ſeinen kummervollen Ausdruck, er verbeugte ſich vor dem Grafen und verließ das Zimmer.

Die Fürſtin ſchaute wieder nachdenklich zum Fenſter hinaus, und der Graf rieb ſeine Fingerſpitzen aneinander. Beide ſchwiegen eine Weile und lauſchten dem leiſen Klingen, das durch die heiße Mittagsluft irrte. Endlich begann die Fürſtin, als ſpräche ſie zu ſich ſelbſt: „Wenn der Major all dieſe unangenehmen Dinge vorträgt, klingt aus ſeiner Stimme etwas Vorwurfsvolles. Aber ich kann nichts dafür, daß die Ziegelei nichts trägt, deshalb werde ich doch nicht meine Töchter hier auf dem

Digitized by

Lande verſtecken. Ich muß mit ihnen die Geſellſchaften in Birkenſtein und in Karlſtadt beſuchen, ſie ſollen doch heiraten. Eine unverheiratete Prinzeſſin iſt nirgend am Platz. Unverheiratete Prinzeſſinnen kommen mir vor wie dieſe Perlenarbeiten, die Gouvernanten zum Geburtstage ſchenken, Lampenunterſätze oder Federwiſche, man wußte nie, wo man dieſe Dinge laſſen ſollte."

Das ſonore Lachen des Grafen ſchreckte die Fürſtin auf, ſie ſchaute ihn einen Augenblick überraſcht an, dann begann auch ſie zu lachen. Gleich darauf wurde ſie wieder ernſt und ſeufzte: „Nein, nein," ſagte ſie, „mir iſt nicht nach Lachen zumute."

„Unſere Prinzeſſinnen werden heiraten", tröſtete der Graf. „Der Anfang iſt ſchon gemacht."

„Nun ja," ſagte die Fürſtin zögernd, „mit Roxanes Verlobung kann ich zufrieden ſein, der junge Mann iſt ſympathiſch, aber dieſe Leute von drüben — was weiß man, das iſt doch alles ſo fremd. Und ein Kind in dieſe unbekannte Ferne zu ſchicken, das iſt ſchwer. Rußland, mein Gott! das iſt ſo dunkel und unbekannt wie — wie das Jenſeits. Nun, Roxane iſt kühl und vernünftig, die wird ſich überall zurechtfinden. Da wird es meine Eleonore ſchwerer haben, ſie iſt ſo weich und leicht verwundbar, ſehen Sie, das darf unſereins nicht ſein. Und dann meine Jüngſte, die iſt meine größte Sorge. Mit ihren bald ſechzehn Jahren noch ſo kindiſch. Sie hat viel von ihrem Vater, dieſes Unruhige, Unberechenbare. Dazu wächſt ſie hier auf dem Lande auf —"

„Unſere Prinzeſſin Marie", meinte der Graf, „wird es ſchon machen, ſie hat ihren Kopf für ſich und wird ihren eigenen Weg gehen."

„Aber Streith!" rief die Fürſtin und ſchlug die Hände zuſammen, ſo daß die Ringe leiſe aneinander-

Digitized by Google

klirrten wie kleine Panzer. „Ihren eigenen Weg gehen? Wie kann eine Prinzessin ihren eigenen Weg gehen? Ihr Weg ist ihr vorgeschrieben, sie läuft wie auf Schienen, und kommt sie von denen ab, dann ist sie verloren."

„Also kleine Lokomotiven", schlug der Graf vor und lächelte.

„Lokomotiven," wiederholte die Fürstin klagend, „wie wollen Sie, daß ich hier auf dem Lande Lokomotiven erziehe? Wenn ich als Mädchen einmal mit den anderen Mädchen lebhaft und amüsant sein wollte, dann sagte die Gräfin Breckdorff: ‚Lassen Sie das, Prinzessin Adelheid, bei den anderen jungen Damen ist das ja ganz nett, aber bei Ihnen ist das nicht angebracht.' Wie sollen die Mädchen hier auf dem Lande lernen, was alles nicht angebracht ist? Wie soll ich das machen? Wer hilft mir?"

Der Graf beugte sich ein wenig vor und sagte streng: „Und ich?"

„Ja, Sie, Streith," erwiderte die Fürstin, „natürlich Sie. Schon in Birkenstein, wenn es Unannehmlichkeiten gab, sagte ich immer: ‚Streith wird sich etwas ausdenken.' Und diese Gewohnheit habe ich noch immer." Sie hatte ihn dabei freundlich angesehen, und der Blick ihrer Augen blieb träge und nachdenklich auf ihm ruhen.

Der Graf lehnte sich befriedigt in seinen Stuhl zurück und meinte: „Das will ich hoffen." Dann erhob er sich. „Ich will in den Wald fahren," sagte er, „und sehen, was zu machen ist."

„Kommen Sie zum Diner herüber?" fragte die Fürstin.

„Wenn ich darf", sagte der Graf.

Digitized by

„Ja, kommen Sie," erwiderte die Fürſtin, „man unterhält ſich dann, man braucht nicht an Geld zu denken, vielleicht kann man dann ein wenig zuſammen lachen."

Der Graf küßte die Hand der Fürſtin und ging. —

Die Fürſtin ſaß noch einen Augenblick matt und mutlos da, obgleich dieſer Raum mit ſeinem Geruch von Tinte und ſtaubigen Kontobüchern, mit dem verſtimmten Summen der großen Brummfliege ihr unendlich zuwider war. Endlich entſchloß ſie ſich, das Zimmer zu verlaſſen. Sie ging die lange Zimmerflucht des Hauſes hinab. Alles war ſtill, denn um dieſe Zeit pflegten die Hausgenoſſen ſich zur Mittagsruhe zurückzuziehen. Nur im großen Saal ging Böttinger, der alte Kammerdiener, mit dem weißen Haar und dem weißen, faltigen Geſichte, leiſe ab und zu, um zu ſehen, ob die Vorhänge alle der Mittagſonne wegen herabgelaſſen waren. Die Fürſtin blieb ſtehen und ſchaute nachdenklich die bronzefarbenen Atlasbezüge der Stühle an. „Böttinger," ſagte ſie, „ich denke, den neuen Möbeln laſſen wir bis zum Nachmittage die leinenen Überzüge, ich fürchte, die Sonne ſchadet ihnen doch."

„Wie Hoheit befehlen", murmelte Böttinger.

Die Fürſtin ging weiter bis in ihr Boudoir, hier atmete ſie auf, hier in dem kleinen Raume mit den niedergelaſſenen, gelbſeidenen Vorhängen, in dem es ſüß nach den großen, welkenden Roſen in der Kriſtallſchale duftete, hier wehte die Luft, die ſie zu atmen gewohnt war, und die widerwärtigen Eindrücke des Büros fielen von ihr ab. Sie ſtreckte ſich auf ihre Couchette aus, griff nach dem engliſchen Roman, ſchlug ihn jedoch nicht gleich auf, ſondern ſchloß die Augen, um eine Weile das Wohltuende der ruhevollen Lebenslage zu genießen. Man muß doch, dachte ſie,

aus ſeinem eigentlichen Leben ſozuſagen herausſchlüpfen, um einen guten Augenblick zu genießen.

Drüben im Obſtgarten ſaßen die Prinzeſſinnen beieinander. Sie liebten es, um dieſe Stunde, in der die Erzieherinnen ihre Mittagsruhe hielten, ſich dort zuſammenzufinden. In einer viereckigen Einſenkung des Bodens ſtanden hier die Stachelbeerbüſche, Johannisbeerbüſche, Himbeerbüſche und einige Obſtbäume, prall ſchien die Mittagſonne auf ſie nieder, es duftete nach heißen Blättern und heißen Früchten, und von dem höher gelegenen Gemüſegarten trug ein Windhauch zuweilen die ſtrengen Gerüche der Sellerie und Porree herüber. Auf dem Abhang unter einem alten Pflaumenbaum hatten die drei Mädchen ſich gelagert. Sie trugen alle drei weiß und rot geſtreifte Batiſtkleider und kleine weiße Strohhüte. Roxane ſaß aufrecht, den Rücken gegen den Stamm des Baumes gelehnt, die Hände im Schoß gefaltet und ſchaute gerade vor ſich hin in das Flimmern des Mittags hinein. Sie hatte die feierliche Schönheit ihrer Mutter, die großen braunen Augen, doch nahm die ſtrenge Reinheit der Züge in dem jugendlichen Geſichte eine faſt ausdrucksloſe Beruhigtheit an. Eleonore lag im Schatten des Baumes und ſtarrte zum Himmel hinauf. Ein blühendes, rundes Geſicht, in dem die Sphinxaugen der Mutter zu freundlichen, braunen Mädchenaugen geworden waren. Ganz im vollen Sonnenſchein hatte ſich Marie, die Jüngſte, ausgeſtreckt. Sie lag auf dem Bauche, ſtützte den Kopf in die Hand, hämmerte mit den Spitzen ihrer gelben Schuhe Löcher in den Raſen und aß einige unreife Pflaumen, die vom Baum gefallen waren. Für ihre ſechzehn Jahre war die Geſtalt ſeltſam unentwickelt, ſchmächtig und eckig, und das Geſicht war ein breites

Digitized by Google

Kindergesicht mit roten Backen und weit offenen, blauen Augen. Das krause, honiggelbe Haar fiel tief in die kurze Stirn hinein. Alle drei hatten eine Weile geschwiegen, das grelle Licht, der starke Duft machten die Köpfe schwer und gaben den Gedanken eine müde Stetigkeit, wie wir sie vor dem Einschlafen empfinden, wenn die Gedanken sich anschicken, Träume zu werden. Plötzlich schaute Marie zu Roxane auf, spie einen Pflaumenkern weit von sich und fragte: „Denkst du jetzt auch an deinen Großfürsten?"

Roxane zog ein wenig die Augenbrauen hinauf und antwortete ablehnend: „Was du nicht alles fragst."

„Nun ja," fuhr Marie fort, „ich meine nur, du hast jetzt etwas, an das du denken kannst. Wir nicht."

Roxane überhörte diese Bemerkung und sagte: „Speie doch die Kerne nicht so unanständig aus."

„Unanständig?" Marie sah die Schwester erstaunt an, „du hast das doch früher auch immer getan. Wenn ich mit einem Großfürsten verlobt sein werde, dann werde ich es auch nicht mehr tun. Übrigens, wie man es in Rußland damit hält, ist noch sehr die Frage." Da Roxane nicht antwortete, plauderte Marie weiter: „Ich finde ja deinen Dimitri reizend, sehr schöne Augen mit langen Wimpern, sein Schnurrbart ist wie aus bronzefarbener Seide, hübsch ist es, wenn er deutsch spricht, als ob er eigentlich singen wollte. Ein wenig stark parfümiert ist er, aber gutes Parfüm, Peau d'Espagne und etwas Süßes, ich glaube Heliotrop."

„Seine Augen sind schön", ließ Eleonore sich vernehmen. „Auch wenn er lacht, sind sie traurig."

„Ja, sie sind traurig", sagte Roxane feierlich. „Dimitri ist ja so heiter und amüsant, aber auf dem Grunde seines Wesens liegt etwas Trauriges. Schon seine Stimme. Wenn er von seiner Heimat erzählt,

Digitized by Google

von Steppen, die blühen, und von Tataren mit kleinen ſchiefen Augen, immer klingt etwas Melancholiſches mit.“

„Natürlich,“ meinte Eleonore, „wenn ich das Wort Rußland höre, denke ich an eine große Ebene, auf der es dämmert. Ich kann mir nicht denken, daß die Sonne dort ſcheint; es iſt dort immer Dämmerung, und in der Ferne iſt eine große Stadt mit Lichtern in den Fenſtern, und irgendwo in der Dämmerung ſingt einer oder weint einer.“

„Mademoiſelle Laure ſagt,“ berichtete Marie, „der Petersburger Hof iſt der ausgelaſſenſte Hof in Europa.“

Roxane zuckte verachtungsvoll mit den Schultern: „Ach die.“

Vom Abhang aus konnte Marie das Gartengitter ſehen. Die Landſtraße führte hier vorüber, dann ging es zur Dorfſtraße in die Höhe mit den kleinen Häuſern und Gärten, ſtill und ſonnig lag ſie jetzt da, nur Hunde und Hühner trieben ſich dort umher, zuweilen ging eine Frau mit einem Eimer zum Brunnen. Dahinter aber auf einem Hügel ſtand groß und weiß mit blitzenden Fenſtern Tirnow, das Schloß des Grafen Dühnen. Marie ließ die Landſtraße nicht aus den Augen, denn jeden Tag um dieſe Zeit kamen die drei Dühnenſchen Jungen vom Fluſſe her, wo ſie gebadet hatten, auf ihrem Heimwege hier vorüber. „Da ſind ſie!“ rief Marie laut. Alle drei in blauen Leinenanzügen, die feuchten Badetücher über der Schulter, die Geſichter ſo gebräunt, daß die blonden Haare faſt weiß erſchienen. Da war Felix, der ſechszehnjährige Kadett, hoch aufgeſchoſſen und ſchmal, Bruno mit dem hübſchen Mädchengeſicht und Coco, ein ungezogener ſiebenjähriger Gnom. Die beiden älteren Knaben grüßten zu

Digitized by Google

den Damen hinüber. Coco blieb ſtehen, drückte ſein Geſicht gegen das Gitter und zählte: „Drei Kohlköpfe, drei Salatköpfe, drei Prinzeſſinnen.“ Dann lief er davon. Marie folgte den Knaben aufmerkſam mit den Augen, wie ſie die Dorfſtraße hinaufſtiegen, immer kleiner wurden und endlich verſchwanden. Und immer empfand ſie dann etwas, das ihr das Herz ſchwer machte, als ſei dort das freie, luſtige Leben an ihr vorübergegangen.

Die Gräfin Dühnen war mit ihren Söhnen zwar einmal im Schloſſe geweſen, aber da war Felix in ſeiner Uniform ſteif und geziert, die beiden anderen mit glatt gekämmtem Haar und weißen Kragen waren ſtumm und verlegen. Und alle drei ganz andere Weſen als die Knaben mit den loſen Leinenkitteln, die heiß und noch feucht vom Bade am Gartengitter vorüberzogen. Traurig wandte ſie ſich wieder zu ihren Pflaumen. Als ſie einen Blick auf Roxane warf, rief ſie: „Aber, Roxane, wie ſiehſt du aus, du willſt ja weinen, du weinſt ja ſchon.“

Wirklich waren Roxanes Wangen feucht von Tränen. Sie lächelte: „Es iſt nichts,“ ſagte ſie, „mir war es nur plötzlich ſo ſeltſam, daß ich in wenig Tagen hier all dieſes nicht mehr ſehen werde, daß es ganz, ganz weit ſein wird, ein kleiner ſonniger Fleck, nach dem ich mich ſehnen werde.“

Marie zuckte die Achſeln. „Dieſe alten Stachelbeerbüſche“, meinte ſie, „wären wohl das letzte, nach dem ich mich ſehnen würde.“

Ein kleiner Wagen fuhr jetzt auf der Landſtraße am Gitter vorüber und Marie meldete wieder: „Ach Gott! da kommt er.“ Es war Profeſſor Wirth vom ſtädtiſchen Gymnaſium, der zweimal wöchentlich ins Schloß kam, um den Prinzeſſinnen einen Geſchichtsvortrag zu

Digitized by Google

halten. Marie ſtreckte und dehnte ſich im Vorgefühl der kommenden Langeweile. „Das iſt auch ein Segen, ein Segen der Verlobung," ſagte ſie, „daß man vom Elend dieſer Geſchichtsſtunden loskommt. Komm, Lore, Roxane hat es gut, die kann hierbleiben und an ihren Dimitri denken." Seufzend erhoben ſich die beiden Mädchen und gingen träge und langſam dem Schloſſe zu.

Um vier Uhr ſtand die Kaleſche mit dem Viererzug von Rappen vor dem Schloſſe. Um dieſe Stunde pflegte die Fürſtin mit ihren Töchtern eine Spazierfahrt zu machen. Marie hielt nicht viel von dieſen Fahrten, ſie verliefen meiſt ſchweigſam, und der Weg war ihr allzu bekannt. Immerhin war es eine Gelegenheit, ein wenig die Luft der Außenwelt zu atmen und einen Blick auf das Leben der anderen Menſchen zu werfen. Da war zuerſt die Dorfſtraße. Wenn der Wagen durchfuhr, ſteckten die Frauen die Köpfe aus den kleinen Fenſtern, Kinder ſaßen auf Gartenzäunen und ſperrten die Mäuler auf, Männer grüßten, Hunde bellten, es gab eine luſtig lärmende Erregung. Neben der Kirche lag das Pfarrhaus. Im Garten ſtand die Pfarrerin mit ihren zwei Töchtern, ſie hielten große Schüſſeln und pflückten Johannisbeeren. Ihre glatten, braunen Scheitel glänzten in der Sonne. Wenn ſie des Wagens anſichtig wurden, faßten ſie ihre Schüſſeln mit beiden Händen und machten tiefe Knickſe. Dann kam Tirnow. Alle Fenſter ſtanden offen, drinnen wurde auf dem Klavier ein Walzer geſpielt, in den Kirſchbäumen an der Gartenmauer ſaßen die Jungen; blaue Geſtalten in all dem Grün und Rot. Coco ſchwenkte ſeinen Strohhut und rief dem Wagen etwas nach. Auf die Chauſſee brannte die Sonne heiß nieder, eine Staubwolke be-

gleitete den Wagen, die Gegend war nur durch einen trüben, gelben Schleier zu ſehen, die großen Klettenblätter am Wegrain waren ſtaubgrau wie Löſchpapier, und widerwärtige, große Fliegen umſummten die Naſen der Fahrenden. Marie wurden die Augenlider ſchwer, und ſie begann wieder an dem Vergnügen dieſer Spazierfahrten zu zweifeln. Aber noch gab es etwas zu ſehen. Sie kamen an Schlochtin, am Landſitze des Baron Üchtlitz vorüber. Ja, das war der eigentliche Höhepunkt dieſer Fahrten. Kühl lag das rote Haus zwiſchen ſeinen mächtigen alten Linden. Im Garten, auf dem Tennisplatze trieben ſich junge Mädchen mit bunten Kappen, junge Herren in hellen Anzügen umher, ihre lauten Stimmen klangen bis auf die Landſtraße hinaus. Im Grünen hing eine Schaukel, und auf ihr ſaß ein Mädchen im roten Kleide, unten ſtand ein Offizier und ſchaukelte. Die Knöpfe an ſeinem dunkeln Waffenrock blitzten wie kleine Feuer. Und wenn das Mädchen hoch in die Zweige hinaufflog, dann ſtieß es einen kleinen, ſchrillen Schrei aus, und der Offizier bog den Kopf zurück und lachte. Köſtlich, dachte Marie und ſeufzte.

Jetzt bog der Wagen in den Wald ein, und es gab nichts mehr, worauf ſie ſich freuen konnte. Steif und regungslos ſtand die endloſe Reihe der Kiefern da, ein Wald rieſiger Bleiſtifte, ſchräg ſchien die Nachmittagsſonne durch die Wipfel. „Wie das duftet," ſagte Eleonore, ſie ſagte das jedesmal, Marie wußte, daß das kommen würde. Und dann zeigten ſich einige Rehe zwiſchen den Stämmen und Roxane ſagte: „Sieh doch, Rehe!" Das geſchah ebenſo regelmäßig wie das Erſcheinen des Kuckucks auf der alten Kuckucksuhr, die Fräulein von Dachsberg, die Erzieherin, von ihrer Mutter geerbt hatte, die Uhr ſchnurrt, der Kuckuck erſcheint und ſagt: „Kuckuck." Die Uhr ſchnurrt, und Eleonore

Digitized by Google

ſagt: „Wie es hier duftet.“ Die Uhr ſchnurrt, und Roxane ſagt: „Sieh doch, Rehe.“ — Der Wald war nun zu Ende und die lange Pappelallee begann. Am Ende derſelben wurde das Schloß ſichtbar, groß und grau mit ſeinen geſchweiften Giebeln, ſeinen dicken Säulen und ſeinem grünen Kupferdache. Auf der Freitreppe ſtand Böttinger, eine kleine blau und ſilberne Figur, und wartete.

Vor dem Diner verſammelte man ſich im grünen Zimmer, das war ſtets ein hübſcher Augenblick, der etwas Feſtliches hatte. Die drei Mädchen erſchienen in weißen Kleidern mit Roſen im Gürtel, Mademoiſelle Laure de Bouttamcourt, die ſchwarzlockige Franzöſin, liebte es, ſich in helle Seide zu kleiden. Sie unterhielt ſich mit dem Grafen Streith, ſie bog den Kopf zurück und ſchaute aus den grell ſchwarzen Augen kokett zu ihm hinauf. Fräulein von Dachsberg, die Erzieherin, mit den blonden Scheiteln und dem bleichen, geduldigen Geſicht, und der Major ſtanden ein wenig beiſeite und ſprachen halblaut miteinander. Der Baron Fürwit ſcherzte mit den Prinzeſſinnen. Er war Hofmarſchall beim Vater der Fürſtin geweſen und glaubte hier auch ſo etwas zu ſein, war aber wohl nur in das Haus genommen worden, um ihm ein ſorgenloſes Alter zu bereiten. „Auf Ehre,“ ſagte er, „mir träumte, drei weiße Damen kommen auf mich zu. Ich ſage mir, das ſind Engel. Sofort denke ich aber auch, wenn die in das Schloß gehen, wie ſtelle ich ſie vor? Wie ſtellt man Engel vor?“ Er lachte, trippelte auf ſeinen kleinen Füßen und ſtrich ſeinen ſchönen, braungefärbten Backenbart. Endlich kam die Fürſtin mit der Baronin Dünhof, ihrer Freundin und Geſellſchaftsdame, einer kleinen aſthmatiſchen Frau mit einem großen weiß und roſa Geſicht und einer ſchneeweißen Perücke. Man

Digitized by Google

konnte zu Tisch gehen. Die Fürstin nahm den Arm des Grafen Streith, die drei Prinzessinnen folgten, Baron Fürwit führte die Baronin Dünhof, der Major Fräulein von Dachsberg, Mademoiselle Laure ging allein. „Wenn man zur Tafel geht," hatte Marie einmal zu Mademoiselle Laure gesagt, „sind alle hübsch angezogen, der Tisch, weiß und silbern, sieht aus wie ein Altar, man setzt sich ein wenig fröstelnd hin und wartet auf die guten Sachen, dann freut es einen doch etwas, daß man eine Prinzessin ist."

„Ah ma pauvre petite!" hatte Mademoiselle Laure geantwortet.

Bei Tische führte der Graf die Unterhaltung. Die Fürstin hörte ihm zu, und man sah es ihr an, sie fühlte sich gut geborgen und gut unterhalten, wenn er sprach. Die Baronin Dünhof und der Baron Fürwit äußerten zuweilen etwas, Fräulein von Dachsberg sprach halblaut mit dem Major, die Prinzessinnen saßen gerade auf ihren Stühlen und schwiegen.

„Ja," sagte der Graf, „gestern war der Baron Uchtlitz bei mir. Der alte Herr schien ganz außer sich. ‚Denken Sie sich,' sagte er, ‚unsere Hilda will fort und etwas leisten. Will sie Kranke pflegen, will sie studieren, will sie Postfräulein werden? Was weiß ich. Sie kann sich zu Hause nicht entwickeln, sagt sie. Haben Sie je gehört, daß zu unserer Zeit unsere Damen sich entwickelten? Nein — aber sie muß fort. Sie sagt, sie wird nicht wie eine Prinzessin zu Hause sitzen und auf eine Krone warten.'"

Das erregte Heiterkeit an der ganzen Tafel. „Sie war mir nie sympathisch," bemerkte die Fürstin, und die Baronin Dünhof meinte: „Schließlich, wenn diese Damen sich entwickelt haben, so weiß die Gesellschaft nicht, was sie mit ihnen anfangen soll."

Digitized by Google

„Und es endet gewöhnlich mit einer törichten Heirat", warf Baron Fürwit ein. Die Baronin nickte und erklärte mit Bestimmtheit, die Frau gehöre in das Haus.

Marie wurde nachdenklich. War Hilda das rote Mädchen auf der Schaukel gewesen, das sich von dem Offizier schaukeln ließ? Sie hatte Hilda immer bewundert, ihre aufgeregten, grauen Augen, die aschblonden Zöpfe und dann, Hilda hatte zuweilen eine Art, über Eltern im allgemeinen, über den lieben Gott oder über Liebe zu sprechen, daß es einem kalt über den Rücken lief, es war schrecklich, aber doch angenehm erregend. Die Fürstin hob die Tafel auf.

Die Gesellschaft begab sich in den Gartensaal. Hier verhüllten grüne Spitzenschirme die Lampen, die Glastüren standen weit offen, und die Sommernacht füllte den Saal mit ihrem kühlen, süßen Duft. Die Fürstin ließ zwei Sessel an die Türen heranrücken, dort saß sie, neben ihr der Graf. Sie unterhielten sich, der Graf dämpfte seine Stimme, gab ihr einen weichen, singenden Klang, zuweilen hörte man sie zusammen lachen, oder sie schwiegen und schauten in die Nacht hinein. Dann legte die Fürstin wohl flüchtig die Hand auf den Armel des Grafen und sagte: „Streith, die Sterne."

„Ja, hm, die Sterne", erwiderte der Graf und suchte nach etwas Besonderem, das er sagen könnte.

„Eigentlich müßten sie uns nervös machen, diese stets erleuchteten Nachbarhäuser, von denen wir nie erfahren, wer in ihnen wohnt."

Die Baronin Dünhof spielte mit dem Baron Fürwit Halma, und der Major schaute ihnen zu. Die anderen gingen in den Garten hinaus. Eleonore legte den Arm um Roxanes Taille, und beide wanderten den breiten Kiesweg hinab. Jetzt, da die Trennung bevorstand,

Digitized by Google

hatten sie viel miteinander zu besprechen und konnten dabei einen dritten nicht brauchen. Fräulein von Dachsberg und Mademoiselle Laure folgten den Prinzessinnen in einiger Entfernung. Marie fühlte sich ausgeschlossen und vernachlässigt. Was sollte sie tun? Sie ergriff Mademoiselles Arm und zog sie auf einen Nebenweg.

„Kommen Sie," sagte sie, „erzählen Sie wieder von der Pension und wie Sie aus dem Fenster stiegen, um mit den Studenten spazierenzugehen."

„Ce n'est rien pour les petites princesses", erwiderte Mademoiselle Laure steif.

Das kannte Marie. Wenn die Französin guter Laune war, dann erzählte sie lauter Geschichten, die nichts für kleine Prinzessinnen waren, war sie jedoch traurig und sehnte sich nach dem Vikomte, mit dem sie heimlich verlobt gewesen war und der sie verlassen hatte, dann war alles unpassend.

Gut, Marie ließ sie einfach stehen und schlug einen anderen Weg ein.

„Prinzessin Marie!" hörte sie es hinter sich her rufen, aber sie kümmerte sich nicht mehr darum, jetzt wollte sie einsam und unglücklich sein. Angenehm war es nicht, allein in der Finsternis umherzuirren, aber sie wollte leiden. Die Nacht um sie her war samtschwarz; schaut sie empor, dann flimmerten die Sterne so unruhig, daß ihr schwindelte. Von der Dorfstraße kam noch ein leises Singen und Lachen herüber, ein Wagen fuhr auf der Landstraße, durch die nächtliche Stille hörte man lange sein Rollen, und es gab Marie das Gefühl einer unendlichen, dunklen Weite. Ja, wenn die anderen einen verlassen, dann ist man allein in einer unendlichen, dunklen Weite.

Drüben aus den schwarzen Massen der Parkbäume scholl ein sachtes Rauschen, es wurde unheimlich. Selbst

Digitized by Google

die Blumen, an denen sie vorüberging, und die sie an ihrem Dufte erkannte, die Rosen und Levkoien, schienen fremd, und wenn sie sich auf sie niederbeugte und sie anfaßte, waren sie kalt und feucht und abweisend.

„Prinzessinnen sitzen zu Hause und warten auf eine Krone", das fiel ihr jetzt ein, und sie sprach es laut in das Dunkel hinaus. Das klang eigentlich tragisch, es klang eigentlich unheimlich, sie wußte nicht, warum, aber es klang unheimlich, und mit großen Schritten ging sie dem Hause zu.

Im Gartensaal rüstete man sich zum Aufbruch. Graf Streith verabschiedete sich, und auch die anderen wollten sich zurückziehen, und man bot sich eine gute Nacht. Nur Mademoiselle Laure fehlte, sie streifte noch durch den finsteren Garten und dachte an ihren Vikomte.

Die Prinzessinnen schliefen alle in einem großen, weißen Zimmer. Alles war hier weiß, die Wände, die Betten, die Toilettentische und die vielen Musselinvorhänge. Marie ließ sich von Alwine, der alten Kammerzofe, schweigend und regungslos wie eine Puppe entkleiden. Sie wollte schlafen, sie sehnte sich danach, diesen freudlosen Tag zu beschließen. Als sie im Bette lag und die Zofe fortgeschickt worden war, saßen Eleonore und Roxane noch beieinander und flüsterten. Marie hörte es dem Tonfall der Stimmen an, daß das Gespräch innig und rührend war, das rührte auch sie. Plötzlich begann auch sie mitzusprechen: „Ich kann es immer noch nicht verstehen, warum ich nicht mit zur Hochzeit fahren darf."

„Weil du zu jung bist", antwortete Roxane sanft.

„Zu jung," erwiderte Marie böse, „das ist es nicht. Hochzeiten kann man auch mitmachen, wenn man nicht erwachsen ist. Es ist der Toilette wegen, und das finde ich so unglaublich kleinlich." Da keine Antwort kam,

Digitized by Google

schloß sie die Augen, allein die Erbitterung ließ sie nicht schlafen. Im Zimmer wurde es still. Eleonore war zu Bett gegangen, und Roxane saß vor ihrem Spiegel, bürstete ihr schönes, schwarzes Haar und schaute in das Licht der Kerzen. Das tat sie allabendlich, und seitdem sie verlobt war, dauerte es oft bis tief in die Nacht hinein. Heute aber erschien Marie diese Gestalt, die unermüdlich über das lange, schwarze Haar hinstrich und dabei in die Kerze starrte, herzbrechend traurig. Sie begann zu weinen.

„Weinst du, Kleine?" fragte Roxane. Sie erhob sich und trat an Mariens Bett heran: „Warum weinst du?"

„Weil du fortgehst," schluchzte Marie, „und weil alles so traurig ist."

Roxane küßte die Stirn der Schwester: „Schlafe nur," sagte sie, „so ist es nun zuweilen, und dann wird alles wieder gut und lustig." Damit ging sie zum Spiegel zurück, und Marie drückte ihr Gesicht in die Kissen und weinte, bis sie einschlief.

Der Morgen der Abreise nach Karlstadt kam. Für Marie waren die vorhergehenden Tage schon unerfreulich gewesen. Die anderen waren so sehr beschäftigt, man sprach von Toiletten, von Koffern, von der Abfahrtzeit der Züge, nur sie hatte nichts zu tun, sie konnte mit den Erzieherinnen spazierengehen und allein dem Geschichtsvortrag des Professors Wirth zuhören. Als der Augenblick der Abfahrt kam, hing Marie an Roxanes Halse und weinte leidenschaftlich, aber sie war mit ihrem Schmerze ziemlich allein. Selbst Roxane, von der Erregung der Abfahrt hingenommen, brachte es zu keiner tieferen Rührung. So fuhren sie denn ab. Marie ging in ihr Zimmer, warf sich auf

Digitized by Google

das Bett und schluchzte. Zuweilen kam Alwine, nach ihr zu sehen, stand da und versuchte es, ihr zuzureden: „Wozu das Weinen? Wie lange wird es dauern, und Prinzeßchen wird selbst Hochzeit halten."

Allein das konnte Marie nicht trösten. Zum Frühstück erschien sie mit verweinten Augen, saß wortlos da und ärgerte sich darüber, daß Fräulein von Dachsberg, der Major, Mademoiselle Laure, alle, die sonst bei Tisch zu schweigen oder nur halblaut zu sprechen pflegten, heute eine laute Unterhaltung führten. Nach dem Frühstück ging sie in den Garten hinaus und streckte sich unter dem alten Pflaumenbaum platt auf den Rasen hin. Sie lag ganz still da, die tiefen, beruhigenden Stimmen der Hummeln sangen nahe an ihrem Ohr vorüber, Libellen setzten sich auf ihre Brust, aber sie regte sich nicht, sie lag da wie tot. Ja, das hätte sie denen im Schlosse gegönnt, wenn sie wirklich tot gewesen wäre, gestorben an Vereinsamung und Enttäuschung. Plötzlich fuhr sie auf, die Dühnenschen Jungen mußten gleich kommen. Sie beschloß, die Knaben heute am Gitter zu erwarten, es war unschicklich, sie wußte es, aber gerade das wollte sie. Sie erhob sich und ging, sich am Gitter aufzustellen. Da kamen sie schon, gerade bogen sie auf die Landstraße ein, voran Coco, die Hände voller Kieselsteine, mit denen er nach den Stäben des Gartengitters warf. Als er Marie sah, blieb er verwundert stehen.

„Holla!" rief er, „heute nur eine." Auch die beiden anderen Knaben blieben stehen und grüßten.

„Heute allein?" fragte Felix und errötete.

Auch Marie errötete: „Ja," erwiderte sie, „meine Mutter und meine Schwestern sind verreist."

Da Felix nichts mehr zu sagen wußte, führte Marie die Unterhaltung weiter: „Haben Sie gebadet?"

Digitized by Google

Ja, sie hatten gebadet.

„Baden Prinzessinnen nicht?" fragte Coco.

Marie antwortete darauf nicht, sondern wandte sich wieder an Felix: „Ist es weit, dort, wo Sie baden?"

„Nein," erwiderte er, „gleich hier um die Ecke auf der kleinen Wiese am Waldrande."

„Ist es dort schön?" forschte Marie weiter.

„Kennen Sie das nicht?" fragte Felix erstaunt, „wenn Sie hier über den Weg gehen, sind Sie gleich da," und plötzlich erhellte ein schlaues Knabenlächeln Felix' sonst so ernstes Gesicht, „wir führen Sie hin," schlug er vor.

„Wie kann ich?" stotterte Marie, und das Herz schlug ihr stärker.

„Nun," meinte Felix, „wir laufen ganz schnell über den Weg und die Wiese hinab, im Walde sieht uns keiner."

Ein leichter Schwindel ergriff Marie, wie er Menschen ergreift, die sich mit einem plötzlichen Entschluß blindlings in eine große Gefahr stürzen. „Warten Sie", sagte sie, und lief zu der kleinen Gitterpforte des Gartens, und dann stand sie auf der Landstraße.

„Sie kommt! Sie kommt!" triumphierte Coco.

„Nun los!" kommandierte Felix, und sie begannen zu laufen. Von der Landstraße bogen sie auf eine kleine, gemähte Wiese ab. Der Boden war dort feucht, bei jedem Schritte gab es ein leise gluckſendes Geräusch, und ein wenig schwarzes Wasser spritzte über die Schuhe. Da war auch der kleine Fuß blitzend im Mittagscheine, umstanden von hohem, grünem Schilfe. Hier roch es nach Wasser, nach Schilf und feuchter Erde. Eine seltsam aufregende Abenteurerluft, dachte Marie. Und endlich waren sie am Waldrande, Marie

Digitized by Google

blieb stehen, legte die Hand auf die Brust und rang nach Atem.

„Tüchtig gelaufen", bemerkte Felix.

Marie versuchte zu lächeln: „Es ist nichts", sagte sie, aber das Weinen war ihr nahe.

„Jetzt können wir langsam gehen", meinte Felix. Bruno und Coco liefen voraus, sammelten Tannenzapfen und warfen damit nach einem Eichkätzchen, das von einem Baume spöttisch auf sie niedersah. Felix ging neben Marie her und machte höflich den Wirt des Waldes. Alte Tannen standen hier mit majestätisch niedergebogenen Zweigen und grauen Moosbärten, weiter fort kam dichtes Unterholz, mächtige Wurzeln schlängelten sich über den Boden, der mit grün und rotem Moose bedeckt war. Die Sonne sprühte auf den Tannennadeln, und die Luft war schwer von warmem Harzgeruch. „Ja, mit den Wurzeln muß man sich hier in acht nehmen," sagte Felix, „man sieht sie nicht, und dann fällt man. Das dort ist eine Eidechse, soll ich sie fangen? Sie hat einen gelben Bauch."

„Ach nein", bat Marie.

„Oh, sie tut nichts," sagte Felix, „ja, Heidelbeeren gibt es hier auch, aber wir kommen an eine Stelle, da gibt es mehr davon, da können wir uns voll essen."

Marie blieb stehen und lauschte einem Ton, der durch das Gehölz zu ihr drang. „Was ist das?" fragte sie.

„Das sind die Tauben", berichtete Felix. „Am Morgen, wenn man sich unter einen abgestorbenen Baum stellt und sie lockt, dann kommen sie." Und Felix begann den Ruf der Waldtauben nachzuahmen.

„Das können Sie gut", sagte Marie bewundernd.

Felix zuckte die Achseln: „Ich kann noch viele Vögel locken", meinte er. Allerdings, dieser Wald war anders

Digitized by Google

interessant als der Wald, durch den Marie nachmittags mit der Kalesche fuhr oder in dem sie mit Fräulein von Dachsberg, den Lakaien hinter sich, spazierenging. Und wie zu Hause die Knaben hier waren, Bruno und Coco sprangen umher wie in einer großen Spielstube, und Felix sprach von den Tannen und Eidechsen wie von Kameraden, und es war ihr demütigend, nicht auch zu dem allen zu gehören, sondern hier umherzugehen wie ein fremder Besuch. Jetzt kamen sie an einen kleinen Bach, der sich durch die schwarze Walderde durchwühlte, auch sein Wasser war schwarz, nur hie und da mit einer grünen Pflanzendecke überdeckt. Ein morsches Brett diente hier als Brücke. Coco und Bruno liefen sicher hinüber und ließen das Brett schaukeln.

„Können Sie hinüber?" fragte Felix höflich.

„O ja", antwortete Marie zuversichtlich, aber das Herz klopfte ihr, das Brett war schlüpfrig und schaukelte, sie fürchtete zu fallen, und — dann fiel sie auch schon, stand mitten in dem schwarzen, lauwarmen Wasser, und am Ufer erhoben Bruno und Coco ein lautes Gelächter. Hilfesuchend schaute sie zu Felix auf, aber auch dessen höfliches Gesicht war von einem breiten, höhnischen Knabenlachen verzerrt. Auf einem großen Blatte saß eine dicke Kröte und sah sie starr und verdrießlich an, und über ihr in den Baumwipfeln lachten die Waldtauben.

Das ist ja wie ein ganz, ganz böser Traum, dachte Marie, und sie begann zu weinen.

Endlich sprang Felix herzu, streckte ihr die Hände entgegen und sagte gutmütig: „Kommen Sie." Mühsam wurde Marie an das Ufer hinaufgezogen, da stand sie dann, das Kleid schwarz und naß, die Füße schwer von Schlamm. Sie weinte noch immer, und Coco lachte noch immer sein wildes Lachen, Felix aber wurde

Digitized by Google

ernſt und nachdenklich. „Das iſt dumm, was tun wir?“ ſagte er. Er beſann ſich und faßte einen Entſchluß. „Bitte, Prinzeſſin Marie, gehen wir hier hinein“, wandte er ſich jetzt wieder ſehr höflich an Marie und führte ſie in das Dickicht an einen kleinen mit Moos und Heidekraut bedeckten Platz, der ganz von jungen Tannen umſtanden war. „Bitte es ſich hier bequem zu machen,“ fuhr Felix fort, „hier ſieht Sie keiner, hier ſind unſere Badetücher, bitte. Ich laufe ſchnell nach Hauſe und ſehe, ob ich etwas Trockenes erwiſche. Ich bin bald wieder da, Sie können ganz ruhig ſein.“

Damit ging er. Marie ließ ſich auf das Moos nieder, ſank kummervoll in ſich zuſammen. Ihr war ſehr elend zumute, jetzt hatte ſie Gewiſſensbiſſe, was würden die zu Hauſe ſagen, aller Mut, alle Abenteuerluſt waren gewichen, und ſie war nur noch das kleine Mädchen, das fürchtete, geſcholten zu werden. Mechaniſch begann ſie ſich die Strümpfe und Schuhe auszuziehen, legte die naſſen Röcke ab und hüllte ſich in die Badetücher. Der Erregung folgte eine große Müdigkeit und eine dunkle Ergebung. Aus der Ferne hörte ſie die Stimmen der beiden Knaben, Coco ſang: „Ich habe die Beine der Prinzeſſin geſehen!“ Sie ſtreckte ſich auf das Moos aus, über ihr in einem lichtblauen Himmel wiegten ſich Tannenwipfel langſam hin und her, um ſie an den Zweigen ſchaukelten ſich winzige Spinnen an blanken Fäden, und Meiſen flogen lautlos hin und her wie kleine, graue Federknäuel, alles war ſo beruhigt und ſorglos, es war faſt demütigend hier zu liegen und ein böſes Gewiſſen zu haben. Der Wald ſang ſeine Töne zu ihr herüber, ein Specht arbeitete unermüdlich irgendwo, und der Eichelhäher ſtieß zuweilen ſeinen erregten Wacheruf aus. Marie ſtreckte ſich, die Sonne

Digitized by

ſchien jetzt warm auf ihre nackten Füße. Wenn es nicht ſo ſchrecklich geweſen wäre, ſo hätte es gemütlich ſein können, dachte ſie, griff nach einigen Heidelbeeren, die neben ihr wuchſen und aß ſie. Über ihr auf einem Föhrenzweig ließ ſich ein großer, blauer Vogel nieder, ruhig ſaß er da, und äugte auf Marie herunter. Sie aber empfand es wie eine Ehre, daß der ſchöne Vogel auf ſie wie etwas Bekanntes und Hierhergehöriges herabſah. Sie ſchloß die Augen, ſie dachte nicht mehr an das Schloß und an Fräulein von Dachsberg, das alles ſchien plötzlich unendlich weit, ſie dachte an nichts mehr; ein ſüßes Daſeinsbehagen erwärmte ihren Körper, es war ihr, als wiegte ſie ſich wie die beſonnten Tannenwipfel dort oben im Blau ſachte hin und her, oder als würde ſie wie die kleinen Spinnen an ſilbernen Fäden ſanft geſchaukelt.

Sie wurde von etwas aufgeſchreckt, das auf ſie niederfiel. Sie richtete ſich auf, mißmutig darüber, daß ſie geſtört wurde. In ihrem Schoß lag ein Paket in eine Zeitung gewickelt, und als ſie es öffnete, fand ſie darin ein Paar Knabenſocken und eine reingewaſchene blaue Leinwandhoſe. Ratlos blickte ſie die Gegenſtände an, dann legte ſie ſich zurück und begann zu lachen, lachte ſo, daß es ihren ganzen Körper ſchüttelte und ihr warm dabei wurde. Das gab ihr neuen Mut. Gut, es ging auch ſo. Sie zog die Socken an, ſchlüpfte in die Leinwandhoſe, legte darüber ihre naſſen Kleider an und trat ſo aus dem Dickicht hervor. Die drei Knaben empfingen ſie ernſt, gewaltſam hielten ſie ihre Geſichter und ihre Lippen in Zucht. „Nicht wahr, Prinzeſſin," ſagte Felix zeremoniös, „ſo geht es auch, etwas anderes war nicht zu haben."

„Oh, ich danke," erwiderte Marie, jetzt wieder ganz Prinzeſſin, „ſo iſt es ſehr gut."

Digitized by Google

Sorgſam wurde ſie über den gefährlichen Steg geleitet, und auf dem Gang durch den Wald gab Felix Anleitungen dazu, wie ſie ungeſehen an das Haus gelangen könnte. Er tat das mit der Sachkenntnis eines, der in verbotenen Unternehmungen wohl bewandert iſt. Auf der Wieſe begannen ſie wieder zu laufen, jagten über die Landſtraße hin und hielten vor der Gittertüre des Schloßgartens.

„Ich danke Ihnen," ſagte Marie jetzt wieder befangen, „es war doch ſehr ſchön."

„Das machen wir jetzt öfters", meinte Felix, dann trennten ſie ſich.

Vorſichtig ſchlich Marie durch die Stachel- und Johannisbeerbüſche, den Buchsbaumhecken entlang, dem Schloſſe zu, das noch ſchweigend in ſeiner Mittagsruhe dalag. Wäre nicht ihr naſſes Kleid geweſen, und die übel zugerichteten Schuhe, ſie hätte das eben Erlebte für einen Traum halten können, ſo unwahrſcheinlich erſchien es ihr hier mitten in der altgewohnten feierlichen Stille. Ungeſehen gelangte ſie an die Hintertüre des Schloſſes und in ihr Zimmer. Dort klingelte ſie nach Alwine, die würde ſchelten, aber ſie nicht verraten. Vordem jedoch zog ſie die leinene Hoſe aus und verbarg ſie.

Alwine kam, und als ſie erfahren hatte, was geſchehen war, ſchalt ſie ſehr heftig: „Eine Prinzeſſin, die ſich mit fremden Jungen im Walde umhertreibt, hat man je ſo etwas geſehen! Es war eine Schande! Das wird eine ſchöne Königin geben. Ich möchte das Volk ſehen, das ſolch eine Königin will." Marie mußte ſich zu Bett legen und ruhig liegenbleiben, Alwine wollte draußen ſagen, die Prinzeſſin habe Kopfweh und dürfe nicht geſtört werden.

Als die Alte fort war, ſchloß Marie die Augen, nein,

ſie bereute nichts, ſie war nur ſehr müde und ſchlief lächelnd ein.

Marie erwachte heiter und erquickt. Sie mußte ſich zuerſt darauf beſinnen, was denn Beſonderes geſchehen war, und dann wußte ſie es, in ihr einfaches Prinzeſſinnenleben hatte ſich ein Geheimnis, eine luſtige Ungeheuerlichkeit, eingeſchlichen, die ihr entgegenkicherte, ſobald ſie daran dachte. Und ſie dachte viel daran. Sie dachte daran, wenn der Baron Fürwit ſie zum Diner führte, und ſie dachte daran während des Eſſens, mitten in der Feierlichkeit des Eßſaals, vor dem weiß und ſilbernen Altar des Eßtiſches, und dann ſpürte ſie ordentlich wieder den Hauch der Moorerde, des Harzes und der Tannen. Abends ging ſie mit Mademoiſelle Laure im dunkeln Garten auf und ab, und Mademoiſelle erzählte von der Penſion und den Studenten. Als ſie ſchlafen ging, bat ſie Alwine, ein wenig bei ihr zu bleiben, denn ſie fürchtete ſich allein in dem großen, weißen Zimmer. Es war behaglich, vom Bette aus Alwines friedliches Geſicht, mit der großen Brille über den Strickſtrumpf gebeugt und von der Lampe hell beſchienen, vor ſich zu haben.

„Alwine," ſagte Marie, „warſt du hübſch, als du jung warſt?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte Alwine verdrießlich, „Prinzeßchen ſoll ſchlafen."

Aber Marie fragte weiter: „Alwine, liefſt du auch zuweilen mit fremden Jungen in den Wald?"

„So was fragen Prinzeßchens nicht", antwortete die Alte.

Marie ſchaute zur Decke empor. Ja, das eigentliche Leben eines jeden ſind ſeine Geheimniſſe, das war ihr jetzt klar. Alle hatten ſie ihre Geheimniſſe, alle, das ganze Schloß war voll davon. Mademoiſelle Laure

hatte einmal erzählt, wenn sie sich zur Mittagsruhe in ihr Zimmer zurückzieht und ihre Türe verschließt, dann tanzt sie ganz allein für sich oft eine Stunde lang, denn, sagte sie, das Leben hier im Schlosse war kein Leben, „on étouffe“. Ja, das war es, so machten sie es alle, das ganze Schloß mit seinem feierlichen Leben war voll von solchen verschlossenen Türen, hinter denen die Leute heimlich tanzten. Alle taten sie das, der alte Baron Fürwit und das traurige Fräulein von Dachsberg, der Major, die kleine Baronin Dünhof und die Mama — ja, auch die Mama. Und dieser Gedanke erregte Marie so sehr, daß sie mit ihrem ganzen Körper aufschnellte wie eine Forelle im Wasser.

„Heute sind Prinzeßchen aber schlimm“, brummte Alwine.

Am nächsten Tage um die Mittagszeit saß Marie auf ihrem Platze unter dem Pflaumenbaum, die Leinwandhose in Papier gewickelt neben sich, und wartete.

Zuerst kamen Coco und Bruno. Coco drückte seine Nase an die Stäbe des Gitters und rief: „Er kommt nach.“ Dann lief er davon und trällerte: „Er hat sich verliebt in 'ne Prinzessin!“

Marie nahm ihr Paket und stellte sich an der Gittertüre auf.

Da kam auch schon Felix herangeschlendert, das Badetuch über der Schulter. Er blieb stehen und lachte: „Ist es gut bekommen?“ fragte er.

„Ja, ich danke,“ erwiderte Marie, „ich wollte Ihnen dieses hier abgeben.“ Sie öffnete die Gittertür und fügte errötend und sehr höflich hinzu: „Wollen Sie nicht ein wenig eintreten?“

„Hier?“ fragte Felix erstaunt.

„Oh, es sieht uns keiner,“ versicherte Marie, „wir müssen nur in die Johannisbeeren gehen.“

Digitized by Google

„Das ist etwas anderes", erwiderte Felix verständnisvoll und trat in den Garten.

Marie ging voran, um ihm den Weg zu zeigen, mitten in das Dickicht der Stachel- und Johannisbeersträucher hinein. Vor einem großen Johannisbeerstrauche blieb sie stehen und sagte „Bitte hier."

Felix mußte sich dort ausstrecken, und Marie setzte sich zu ihm. Beide saßen ernst da wie in einem Besuchszimmer. Um sie her und über ihnen hingen die Zweige voll glashheller, roter Trauben, heiß von der Mittagsonne, und die Büsche waren voll eines leisen Surrens und Klingens, als brodelten und kochten hier in der Hitze all die reifen Früchte. Dazu glitzerte die Luft von unzähligen blanken Flügeln und blitzenden Leibern.

„Essen Sie Johannisbeeren?" fragte Marie.

„Ja, die esse ich schon", erwiderte Felix, und seine braune Knabenhand mit den vielen Rissen und Mückenstichen griff in die Trauben.

„War das Bad kalt heute?" führte Marie die Unterhaltung weiter.

Nein, das Bad war nicht kalt gewesen, um diese Zeit war es nie kalt.

„Können Sie schwimmen?" forschte Marie weiter.

Ja, Felix konnte schwimmen, sie mußten das in der Kadettenschule lernen. Und nun fragte Felix seinerseits: „Können Sie schwimmen?"

„Nein," erwiderte Marie, „ich wollte es lernen, aber der Arzt hat es verboten."

„Sind Sie kränklich?" erkundigte sich Felix höflich.

Marie errötete: „O nein," sagte sie, „nur, weil ich im Winter hustete."

Felix zuckte die Achseln: „Ärzte sind immer so ängstlich", meinte er verachtungsvoll.

Digitized by Google

Dann wußten ſie eine Weile nichts zu ſagen, Felix aß die Johannisbeeren, und Marie betrachtete aufmerkſam ihren Gaſt, dieſen Knabenkörper, der ſich ſo bequem und träge unter dem loſen Leinwandkittel reckte, das braune Geſicht, in dem die blauen Augen ſo hell und die Zähne ſo grell weiß erſchienen. Merkwürdig war der Mund, mit der kurzen, geſchwungenen Oberlippe, er konnte ſich feſt ſchließen und ſah dann ſeltſam ernſt aus, aber wenn er ſich öffnete und lachte, dann lachte das ganze Geſicht mit, ein rückſichtsloſes und unendlich leichtſinniges Lachen.

Plötzlich ſchlug Felix auf Maries Hand: „Pardon," ſagte er, „eine Mücke."

„Sie können aber ſtark ſchlagen", bemerkte Marie.

„Iſt es rot?" fragte Felix und griff nach Maries Hand und hielt ſie einen Augenblick in ſeiner heißen Knabenhand. „Ich ſehe nichts", ſagte er und ließ ſie fallen. Und dann mußten die beiden Kinder ſich anlachen, ſie wußten nicht warum.

„Jetzt iſt es wohl Zeit, daß ich gehe", ſagte Felix, und da Marie nichts einwandte, ſchlüpfte er gewandt wie ein Wieſel unter den Sträuchern hindurch bis an das Gartengitter. Marie aber ſaß noch lange unter dem Johannisbeerſtrauch, pflückte ſich nachdenklich Johannisbeeren und träumte dem ſeltſamen Fühlen dieſer bedeutſamen Stunde nach.

Für Marie hatten die Tage jetzt nur eine Stunde, eine heiße, goldene Stunde. Mit der Verſchwendung ſolch junger Herzen ſtrich ſie alle anderen Erlebniſſe um dieſes einen Erlebniſſes willen. So war es denn auch gleich, ob ſie dem Geſchichtsvortrag des Profeſſors Wirth zuhören oder am Nachmittage mit Fräulein von Dachsberg allein ſpazierenfahren mußte. Das, worauf es ankam, war, daß um die Mittagszeit die lange

Digitized by Google

Knabengeſtalt unter dem Johannisbeerſtrauch lag, heiß vom Gehen, das Haar feucht, in den Kleidern noch etwas von dem Hauche des Waſſers und des Schilfes, um ſie her der ſäuerliche Duft der Johannisbeeren und das Brodeln des Mittags. Die Unterhaltung ging auch beſſer vonſtatten.

„Iſt es wahr?“ fragte Marie, „daß Sie wild ſind?“

„Wer ſagt das?“ fragte Felix ſcharf zurück.

„Der Graf Streith ſagte das,“ erwiderte Marie, „er ſagt, es fehlt Ihnen an Subordination.“

Felix lachte befriedigt: „Na ja,“ meinte er, „immer kann man ſich von den Kerls nicht unterdrücken laſſen.“ Und nun kamen die Geſchichten von dem heimlichen Rauchen und Trinken und Aus-den-Fenſtern-ſteigen, immer wieder von leiſem, höhniſchem Lachen unterbrochen.

Marie hörte aufmerkſam zu und lachte auch das leiſe, höhniſche Lachen. Felix' Lachen war zu anſteckend, ſie mußte mitlachen, es war, als führe jemand mit einer Feder leiſe über ihr Geſicht und kitzele es. Gut war es auch, wenn ſie ſich nichts zu ſagen hatten, wenn Felix unabläſſig die roten Trauben zwiſchen ſeinen hübſchen Lippen verſchwinden ließ und nur ab und zu eine Mücke auf Maries Hand erſchlug.

Dann kam eine ſüße Beklommenheit über Marie, das Atmen wurde ein wenig ſchwer und die Handflächen brannten. Einmal jedoch war Gefahr ganz nahe. Sie hörten durch die Mittagsſtille plötzlich die Stimme des Fräuleins von Dachsberg, die mit ihrem klagenden Diskant „Prinzeſſin Marie!“ rief.

Felix machte ſich ganz klein und verkroch ſich unter dem Johannisbeerſtrauch wie ein Igel. Marie war ſehr

Digitized by Google

erſchrocken. „Gehen Sie nur, ich bleibe hier“, flüſterte Felix.

Da tauchte Marie auf, ſehr erhitzt, kleine Blätter im wirren Haar. Drüben bei den Himbeeren ſtanden Damen in hellen Kleidern, und Fräulein von Dachsberg rief und winkte. Marie erkannte die Baronin von Uchtlitz mit ihrer Tochter Hilda.

„Aber Prinzeſſin,“ ſagte Fräulein von Dachsberg traurig, „um dieſe Zeit iſt man doch nicht draußen.“

Die Baronin aber lächelte und meinte: „Um dieſe Zeit ſchmecken die Beeren am beſten, das weiß ich. Ich habe Ihnen hier, Prinzeß Marie, meine Hilda gebracht, ſie ſoll Ihnen ein wenig Geſellſchaft leiſten.“

Die Baronin war eine große, ſchöne Dame, die ſich ſehr gerade hielt und den Kopf mit dem noch jugendlichen Geſichte vorſichtig bewegte, als ſei der Aufbau des blonden Haares eine Krone, die herunterfallen könnte. Neben ihr ſtand Hilda, auch groß und aufrecht. Der Graf Streith hatte geſagt: „Die Uchtlitzſchen Damen haben eine Art ſich zu halten, als trügen ſie einen Küraß unter dem Kleide.“ Hilda hatte prachtvolles, aſchblondes Haar, ſchöne Farben und einen breiten, ſehr roten Mund.

Marie war ſo erregt, daß ſie nicht wußte, was ſie ſagte, nur eines war ihr klar: fort von hier mußten ſie. Sie nahm Hildas Arm und ſagte: „Wir wollen in die Allee, in den Schatten gehen.“ Die beiden Mädchen gingen voran, und die älteren Damen folgten ihnen langſam.

Marie ſprach viel und ſchnell wie im Fieber, ſie dankte Hilda ſtürmiſch, daß ſie gekommen war. „Ich bin ja ſo einſam. Zu dieſer Hochzeit hat man mich nicht mitgenommen, das iſt doch ſchändlich, nicht wahr?“

Digitized by Google

Hilda hörte mit ihrem überlegenen Lächeln still zu und sah dabei Marie aufmerksam an. „Sie haben sich verändert, Prinzessin," sagte sie, „Sie sind so lebensvoll und angeregt."

„Wirklich?" fragte Marie, „vielleicht habe ich mich entwickelt?"

Hilda zuckte leicht mit den Schultern: „Ach nein, Prinzessinnen entwickeln sich nicht."

Das kränkte Marie, sie wurde ganz rot: „Warum sollen wir uns nicht entwickeln? Natürlich, Krankenpflegerin oder Postfräulein will ich nicht werden, deshalb kann ich mich doch entwickeln."

Hilda jedoch lachte ihr lautes, gutmütiges Lachen: „Das mit dem Postfräulein hat mein Vater gesagt, das erkenne ich. Nein, Postfräulein will ich nicht werden, es gibt soviel andere Berufe, ja, es gibt eigentlich alle Berufe, wir müssen sie nur erobern. Unsere Brüder bleiben auch nicht zu Hause und werden, was sie wollen. Warum sollen wir immer Töchter bleiben? Tochter ist so ein schreckliches Wort. Tochter ist ein Wesen, das eigentlich nur dazu da ist, um abends ins Haus zurückgeschickt zu werden, damit es der Mama einen Schal holt, weil es anfängt kühl zu werden."

Marie hörte nicht mehr recht zu, sie dachte daran, ob drüben unter dem Johannisbeerstrauch die blaue Gestalt noch versteckt läge, und da Hilda merkte, daß ihre Zuhörerin zerstreut wurde, schwieg sie. So gingen die beiden Mädchen eine Weile nachdenklich durch das Flirren der Blätterschatten und den Sonnenschein in der großen Lindenallee. Endlich fragte Marie ganz unvermittelt:

„Waren Sie das rote Mädchen auf der Schaukel, das sich von dem Offizier schaukeln ließ, als wir vorüberfuhren?"

„Ja," bestätigte Hilda, „der Offizier war mein Vetter Barnitz, er hat sich so in mich verguckt."

„Wirklich? Erzählen Sie doch," drängte Marie, „haben Sie ihn auch gern?"

„Ach ja, warum nicht," erwiderte Hilda, als handelte es sich um etwas Alltägliches, „er hat eine poetische Liebe. Er schenkt Rosen, drückt heimlich die Hand und macht Liebeserklärungen. Jeden Abend, wenn wir im dunkeln Garten spazierengehen, machte er eine Liebeserklärung. Wenn wir an ein bestimmtes Levkoienbeet gekommen sind, fängt er an."

„Was sagt er?" forschte Marie.

„Ich weiß nicht," erwiderte Hilda, „bei einer Liebeserklärung kommt es hauptsächlich auf den warmen, singenden Ton an, der muß zu Herzen gehen. Gott, solange sie in uns verliebt sind, sind sie alle nett; aber sobald sie merken, daß auch wir schwach werden, dann sind sie lächerlich; dann spielen sie gleich den königlichen Löwen, der seine Mähne schüttelt, und wir sollen die kleinen, nackten Löwinnen sein. Nein, dann erst werden Mann und Weib gleich sein, wenn die Männer uns küssen können, ohne gleich eine dumme Protektormiene aufzusetzen."

Marie wurde ein wenig verlegen: „Ja, wie wissen Sie..."

Hilda aber lachte: „Ach diese kleinen Prinzessinnen, was die nicht alles wissen wollen."

Jetzt waren sie bis an das Schloß gelangt und stiegen die Stufen zum Gartensaale hinauf, wo der Tee genommen werden sollte. Marie drückte fest Hildas Arm und sagte leise: „Wie hübsch und klug Sie sind." In diesem Augenblick begann sie Hilda stark zu lieben. Hilda lächelte mitleidig.

Am nächsten Tage wurde die Fürstin zurückerwartet.

Digitized by Google

Marie teilte ihrem Gefährten unter dem Johannisbeerſtrauche mit, es ſei heute das letztemal, daß ſie ſich hier träfen.

Felix zog die Augenbrauen empor und machte ein ſeltſames Geſicht, ein Geſicht, das gleichgültig ausſehen ſollte. „So, ſo," meinte er, „ja, ich muß nun auch bald fort, die verdammte Schule fängt wieder an."

Marie fragte nach dem Bade, Felix ſchlug eine Mücke auf Maries Hand tot, aber ſonſt war es heute ein einſilbiges und trübſeliges Beiſammenſitzen, alles erſchien Marie heute traurig, der Sonnenſchein und die Johannisbeeren, und das eintönige Summen der Bienen. Einer müßte jetzt etwas Schönes und Süßes ſagen, von Felix jedoch ließ ſich nichts erwarten, und ihr ſelbſt fiel nichts ein. „Ja, jetzt muß ich gehen", ſagte Felix leichthin, reichte Marie ungelenk die Hand und machte ſich bereit fortzuſchlüpfen. Doch plötzlich wandte er ſich um, ergriff Maries Kopf von hinten, bog ihn zurück und drückte ſeine heißen Lippen ganz feſt auf ihren Mund. Dann war er fort.

Marie ſaß regungslos und beſtürzt da, das hatte ſie nicht erwartet. Es verletzte ſie, er war wirklich zu wild, und es fehlte ihm an Subordination. Und doch erſchütterte es ſie tief, Tränen traten in ihre Augen, ſie begann zu weinen, Tränen, die von der Sonne auf den Wangen heiß wurden; ſie weinte, weil er ſie beleidigt hatte und weil ihr Erlebnis heute zu Ende war, und weil ſie den großen, wilden Jungen hier unter dem Johannisbeerſtrauch ſo ſchmerzlich vermißte.

Die Fürſtin war zurück, und das Leben ging wieder ſeinen ordnungsmäßen Gang. Wie gewohnt, verſammelte man ſich nach dem Diner im Gartenſaal.

Digitized by Google

Die Baronin Dünhof ſpielte Halma mit dem Baron Fürwit, und die Fürſtin ſaß an der geöffneten Gartentüre, neben ihr Graf Streith, der ſie unterhielt.

„Ach Graf," ſagte die Fürſtin langſam, als täte es ihr wohl, die Worte träge verklingen zu laſſen, „wie gut tut es, wieder zu Hauſe und in ſeiner Ruhe zu ſein. Ich tauge nicht mehr für das Hofleben, dieſe Welt der kleinen Wichtigkeiten macht mich müde und intereſſiert mich nicht."

„Gewiß," beſtätigte der Graf und ſchlug dabei die Augen nieder, ſo daß es ausſah, als ſäße er mit geſchloſſenen Augen da, „dort iſt es ein eintöniges Stackato preſtiſſimo. Wir haben hier doch unſere ruhevollen Orgelpunkte."

„Das klingt hübſch," meinte die Fürſtin, „aber es ſoll vielleicht nicht ſein. Meine Schwägerin, die Herzogin, fragte mich, ob es nicht ſchwer ſei, die für die Erziehung der Mädchen nötige Etikette aufrechtzuerhalten. Du lieber Himmel, die gute Dünhof tut ja, was ſie kann, aber ich fürchte, unſere arme Etikette würde vor der Herzogin nicht beſtehen. Was wollen Sie, hier auf dem Lande wird man bequem und ein wenig feige."

Der Graf lachte leiſe. „Ja, ja, ich habe auch wieder unſere Helden des Hoflebens bewundert, und zu denken, daß man ſelbſt ſolch ein Held geweſen iſt."

„Sehen Sie," fuhr die Fürſtin nachdenklich fort, „mir kamen dieſe Leute alle vor wie koſtbare Dinge, die immer in einem Etui ſtecken. Ich war auch einmal ſolch ein Weſen, das nie aus einem Etui herauskam. Nun, jetzt bin ich aus dem Etui herausgenommen worden, das iſt vielleicht unrecht, aber es tut wohl."

Der Graf beugte ſich ein wenig vor und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Es gibt vielleicht doch einen

Digitized by Google

Augenblick, in dem wir ein Recht auf unſer eigenes Leben haben."

Die Fürſtin ſah ihn ruhig freundlich an. „Jetzt haben wir einige ſtille Wochen vor uns," meinte ſie, „die wollen wir genießen, unſeren, wie ſagten Sie doch, Orgelpunkt. Später kommt wieder Unruhe, mein Neffe, die Verlobung, die Jagd. Morgen, denke ich, will ich wieder reiten." Sie lehnte ſich in den Seſſel zurück, ſtarrte in die ſchwarze Stille der Nacht und ſtrich ſacht mit der einen Hand über die andere, als ſeien die Hände einander dankbar. „Ach Graf," ſagte ſie, „wie die Levkoien heute ſtark duften."

Marie ging mit Eleonore in den Garten himunter. Jetzt wollte ſie es ſein, die mit der Schweſter vertrauliche Geſpräche hatte, und ſie wußte es, Eleonore hatte ihr Wichtiges anzuvertrauen. Mademoiſelle Laure, die, weiß es Gott woher, ſtets alles zuerſt erfuhr, hatte Marie mitgeteilt, Eleonores Verlobung mit dem Vetter Joachim aus Neuſtatt-Birkenſtein ſei eine abgemachte Sache. Im Oktober ſollte der Erbprinz nach Gutheiden kommen, und dann würde die Verlobung bekanntgegeben werden. Das war es, was Marie von Eleonore hören wollte. Dieſe jedoch blieb einſilbig und traurig. Natürlich, Marie war auch traurig, weil Roxane ihnen fehlte, allein das war kein Grund, um ſich nicht zu unterhalten. So erzählte ſie denn zuerſt von ſich, von ihrer Einſamkeit und wie wichtig Fräulein von Dachsberg und der Major es bei Tiſche gehabt hatten, und wie Fräulein von Dachsberg ſich bei der Spazierfahrt in den Wagen zurückgelehnt hatte, als ſei ſie die Fürſtin. Als dann jedoch Eleonore noch immer ſchwieg, ärgerte ſich Marie. „Ich verſtehe nicht, Lore," ſagte ſie, „warum du es mir nicht ſagſt, daß du mit dem Vetter Joachim verlobt biſt."

Digitized by Google

„Du erfährst das bald genug, Kleine", erwiderte Eleonore gelassen.

„Also ist es wahr?" versetzte Marie, „jedenfalls ist es verletzend, daß ich alles erst durch Mademoiselle Laure erfahren muß. Und dann, Roxane und du, ihr habt so eine Art zu tun, als sei eine Verlobung etwas Trauriges."

„Sie ist etwas Ernstes", meinte Eleonore. Marie wurde nachdenklich. Ja, das gab sie zu, vielleicht war eine Verlobung etwas Ernstes.

Ob nun die Verlobung etwas Ernstes war oder nicht, jedenfalls änderte sie vorläufig nichts an der Eintönigkeit des Lebens in diesen Spätsommertagen, mit ihrem stetig blauen Himmel und ihrem grellen Sonnenschein. Am Morgen ritt die Fürstin mit Eleonore aus. Marie durfte nicht reiten, der Arzt hatte es verboten. Trübselig stand sie auf der Freitreppe und sah zu, wie hübsch die beiden Gestalten in dunkelblauen Reitkleidern, die kleinen blanken Reithüte auf dem Kopfe, die Schleier im Winde wehend, in den sonnigen Morgen hinausritten. Sie folgte ihnen mit den Augen, bis auch die letzte Spur des blau und silbernen Rückens des folgenden Reitknechts hinter den Parkbäumen verschwunden war. Die Fürstin liebte es, in scharfem Trabe den Reitweg hinab bis an die Parkpforte zu reiten, dann bog man in die junge Föhrenschonung des Waldes ein. Die Luft hing noch voll glitzernder Feuchtigkeit, die angenehm kühlend in das Gesicht wehte. Zu beiden Seiten des Rasenweges standen die kleinen Bäume wie grünblaue Kandelaber, die Waldwiesen waren noch grau von tauschweren Spinnweben. Die Fürstin wurde auf solchen Morgenritten ganz jugendlich erregt. „Kind," rief sie, „ist das nicht schön? Kann es etwas Schöneres geben! Warum antwortest du nicht?"

Digitized by Google

Leichte Röte ſtieg in ihre Wangen, und ihre Augen wurden feucht. Eleonore bewunderte die Natur, ſie bewunderte vor allem ihre Mutter. In ihrer ſtillen und ruhigen Gemütsart jedoch begriff ſie nicht, daß man ſich darüber ſo aufregen konnte.

An einer Biegung des Weges erwartete ſie Graf Streith. Sehr gerade ſaß er auf ſeinem großen Falben und grüßte, indem er die ſchwarzſamtne Jockeikappe bis auf den Sattelknopf herabſenkte. „Ach Graf," rief die Fürſtin, „iſt dieſer Morgen nicht wundervoll? Dieſe Luft und dieſes Licht machen einen betrunken."

Der Graf ſchloß ſich den Damen an, er hatte eine hübſche zeremoniöſe Art neben der Fürſtin hinzureiten, und auch der Falbe trabte vorſichtig und aufmerkſam. Der Weg wurde hier breiter, und die Fürſtin kommandierte Galopp. In kurzem Galopp ging es nun an hohen Tannen hin, aus denen der Morgenwind blanke Tropfen auf die Reiter niederſtreute. Die Fürſtin gab ſich ganz der Bewegung hin, lächelte dem Luftzug und dem Lichte mit einem ſeltſam verträumten Lächeln zu. Endlich zog ſie die Zügel an, und die Pferde fielen in Schritt. „Das war gut," ſagte ſie und atmete tief auf, „ſo trinkt man noch am beſten die ganze Schönheit in ſich hinein."

„Ja, hm," meinte der Graf, „der Wald als Frühſchoppen, ſehr gut." Eine Weile ritten ſie ſchweigend nebeneinander her, dann begann die Fürſtin ſich mit dem Grafen zu unterhalten: „Sie waren geſtern nicht zum Diner. Was haben Sie den Abend über getan?"

„Ich feierte ein Einſamkeitsfeſt", erwiderte der Graf.

„Wie iſt das?" fragte die Fürſtin.

„Nun, ich laſſe alle Lampen in meinem Salon

Digitized by Google

anzünden," berichtete der Graf, „und gehe in den Garten hinaus. Gestern gab es keine Sterne, und die Nacht war so dunkel, daß ich mich nur nach dem Duft der Blumen in den Wegen zurechtfand. Das ist sehr hübsch, man hört, wie die Frühbirnen auf den Rasen fallen, und ringsherum raschelt es wie Schritte auf weichen Sohlen, das sind meine Igel, die auf die Mäusejagd gehen. Und wenn ich zum Hause hinübersehe, dann glänzen die Fenster, und ich stelle mir vor, dort sitzt jemand und wartet auf mich. Das sind so die Phantasien eines Einsamen."

Die Fürstin erwiderte nichts, beugte sich ein wenig nieder und klopfte zärtlich den Hals ihres Pferdes. Eleonore hörte dem Gespräch schweigend zu, und sie hatte das Gefühl, daß die beiden sie ganz vergessen hatten.

Marie durfte während dieser Zeit mit Fräulein von Dachsberg einen Spaziergang durch den Wald machen. Der Wald erschien ihr unendlich öde und uninteressant. Die Pilze am Wege hatten keinen Humor, und die Eichhörnchen auf den Zweigen schienen leblos wie die Eichhörnchen auf den Tafeln der Naturgeschichte, die Marie als Kind so oft an langweiligen Sonntagnachmittagen mit schläfrigen Augen betrachtet hatte. Fräulein von Dachsberg führte die Unterhaltung: „Wenn meine Mutter," erzählte sie, „mich einmal morgens in den Wald mitnahm, das war eine Seligkeit, ich fühlte mich so belebt, geradezu ausgelassen war ich, und ich bestürmte meine Mutter mit Fragen, alles wollte ich wissen, über alles wollte ich mich belehren lassen."

Marie zog die Augenbrauen hoch, nein, sie war entschlossen, nicht eine einzige Frage an Fräulein von Dachsberg zu richten. Sie verstand sich dann schon eher mit dem Lakaien Friedrich, der schläfrig und gleich-

Digitized by Google

gültig hinter ihnen hertrottete. Sonst war kein Vergnügen für diese Zeit in Aussicht. Um die Mittagsstunde saßen die Prinzessinnen unter dem Pflaumenbaum, allein die Luft hier mit ihren Düften und Tönen erinnerte Marie schmerzlich an Felix. Sie wartete gespannt darauf, daß die Dühnenschen Jungen draußen am Gitter vorübergingen, und wenn sie kamen und Felix lächelte und grüßte, dann wurde ihr das Herz ganz warm.

Die Fürstin erzählte abends beim Diner, der Wächter habe vorige Nacht aus der großen Linde vor dem Hause einen Ton wie das Girren einer Taube gehört. Als er das näher untersuchte, habe sich herausgestellt, daß oben im Baume einer saß. Der Wächter habe sich den Mann heruntergeholt, und da war es kein anderer als Felix Dühnen. Die Gräfin war heute im Schlosse gewesen, um sich ihres Sohnes wegen zu entschuldigen. Die arme Frau hat viel Sorge mit dem unbändigen jungen Menschen.

„Mit diesem jungen Herrn," meinte der Graf Streith, „wird sie noch so manches erleben, und da hilft die übermäßige Strenge des Vaters auch nichts."

Marie beugte sich tief auf ihren Teller, sie fühlte, wie das Blut ihr heiß in die Wangen schoß, sie hatte Lust zu lachen, und doch schnürte eine seltsame Rührung ihr die Kehle zu.

Für den 20. August pflegte jedes Jahr eine Einladung aus Schlochtin zu kommen, an diesem Tage wurde der Geburtstag der Baronin von Uchtlitz gefeiert. Die Fürstin liebte diese Einladung nicht. „Die Baronin," meinte sie, „ist eine kluge und erfrischend lebensvolle Frau, aber das ganze Treiben dort ist mir für meine Töchter zu, wie soll ich sagen, zu weit-

Digitized by Google

herzig." Dieſes Mal kam die Einladung ihr beſonders ungelegen, denn ſie behauptete in letzter Zeit fanatiſch verliebt in ihre Ruhe zu ſein. Allein die Üchtlitzens durften nicht verletzt werden, ſo wurde denn beſchloſſen, daß die beiden Prinzeſſinnen in Begleitung der Baronin Dünhof und des Barons Fürwit der Einladung Folge leiſten würden.

„Endlich geben wir auch ein Lebenszeichen von uns", ſagte Marie während des Ankleidens zu Alwine. Der Landauer ſtand vor der Türe, der Baron Fürwit trippelte unruhig auf der Freitreppe hin und her und ſchaute immer wieder nach der Uhr. Auch die Prinzeſſinnen waren zur Abfahrt bereit in ihren blauen Sommerkleidern, Korallenſchnüre um den Hals.

„Bitte Exzellenz," ſagte Marie, „verträgt es ſich eigentlich mit der Etikette, daß man Prinzeſſinnen warten läßt?"

Baron Fürwit ſchmunzelte. „Lizenzen des Landlebens", erwiderte er.

„Gut," ſagte Marie, „darauf werde ich mich nächſtens auch berufen." Der Baron lachte, ſo daß ſein kleines Geſicht ganz kraus wurde, er fand Prinzeſſin Marie ſehr witzig. Endlich kam die Baronin Dünhof, und man konnte abfahren.

Während der Fahrt beſprachen der Baron und die Baronin, welche Maßregeln ſie treffen würden, um die Prinzeſſinnen vor Gefahren zu ſchützen, die dort ihrer warten mußten. Das klang wie ein fein durchdachter Plan. Marie hörte dem gelangweilt zu. Dieſe Vorſichtsmaßregeln allein konnten einem die Freude an der Ausfahrt ſchon verleiden.

Der Wagen fuhr nicht beim Schloſſe vor, ſondern bog auf eine Wieſe ein, in deren Mitte ein Lindenwäldchen ſtand, dort ſollte der Tee genommen werden.

Digitized by Google

Die Wiese und das Wäldchen waren voll Menschen, voll bunter Kleider, bunter Bänder, bunter Hüte, und in dem Grün des Gehölzes, in dem Gold der Nachmittagsonne nahmen all die Farben einen hübschen Edelsteinglanz an. Vor dem Wäldchen hatte sich die Familie Üchtlitz aufgestellt, die Baronin mit ihren drei Töchtern, Henriette, Marga und Hilda, aufrechte, helle Gestalten, blond und rosig, hinter ihnen die Söhne des Hauses, der Assessor, der Referendar und der Leutnant, auch mächtige, breite Gestalten mit großen Schnurrbärten und Backenbärten, und mitten unter dieser kraftvollen Familie erschien der Baron Üchtlitz selbst, grauhaarig und etwas gebeugt, seltsam alt und gebrechlich.

Als der Wagen hielt, erschien auf allen Gesichtern ein freundliches, ein wenig starres Lächeln, und Marie fühlte, daß auch auf ihrem Gesicht dieses freundliche, ein wenig starre Lächeln sich zeigte. Sie war zufrieden damit, denn nun wußte sie, das Prinzessinnensein würde ihr heute mühelos gelingen. Auch bei der Begrüßung fiel ihr zur rechten Zeit etwas ein, das sie sagen konnte, sie bewunderte die Wiese und die Linden und fand, daß all die bunten Farben sich sehr schön im Grün ausnahmen. Nur eines war störend, neben sich hörte sie Eleonores ruhige, angenehme Stimme, die fast dasselbe sagte wie sie.

„Ich denke wir machen einen kleinen Rundgang," schlug die Baronin Üchtlitz vor, „die Aussicht ist hier so hübsch."

Langsam gingen sie über die Wiese um das Wäldchen herum, voran die Baronin Üchtlitz mit Eleonore, Marie folgte mit Henriette Üchtlitz, die Baronin Dünhof ging mit Marga Üchtlitz. Entschlossen sprachen alle vom Wetter. Sie hatten schon gefürchtet, ein

Digitized by Google

Gewitter würde das Fest stören, aber nun war der Himmel ganz klar, das Wetter war ja in diesem Sommer so beständig, man konnte wohl auch auf einen schönen Herbst rechnen, darin waren sie alle einig. Auf der Wiese standen Herren und Damen beisammen, man hörte laute Stimmen, zuweilen ein helles Auflachen. Wenn die Prinzessinnen vorübergingen, schwiegen die Gespräche, es wurden tiefe Verbeugungen gemacht, eine und die andere Dame kam heran, um die Prinzessinnen zu begrüßen. Da war die Gräfin Dühnen, im bleichen, kränklichen Gesichte doch Felixens eigensinnig lustigen Mund, die schöne Frau Staatsanwalt von Böse verneigte sich tief, ein zartes Figürchen im roten Seidenkleide, das Gesicht durchsichtig weiß, die Augen unnatürlich groß und dunkel, und der hellrote Mund klein und böse. Mademoiselle Laure hatte gesagt, die Frau Staatsanwalt habe einen schlechten Ruf, und Marie sah sie neugierig an. Mitten auf der Wiese standen die Pfarrerstöchter in rosa Musselinkleidern, große Schäferhüte auf dem Kopfe, runde, lachende Gesichter, es war, als beglückte es sie, so schöne Farbenflecke in der Natur zu sein. Zu Marie und Henriette Uchtlitz hatte sich jetzt der Landrat Graf Krüden gesellt, er trug einen goldenen Kneifer, und sein Bart, braunrot wie Kapuzinerkresse, wehte im Winde. Er erzählte von der Hitze in Berlin, er tat das wohl mit viel Humor, denn er lachte beständig dabei, auch Marie und Henriette lachten, und die Vorübergehenden glaubten, daß sie sich sehr gut unterhielten. Am Ende der Wiese wurde haltgemacht, man wollte die Aussicht bewundern. Weit und eben lag das Land da, Stoppelfelder, gemähte Wiesen, hie und da ein Haferfeld, auf kleinen Anhöhen standen Windmühlen ganz im Sonnenschein, graue Ungeheuer mit riesigen Libellenflügeln. Ganz weit aber

in goldenem Dunſte erblickte man den Kirchturm des Städtchens.

„Wie ſchön," ſagten die Damen, „wie weit man ſieht!"

Der Landrat wurde pathetiſch: „Ja, meine Damen, es iſt doch ein ſchönes Ländchen, dieſes unſer Vaterland. Sehen Sie, hier iſt kein Fleckchen, das nicht von dem Fleiße der Bewohner ſpricht."

„Ein erhabener Anblick", meinte die Baronin Dünhof.

Nun war es jedoch Zeit, zum Wäldchen zurückzukehren, um den Tee zu nehmen. Auf dem Raſen unter den Linden waren Polſter ausgelegt und Decken ausgebreitet worden. Für die älteren Damen und die Prinzeſſinnen ſtanden Stühle und kleine Tiſche bereit. Unter dem Laubdach war es ein wenig ſchwül, ſchräg fielen die Sonnenſtrahlen durch die Stämme, und fuhr ein Windhauch in die Bäume, dann regneten weiße Blüten auf die Geſellſchaft nieder, hingen ſich in die Haare der Damen und Bärte der Herren, und ein ſchwüler, ſüßer Duft ſenkte ſich da nieder. Diener reichten Tee und Sandwiches herum, die Geſellſchaft auf den Polſtern und Decken ſchien heiter, überall war gedämpftes Lachen vernehmbar, zuweilen wagte eine der Pfarrerstöchter einen ſchrillen, kleinen Schrei, weil der Leutnant von Üchtlitz gar ſo tolle Sachen erzählte. Den Prinzeſſinnen widmeten ſich die Töchter des Hauſes. Bei Marie war Henriette von Marga abgelöſt worden, und dieſe erzählte von ihren Hunden, und als auch ſie ſich etwas mit dem Tee zu ſchaffen machen mußte, wollte Henriette Hilda zu der Prinzeſſin ſchicken. Hilda jedoch weigerte ſich, Marie ſah es deutlich, ſie ſchlug es rund ab. Natürlich, dachte Marie, wir ſind wie langweilige Kranke, bei denen man ungern dejouriert.

Digitized by Google

Der Landrat ſchlug jetzt vor, ein wenig zu ſingen, „denn," ſagte er, „eine Landpartie ohne Geſang iſt wie eine Frau ohne Seele."

„Ich kenne keine Frau ohne Seele", äußerte der Rechtsanwalt von Bärenſprung, der ſchön und düſter wie Hans Heiling ausſah.

„Bravo", ſagte eine Frauenſtimme. Die Frau Staatsanwalt wurde gebeten, zuerſt etwas vorzutragen. Sie lehnte ſich an einen Buchenſtamm, verſchränkte die Finger der herabhängenden Hände loſe ineinander und ſchlug die Augen nieder. So ſtand ſie einen Augenblick da wie ein kleines, befangenes Mädchen, dann plötzlich ſchlug ſie die Augen auf, groß und dunkel wie das Schickſal, und begann mit einer ſchönen Altſtimme zu ſingen: „Vorrei morir nella stagion' del anno." Sie ſang ſich in eine ſo leidenſchaftliche Klage hinein, daß die Geſichter der Zuhörer ernſt und ein wenig betroffen dreinſchauten.

Was hat ſie, daß ſie ſo ſingt? dachte Marie. Iſt es, weil ſie einen ſchlechten Ruf hat? Jedenfalls iſt es unerträglich traurig. Marie fürchtete weinen zu müſſen. Als das Lied aus war, riefen die Üchtlitzſchen Söhne ſehr kräftig: „Bravo!" Die Gräfin Dühnen aber ſagte zur Baronin Dünhof: „Bühne."

„Das war herrlich," rief der Landrat, „aber meine Damen und Herren, nach ſoviel Wehmut wollen wir uns das Herz mit einem patriotiſchen Liede ſtärken", und er ſtimmte an: „Deutſchland, Deutſchland über alles." Kräftig fiel der Chor ein, und das Lied erklang ſo laut über die Wieſe, daß drüben im Schloſſe die Hunde zu bellen begannen.

Nach dem Liede zerſtreute die Geſellſchaft ſich im Gehölz. Es ſchienen dort Spiele geſpielt zu

Digitized by Google

werden, denn Lachen und Rufe wurden laut, und die Pfarrerstochter Johanna ſchlüpfte durch die Büſche, ihr folgte der Leutnant Üchtlitz, um ſie zu fangen.

„Die Jugend unterhält ſich", ſagte die Gräfin Dühnen.

„Ja", erwiderte Marie und verſuchte es, auch ſo nachſichtig zu lächeln wie die Gräfin, ihr war aber recht bitter zumute.

Endlich kam Hilda, die Wangen gerötet, das Haar voller Lindenblüten. Sie ſetzte ſich zu Marie, lachte und ſagte: „Nun, Prinzeßchen."

Marie mußte auch dieſes ſchöne, lebensvolle Geſicht anlachen, aber dann ſagte ſie melancholiſch: „Sie wollen gewiß lieber zu den anderen gehen, ſtatt hier zu ſitzen."

„Nein," erwiderte Hilda beſtimmt, „bisher war es langweilig, das weiß ich, nach dem Souper aber wird es beſſer werden, da gibt es Feuerwerk, da wollen wir entſchlüpfen."

„Entſchlüpfen?" fragte Marie.

„Gewiß," beſtätigte Hilda, „wir treiben uns im dunklen Park umher, da erlebt man manches."

„Wenn es geht", meinte Marie zaghaft.

„Es muß gehen", ſagte Hilda feſt. „Wir müſſen nur nicht daran denken, was die anderen ſpäter dazu ſagen werden. Wir tun, was wir wollen."

„Tun, was wir wollen", wiederholte Marie und ſchaute Hilda bewundernd an.

Die Sonne ging unter, und die Baronin von Üchtlitz bat ihre Gäſte, in das Schloß hinüberzugehen. Purpurnes Licht ergoß ſich über die Wieſe, breitete eine plötzliche Feſtlichkeit über das Land. Pfarrers Johanna ſtreckte die Arme aus und ſprang mit beiden Füßen in die Höhe, ſie nannte das ein Sonnen-

Digitized by Google

untergangsbad nehmen. Die Frau Staatsanwalt aber trieb es zu laufen, ein rotes Figürchen im roten Lichte, der Rechtsanwalt ſchaute ihr begeiſtert zu. „Du, Üchtlitz," ſagte er zum Referendar, „ſieht ſie nicht aus wie eine kleine Flamme, von der all dies hübſche Licht ausgeht?"

Üchtlitz lächelte ſpöttiſch: „Gefühlvoll, mein Alter, was? Na ja, ſo was vom Irrwiſch hat ſie."

Das Schloß war hell erleuchtet und das Souper ſtand bereit. Die Soupers in Schluchtin waren gefürchtet, weil es dabei allzuviel zu eſſen gab. Der Graf Streith pflegte zu ſagen: „Ich bin den Soupers bei Üchtlitzens nicht gewachſen, ich kann es, was eſſen betrifft, mit dieſem Enaksgeſchlechte nicht aufnehmen."

Marie ſaß bei Tiſch neben dem Aſſeſſor von Üchtlitz, und dieſer erzählte von einem kleinen Automobil, das er beſaß. Marie intereſſierte ſich dafür, das war ein Geſprächsſtoff, den man nicht ſo bald fahren laſſen durfte. Unterdeſſen kamen immer wieder große Paſteten und dampfende Braten. Der Landrat hielt eine Rede, und dann ſprach auch der Baron Üchtlitz. Marie wurde müde und verſtimmt, bisher war der Tag eine Enttäuſchung geweſen.

Nach dem Eſſen ſtrömte alles in den Garten hinaus, die Nacht war warm und ſternhell, an Bäumen und Büſchen waren bunte Papierlaternen angezündet worden, überall im Dunkel blühten dieſe matt ſcheinenden Farben auf, zuweilen ſtieg knatternd über die Kronen der Bäume eine Rakete auf, ein goldener Riß in all dem Schwarz, und dann das ruhevolle bunte Niederſinken der Leuchtkugeln. Marie fühlte ſich von einer Hand erfaßt und fortgezogen. „Hier findet uns keiner", flüſterte Hilda. Marie ergriff

Digitized by Google

Hildas Arm, ein angenehmes Gefühl ängstlicher Spannung machte ihr Herz schneller schlagen. Sie gingen eine dunkle Allee hinab, das leise Knirschen des Kieses verriet, daß sie nicht allein waren. Irgendwo sagte eine weiche Stimme: „Nein, Roth, das dürfen Sie nicht sagen."

„Pfarrers Johanna mit ihrem Sekretär", flüsterte Hilda.

„Sind sie verlobt?" fragte Marie.

Hilda zuckte die Achseln: „Pfarrerstöchter sind immer verlobt. Aber da kommen zwei, die wollen wir vorüberlassen." Es mußte ein Stockrosenbeet sein, in dem sie jetzt stehenblieben, denn an Maries Wange streifte es wie große, kühle Seidenquasten. Ein Paar ging an ihnen vorüber, Arm in Arm, eng beieinander, und eine klagende Stimme sagte: „Feste sind immer traurig, Bärensprung, auch wenn Sie so zu mir sprechen, ist es traurig, aber sprechen Sie nur weiter, es ist doch das Beste im Leben."

„Die Frau Staatsanwalt und ihr Rechtsanwalt", erklärte Hilda leise.

„Warum ist sie so traurig?" fragte Marie.

„Ich weiß nicht," erwiderte Hilda, „sie glaubt es vielleicht ihren tragischen Augen schuldig zu sein. Aber jetzt müssen wir schnell dort in den Seitenweg hinüber, denn ich höre jemand kommen, das wird der Vetter Barnitz sein, der uns sucht." Sie bogen in einen kleinen Weg ein, der zwischen dichtem Haselnußgesträuch hinführte. Hier war es dunkel und voll von dem lauten Wetzen der Feldgrillen. Allmählich lichtete sich das Gesträuch, es wurde heller, und sie standen an einem kleinen, schwarzen Weiher, in dem sich die Sterne spiegelten. Leises Gurgeln und Plätschern wurde zuweilen im Wasser laut, und eine feuchte

Kühlung stieg aus ihm auf. Plötzlich prasselte wieder eine Rakete hoch über die Bäume hinauf, ein goldenes Blitzen lief über das Wasser, und dann spiegelten sich die Leuchtkugeln in ihm, als beginne es tief im dunkeln Grunde zu glühen. Marie drückte Hildas Hand. „Wie schön," sagte sie atemlos, „wie ich Sie liebe, Hilda. Wir wollen Freundinnen sein."

„Wir wollen Freundinnen sein", erwiderte Hilda ernst.

„Und du zueinander sagen", fuhr Marie fort.

„Wenn niemand es hört", ergänzte Hilda.

„Wenn niemand es hört", wiederholte Marie, und die beiden Mädchen umarmten und küßten sich. „Wie du zitterst," sagte Hilda, „wie dein Herz schlägt, so ein armes Prinzessinnenherz." Hand in Hand gingen sie weiter.

„Höre," sagte Hilda in ihrer bestimmten nachdrücklichen Weise, „wenn du dich sehr nach etwas sehnst, nach etwas, das euer dummes Prinzessinnenleben verbietet, dann kannst du auf mich rechnen."

Marie drückte fest Hildas Hand, sie war sehr gerührt, das, ja, das war eigentliches Leben, Hand in Hand durch die laue Dunkelheit irren, auf allen Wegen leise Schritte liebender Paare, in allen Büschen flüsternde Geheimnisse. „Eines wünsche ich mir noch", sagte sie leise.

„Was ist das?" fragte Hilda.

„Einmal zu schaukeln", fuhr Marie fort.

Hilda lachte: „Zu schaukeln? Nur das? Ach, du armes Hühnchen! Aber das wollen wir gleich machen."

Vom Park waren sie wieder in den Garten zurückgelangt, und als sich Schritte auf dem Wege vernehmen ließen, blieben sie stehen. Hilda horchte und rief dann leise: „Vetter Egon!"

Digitized by Google

Die Schritte kamen ſchnell näher, und die freundliche Stimme des Leutnants von Barnitz ſagte: „Da ſind die Damen, ich ſuche Sie die ganze Zeit.“

„Das wiſſen wir,“ erwiderte Hilda, „aber jetzt gibt es etwas zu tun. Die Prinzeſſin will ſchaukeln, es iſt natürlich geheim.“

„Zu Befehl!“ verſetzte der Leutnant.

Zwiſchen großen Bäumen, ganz im Dunkel, hing die Schaukel, auf ihr wurde Marie mit Sachkenntnis zurechtgeſetzt, und nun begann es. Marie flog hoch hinauf bis in die ſchwarzen, feuchten Zweige der Bäume, unter ihr begann der dunkle Garten mit ſeinen winzigen farbigen Lichtpünktchen, über ihr der dunkle Himmel mit ſeinen Sternen mitzuſchwingen und mitzuſchaukeln, und ein Gefühl des Losgelöſtſeins von aller Wirklichkeit, ganz traumhaft, machte ihr Herz ſchneller ſchlagen, benahm ihr ein wenig den Atem. Und dennoch war es unendlich ruhevoll, ſich ſo von der großen Dunkelheit im freien Raume wiegen zu laſſen, und als die Schaukel plötzlich ſtillhielt, fuhr Marie wie aus dem Schlafe auf: „Der alte Hofmarſchall ſucht dich,“ flüſterte Hilda, „er kommt hierher.“

Der Baron Fürwit kam äußerſt erregt, er hatte die Prinzeſſin überall geſucht, die Baronin Dünhof war bereits ſehr beſorgt, ſie hatte eine Herzattacke bekommen, und der Wagen ſtand vor der Tür. Marie hörte das alles kühl an, ſie ſei ja nur ein wenig ſpazierengegangen, meinte ſie. Die Beſorgniſſe des Barons Fürwit, die Herzattacke der Baronin Dünhof erſchienen ihr jetzt ſehr geringfügig und gleichgültig.

Der Erbprinz Joachim von Neuſtadt-Birkenſtein war mit ſeinem Adjutanten, dem Hauptmann von Keck, zu einem kurzen Beſuche nach Gutheiden gekommen.

Digitized by Google

Der lange, schmalschulterige, junge Herr mit dem glattgescheitelten, rotblonden Haar und dem blassen, ein wenig kränklichen Gesicht brachte Leben in das stille Schloß. Die kurzsichtigen, blauen Augen blinzelten nervös mit den blonden Wimpern, und die roten feuchten Lippen waren seltsam beweglich. Den ersten Abend saß der Prinz im Gartensaale, sprach viel in einer hastig überstürzten Art, erzählte von sich, lachte ein prasselndes, helles Lachen, zeigte Kartenkunststücke, spielte auf der Flöte vor, und die übrige Gesellschaft saß schweigend da und hörte ihm zu wie in einer Vorstellung. Als er mit dem Hauptmann Keck allein in seinen Gemächern war, sagte er: „Die Damen scharmant, scharmant, aber die Luft hier im Schlosse ist ein wenig muffig, finden Sie nicht, Keck?"

„Ich habe nichts bemerkt", erwiderte der Hauptmann mit seiner müden Korrektheit.

Am nächsten Tage verlangte der Prinz schon frühmorgens die Wirtschaftseinrichtungen des Schlosses zu besichtigen. Unter der Führung des Majors gingen er, die Prinzessinnen, Fräulein von Dachsberg und der Hauptmann von Keck in die Ställe. Im Kuhstalle interessierte sich der Prinz für die Namen der Kühe, der Milchmädchen; mit dem Pferdestall war er sehr zufrieden. „Famos!" rief er, „ein Sanssouci der Pferde. Und wie fromm sie alle aussehen, wie Hofdamen," flüsterte er Eleonore zu und lachte laut darüber, „gewiß, sie sehen ein wenig müde aus, als hätten sie nicht gut geschlafen, als hätten sie zu lange im Bett gelesen." Dann wurden die Hunde besehen, und endlich begab man sich an den kleinen Mühlensee, um eine gute Angelstelle in Augenschein zu nehmen. Später ging der Prinz auf dem Gartenwege zwischen den bunten Reihen der Dahlien mit Eleonore auf und ab.

Digitized by Google

Die Baronin Dünhof, die das Paar anfangs begleitet hatte, blieb diskret ein wenig zurück. Der Prinz machte ein ernstes Gesicht, zog die Augenbrauen zusammen, als müßte er scharf denken: „Ich habe dir noch nicht gesagt," begann er, „wie glücklich mich das Arrangement unserer Eltern macht, du warst immer meine Lieblingscousine. Ich sagte schon zur Tante in Karlstadt: ‚Cousine Eleonore ist prachtvoll, sie ist wie — angeln.'" Er lachte auf: „Ja, das klingt dumm, aber angeln ist für mich Ruhe, Frieden. Du mußt mich angeln sehen, nur wer mich beim Angeln gesehen hat, kennt mich. Eine Dame, die mich angeln sah, sagte mir: ‚Nun verstehe ich auch, daß Sie einmal gut regieren werden.'"

Eleonore nahm das alles mit ihrem stillen, freundlichen Lächeln hin, aber das Gesicht des Prinzen wurde jetzt sorgenvoll: „Ich weiß nicht," sagte er, „ob ich deiner Mutter gefalle. Sie schaut mich so kühl an, ich bin ihr wohl zu unruhig, das verstehe ich, ich bin mir selbst zu unruhig. Ich denke, es wäre eine Erholung, könnte ich einmal einen Tag der Hauptmann Keck sein. Na, man ist eben, wie man ist. Jetzt wollen wir Tennis spielen," schloß er, ohne Eleonorens Antwort abzuwarten, „und nach dem Frühstück angle ich, und ihr alle schaut zu."

Nach dem Frühstück begaben sich die Prinzessinnen in Begleitung von Fräulein von Dachsberg und Mademoiselle Laure zum Mühlensee, um zuzuschauen, wie der Prinz angelte. Für die Damen waren Gartenstühle aufgestellt worden, der Prinz saß am Ufer und angelte, von einem Jägerburschen bedient, während der Hauptmann von Keck sich mit seiner Angel in das Erlengebüsch zurückzog.

„Die Stunde ist nicht sehr günstig," sagte der

Digitized by Google

Prinz, „aber verſuchen wir es. Jetzt bitte achtzugeben, ich werfe die Angel aus, das iſt nämlich auch eine Kunſt, bitte, immer auf den Korken zu ſehen, natürlich muß die größte Ruhe beobachtet werden.“

In ſchönem Schwunge flog die Angel in das Waſſer, die Damen beugten ſich ein wenig vor, ſchauten angeſtrengt auf den Korken, und es dauerte nicht lange, ſo begann dieſer zu zucken, ging unter Waſſer, der Prinz zog an und brachte einen ſchönen, wie ein Juwel ſchimmernden Barſch heraus. „Tadellos, tadellos!“ rief er und lachte.

„Nein, das mache ich ſelbſt!“ wehrte er dem Jägerburſchen. Mit weißen, nervöſen Fingern umklammerte er den Fiſch und zog den Haken heraus, ſein Geſicht zuckte dabei, als empfände es einen Schmerz. Dann aber lachte er wieder und triumphierte: „Iſt er nicht ſchön? N'est-ce pas, il est beau, mademoiselle?“

„Oh, Altesse, superbe“, ſagte Mademoiſelle Laure andächtig.

„Gut, jetzt werfe ich wieder aus, ich bitte um Ruhe!“ kommandierte der Prinz. Die Angel flog in das Waſſer, alle ſchwiegen, allein kein Fiſch wollte beißen. Die unbewegte Luft war drückend heiß, harter Glanz zitterte auf dem Waſſer und in den Schachtelhalmen, es war ſehr ſtill ringsum, nur zuweilen ſchnatterte eine Stockente im Schilfe, oder ein Bläßhuhn ſtieß ſeinen freudloſen Schrei aus. Eleonore ſchaute den Prinzen an, das eben noch ſo bewegliche Geſicht war ſchlaff, aller Ausdruck ſchien von ihm fortgelöſcht, es war das Geſicht eines müden, kränklichen Knaben. Eleonore mochte es nicht anſchauen, ſie ſchloß die Augen. Wie wohl die Ruhe tat, wie wohl es tat zu fühlen, wie die Gedanken allmählich undeutlich wurden und ſich verwiſchten. Fräulein von Dachsberg ſaß

Digitized by Google

längſt mit geſchloſſenen Augen gerade auf ihrem Stuhl, und Marie blinzelte ſchläfrig in den Sonnenglanz. Sie hatte ſich eine Verlobung anders gedacht, all das ſah einem Alltag ſehr ähnlich. Wer war denn hier bräutlich, höchſtens Mademoiſelle Laure, die mit ihren grellen, ſchwarzen Augen ſtarr den Prinzen anſah. Nein, das beſte war, zu ſchlafen wie die anderen.

„Wenn es nicht geht, dann geht es nicht!“ rief der Prinz plötzlich. Die ſchlummernden Damen fuhren auf, der Prinz ſtand am Ufer, hatte die Angel fortgeworfen, und ſein Geſicht war rot vor Ärger. Gleich darauf lächelte er aber wieder und meinte: „Die Damen haben geſchlafen, nun ja, es iſt verſtändlich. Aber jetzt müſſen wir zum Schloſſe zurück, Exzellenz Fürwit plante einen Spazierritt. Keck, wo ſind Sie?“

Aus dem Erlengebüſche tauchte der Hauptmann von Keck auf, erhitzt und verſchlafen.

„Na!“ ſchloß der Prinz, „von einem großen Erfolge kann ich hier nicht ſprechen.“

Im Schloß war Baron Fürwit eifrig dabei geweſen, den Ausflug in den Wald zu organiſieren. Die Fürſtin und Prinzeſſin Eleonore ritten mit den Herren, die übrigen Damen folgten im Wagen. Vor dem Förſterhauſe ſollte der Tee eingenommen werden, Graf Streith hatte hier alles angeordnet und machte den Gaſtgeber.

„Wunderhübſch, werter Graf,“ ſagte der Prinz, „was ſind all unſere Eßſäle gegen ſolch einen Platz im Walde. Dieſe Dekoration, dieſes Parfüm und dieſes Oberlicht.“

Während des Tees jedoch war der Prinz unruhig, ein Gang nach einer Waldwieſe war geplant, und er fürchtete, es könnte zu ſpät werden. „Die Rehe

Digitized by Google

gehorchen Exzellenz Fürwit nicht, ſie fügen ſich nicht ins Programm.“

So brach die Geſellſchaft bald auf, die Fürſtin blieb mit dem Grafen Streith zurück. Als alle fort waren, lehnte ſie ſich bequem in ihren Stuhl zurück und ſchloß halb die Augenlider, ſo daß die Augen nur wie ſchmale, blanke Streifen hervorſchauten. Der Graf ſagte nichts, er ſah, daß der Fürſtin das Schweigen wohltat. Schräg ſchien die Sonne durch die Stämme, unter den regungsloſen, großen Tannen lag eine wunderbare, grüngoldene Stille. Endlich begann die Fürſtin ihre Gedanken vor ſich hin zu ſprechen: „Er iſt ſo ruhelos, es iſt, als fürchte er ſtets, etwas zu verſäumen. Wie ich das kenne! Wie ſchmerzlich er mir wieder die ganze Vergangenheit zurückruft.“

Der Graf zog ein wenig die Augenbrauen zuſammen, und als die Fürſtin nicht weiter ſprach, ſagte er leiſe und zögernd: „Iſt es nicht vielleicht Verſchwendung, immer wieder zu geſtatten, daß die Vergangenheit in eine Gegenwart eindringt, die doch glücklich ſein könnte. Ich meine, wir müſſen unſere Gegenwart ſo ſtark machen, daß ſie die Vergangenheit verdrängt. Eine Aufgabe, die ich mir wünſche, wäre, dort, wo ich verehre, die Vergangenheit fortſchieben zu dürfen.“ Und ſeine flache Hand fuhr leicht über die Tiſchplatte, als ſchöbe ſie etwas Unſichtbares fort: „Um an ihre Stelle eine wohltuende Gegenwart zu ſetzen, die ganz über die Vergangenheit herrſcht.“ Und mit ſpitzen Fingern legte die andere Hand etwas Unſichtbares behutſam auf den Tiſch. Die Fürſtin ſchaute ſinnend zu, wie die beiden großen, weißen Hände ſich auf dem Tiſche zu ſchaffen machten: „Ich weiß, Streith, ich weiß, aber mir iſt heute, als gäbe ich

Digitized by Google

meine Schmerzen an mein Kind weiter." Sie lehnte den Kopf in den Stuhl zurück und schloß die Augen. „Wenn meine Eleonore heiratet," fuhr sie fort, „dann ist der größte Teil meiner Aufgabe erfüllt. Meine Jüngste, ach Gott, das arme Kind mit seiner schwankenden Gesundheit, da wird ein stilles, bequemes Leben wohl das Wünschenswerteste sein."

Die Fürstin schwieg eine Weile, und als sie wieder zu sprechen begann, hatten ihre Gedanken einen anderen Weg eingeschlagen: „Unsere Erziehung ist wohl daran schuld, unsere Fürstenerziehung, daß wir so schwer den Mut finden, ganz wir selbst zu sein."

„Eine Pflanze, die nicht den Mut zur Blüte findet", bemerkte der Graf.

Die Fürstin öffnete die Augen und lächelte matt: „Ach, Streith, immer galant."

Der Graf verneigte sich leicht. Vom Walde her erklangen die Stimmen der zurückkehrenden Gesellschaft, die Unternehmung war sehr gelungen gewesen; „es war," meinte der Prinz, „als seien alle Rehe des Waldes für mich zusammenbestellt worden."

Da die Sonne jetzt unterging, mahnte Baron Fürwit zur Rückkehr in das Schloß.

Das Diner war feierlicher als sonst, die Damen erschienen in großer Toilette, und der Erbprinz hielt eine Ansprache. Er dankte für den schönen Tag, den er hier hatte verbringen dürfen. „In diesem Schlosse," fuhr er fort, „wohnt nicht nur das Glück, auch der Fremde, der hier einkehrt, kann sich hier sein Glück holen." Die Baronin Dünhof lächelte, und die Augen wurden ihr feucht.

Nach dem Diner verlangte der Prinz nach einem Mondscheinspaziergang, da der Vollmond über dem Garten stand. „Wir haben ein Recht auf unsere

Digitized by Google

Sentimentalitäten", erklärte er. So ſtieg er mit den jungen Damen in den Garten hinab, und ſie gingen langſam die hell beſchienenen Wege entlang. „Zu den Frühbirnen wollen wir gehen", ſchlug der Prinz vor. Der Birnbaum ſtand mitten auf einem runden Raſenplatze, und ſeine Zweige bogen ſich unter der Laſt der kleinen, gelben Birnen. „Bitte, meine Damen, ſich unter den Baum zu ſtellen," rief der Prinz, „Fräulein von Dachsberg, Mademoiſelle Bouttancourt, wenn ich bitten darf. Eleonore, Marie, bitte hier, Keck, ſtehen Sie dort." Der Prinz begann kräftig den Baum zu ſchütteln, und die Früchte fielen praſſelnd und blank im Mondſchein nieder. Marie und Mademoiſelle Laure ſtießen kleine Schreie aus, der Prinz lachte ſchallend und nannte das „eine Birnenduſche", Fräulein von Dachsberg aber nahm es übel.

„Ich muß doch bitten, Hoheit," ſagte ſie, „es iſt genug, wenn ich bitten darf."

„Gut, es ſoll genug ſein," beſchloß der Prinz, „jeder ißt jetzt eine Birne. Darf ich anbieten?" Und er ſelbſt biß herzhaft in eine der taufeuchten Birnen und rief: „Süß, ſüß, ſüß wie Couſinen. Und nun kommt der Mondſcheinſpaziergang."

Nun zog die Geſellſchaft an den Reihen der mondbeglänzten Dahlien und Stockroſen entlang, der Prinz ging neben Eleonore und wurde gefühlvoll. „Wie wohltuend", meinte er, „iſt ein Tag, auch nur eine Stunde, in der wir nach Herzensluſt gefühlvoll ſein dürfen. Wir müſſen ja ſonſt unſere Gefühle verſtecken, und da ſammelt ſich dann ſo vieles an. Iſt hier nicht eine Laube, in der es ſüß duftet? Nein? Nun, dann ſetzen die Damen ſich hier auf die Gartenbank, und ich deklamiere etwas."

Digitized by Google

Die Damen mußten ſich ſetzen, der Prinz jedoch blieb ſtehen und deklamierte:

„Fülleſt wieder Buſch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.“

Er ſprach mit viel Ausdruck, ja, es war als übermannte ihn eine tiefe Rührung, denn ſeine Stimme zitterte. Hell vom Monde beſchienen erſchien ſeine Geſtalt im Abendanzuge länger und ſchmäler, ſein Geſicht bläſſer als ſonſt.

Was hat er? dachte Eleonore. Iſt das ein wirklicher Schmerz, der in ſeiner Stimme zittert? Und zum erſten Male fühlte ſie etwas wie zärtliches Mitleid mit dieſem bleichen jungen Menſchen.

Marie aber dachte: Er ſieht aus wie ein Geſpenſt.

Das Gedicht war zu Ende, niemand ſagte etwas, nur Mademoiſelle Laure murmelte leiſe ein „sublime“. Der Prinz machte ein wenig befangen einige Schritte, ſah zum Monde auf und verzog wie geblendet ſein Geſicht. Fräulein von Dachsberg aber mahnte zur Rückkehr in das Schloß.

Als die Prinzeſſinnen in ihrem Schlafzimmer allein waren und Marie bereits im Bette lag, fühlte ſie ſich gedrungen, ein Endurteil abzugeben: „Ich finde ihn nett,“ ſagte ſie, „und ich glaube, wenn man einen Tag über mit ihm zuſammen geweſen iſt, dann ſchläft man gut.“

Eleonore ſtand am Fenſter, ſie hatte die Vorhänge zurückgezogen und ſchaute in den Garten hinab. Plötzlich ließ ſie ein leiſes „Oh“ hören. Dieſes „Oh“ klang ſo ſeltſam, daß Marie aufhorchte, eilig aus

Digitized by Google

dem Bette ſtieg und an das Fenſter lief. In dem taghell beſchienenen Garten konnte ſie anfangs nichts Ungewöhnliches ſehen, doch dann bemerkte ſie, daß ſich zwiſchen den ruhig und ſchwarz auf den Wegen liegenden Schatten der hochſtämmigen Roſen etwas regte, und nun traten zwei Geſtalten in das volle Licht, Mademoiſelle Laure und der Prinz. Langſam gingen ſie an der Buchsbaumhecke hin und verſchwanden im Dunkel der Lindenallee. Eleonore hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt, ſie war blaß geworden und ſchaute gerade vor ſich hin. Auch Marie war erſchüttert. Was ſie da erlebte, erſchien ihr unheimlich, und ein Schauer überlief ſie. Sie wunderte ſich über ihre eigene Stimme, die trocken und belehrend ſagte: „Ja, liebe Lore, daran wirſt du dich nun gewöhnen müſſen."

„Gewöhnen", wiederholte Eleonore und ſah die Schweſter verſtändnislos an. — Marie ging ruhig zu ihrem Bette zurück und legte ſich nieder. „Gewiß," bemerkte ſie noch, „das lernt man ſchon aus der Geſchichte."

Im Zimmer wurde es einen Augenblick ſtill, plötzlich ſtand Eleonore vor Mariens Bett, die ſonſt ſo ſanften Augen blitzten: „Ich verbiete dir, ſo zu ſprechen," ſtieß ſie leiſe und leidenſchaftlich hervor, „ich verbiete dir, jemand zu ſagen, was du geſehen haſt, ich würde mich zu Tode ſchämen, wenn jemand das wüßte."

Marie war erſchrocken und ſchwieg, Eleonore aber wandte ſich ab und ging zu ihrem Spiegel. Natürlich wird ſie ſich jetzt das Haar bürſten wie Roxane, dachte Marie, und das erſchien ihr ſehr traurig.

Am nächſten Tage verabſchiedete ſich der Erbprinz. Er war ſichtlich bewegt, als er der Fürſtin

Digitized by Google

die Hand küßte. „Hier bei euch," ſagte er, „wird man nicht nur glücklicher, ſondern auch beſſer."

Nach der Abfahrt des Erbprinzen wurde gleich wieder eine Reiſe nach Karlſtadt an den herzoglichen Hof geplant. Von Marie war dabei nicht die Rede, das empörte ſie ſo ſehr, daß ſie den Mut fand, ſich gegen ihre Mutter darüber zu äußern.

„Bei der Reiſe nach Karlſtadt wird auf mich wohl nicht gerechnet?" begann ſie.

„Nein, mein Kind," erwiderte die Fürſtin und ſchaute ihre Tochter zerſtreut an, „aber deine Zeit wird auch kommen, werde nur recht geſund."

„Ich bin geſund," ſagte Marie und zog ein wenig die Augenbrauen zuſammen, „ich meine nur, für mich iſt alſo kein Vergnügen in Ausſicht."

Die Fürſtin gab darauf keine Antwort. Sie mußte aber darüber nachgedacht haben, denn eines Tages hieß es, die Prinzeſſinnen würden mit der Baronin Dünhof in die Stadt fahren, um im Theater Schillers Räuber zu ſehen.

Den Tag über hatte es geregnet, gegen Sonnenuntergang klärte ſich der Himmel auf, die Fahrt im großen Automobil war erfriſchend. Marie ſchaute durch das Wagenfenſter mit runden, wachſamen Augen auf das vorüberziehende Land, auf dieſe Außenwelt, in der das Leben ſo ſeltſam ſelbſtverſtändlich erſchien. Die Wolken ſtanden jetzt wie zerklüftete, kupferrote Gebirgszüge am Horizont, Schafe wurden heimgetrieben, ganz roſa im Abendſchein zogen ſie langſam über die gelben Stoppelfelder, Hüterkinder ſangen aus voller Kehle, kleine ſtruppige Dorfhunde riefen ſich aufgeregt die Nachricht zu, daß ein Gefährt komme. In den Dorfgärten ſtanden Frauen, die

Digitized by Google

Schürzen voller Salatblätter, ſchauten auf die Straße hinab und verzogen die Geſichter, als täte die ſchnelle Bewegung des Wagens ihnen weh. Die Sonne ging unter, die Wälder wurden ſchwarz und das Land grau. In der Stadt dunkelte es ſchon, bleich und glaſig ſtand der Schein der Gasflammen in der Dämmerung. Die Straßen waren belebt, langſam gingen die Leute in der Abendkühle auf dem Trottoir dahin, blieben zuweilen ſtehen und ſprachen laut über die Straße hinweg miteinander. Einige Fenſter waren ſchon erleuchtet, und die Vorüberfahrenden ſahen in Stuben hinein mit großen Sofas und runden Tiſchen. Hier ſaßen Kinder um eine Lampe und machten ihre Schularbeiten, dort wurde zu Abend gegeſſen, eine Frau mit großer weißer Haube biß in eine Semmel. Aus den kleinen Läden erklang beſtändig der dünne, ſchrille Ton der Türglocken. Wie eng die Menſchen hier beieinander waren, dachte Marie, und wie eifrig ſie lebten. — Das Automobil hielt vor dem kleinen Theater, Menſchen hatten ſich hier angeſammelt, um die Prinzeſſinnen ausſteigen zu ſehen. Die Baronin Dünhof und der Baron Fürwit ſchienen aufgeregt, ſie gaben dem Lakaien leiſe Befehle, flüſterten Franzöſiſch miteinander und liefen in der Vorhalle neben den Prinzeſſinnen her, als müßten ſie ſie vor etwas ſchützen. Erſt als man eine Treppe hinaufgeſtiegen war und ſich in der Loge befand, mußte alle Gefahr vorüber ſein, denn die Baronin murmelte: „Gott ſei Dank.“

Das Theater war ſchon gefüllt, all die Geſichter, die vom Parkett zur Loge der Prinzeſſinnen hinaufſahen, die Gläſer, die ſich aus den anderen Logen auf ſie richteten, dazu der Geruch von altem Plüſche, von Kuliſſen und Gas, all das erſchien Marie fremd

Digitized by Google

und spannend. Nun verdunkelte sich das Theater, und der Vorhang ging in die Höhe. Marie folgte aufmerksam den Vorgängen auf der Bühne, allein der alte gebrechliche Graf, der alles glaubte, was man ihm einredete, der kleine rothaarige Franz mit seinen Schurkenstreichen ließen sie kühl, und sie freute sich, als das Theater im Zwischenakt wieder hell wurde und sie sich im Raume umsehen konnte. Es war unterhaltend, in das Stimmengewirr unten im Parkett hineinzulauschen, die Menschen zu sehen, wie sie einander begrüßten, miteinander plauderten, würdig ihre Theatertoiletten trugen. Da war die Konditorsfrau mit einem gelben Vogel auf dem Hut, dort stand Professor Wirth, die Dame neben ihm mußte seine Gemahlin sein, schön war sie nicht, sie sah aus, als habe sie Migräne. Gern hätten die Prinzessinnen über die Leute da unten zusammen gelacht, allein sie mußten ihre Haltung bewahren. Unterdessen kam Besuch in die Loge, der Landrat erschien und sprach vom jungen Schiller: „Welch eine Kraft in diesem jungen Menschen, ja geradezu ein Vulkan.“ Die Gräfin Dühnen kam und plauderte mit der Baronin Dünhof. In der Loge, gerade den Prinzessinnen gegenüber, saß eine Dame im schwarzen Kleide, die schwarzen Haarscheitel, flach über die Ohren gekämmt, umrahmten ein bleiches, scharfes Gesicht, neben ihr ein sechzehnjähriges Mädchen im schlecht gemachten grünen Kleide, das reiche, schwarze Haar lockte sich ein wenig wild, und das runde Gesicht mit den großen schwarzen Augen, den breiten, roten Lippen hatte einen so wunderbaren Glanz lachenden jugendlichen Lebens, daß Marie es erstaunt ansah und fühlte, wie das Herz ihr heiß wurde von einer Bewunderung, die fast schmerzhaft war.

Digitized by Google

„Wer ist denn dort unser Visavis?“ hörte sie die Baronin Dünhof fragen.

„Ach, eigentlich niemand,“ erwiderte die Gräfin Dühnen, „eine Frau von Syrman, sie hat in unserem Walde das alte Forsthaus gemietet für den Sommer, und ich glaube auch für den Winter. Sie soll eine geschiedene Frau sein, dunkle Verhältnisse, man verkehrt nicht mit ihr.“

„Das Mädchen scheint hübsch“, meinte die Baronin.

„Brutal!“ sagte die Gräfin, „von Erziehung wird da wenig die Rede sein. Das wächst auf wie ein Pilz.“

Das Theater verdunkelte sich wieder, und das Spiel nahm seinen Fortgang. Die Studentenszene interessierte Marie nur wenig, auch Armin Biber als Karl Moor, von dem Hilda Uchtlitz eine Zeitlang soviel gesprochen hatte, enttäuschte sie; sie dachte lieber an das schwarze Mädchen drüben in der Loge. Die Worte der Gräfin hatten ihr weh getan, das arme, schöne Mädchen, sie wächst auf wie ein Pilz, und Marie sah deutlich einen der kleinen, feuerroten Pilze, wie sie im Moose stehen, das Köpfchen blank vom Tau, leuchtend wie ein Edelstein. Ja, denen glich das schöne Mädchen, von dem Marie jetzt wußte, daß sie es liebte, und sie konnte den Augenblick kaum erwarten, da sie es wieder würde sehen können. Während des Zwischenaktes wandte Marie die Blicke nicht von der gegenüberliegenden Loge ab. Alles an dem schwarzen Mädchen gefiel ihr und rührte sie, die Art, in der es beide Arme auf die Logenbrüstung stützte, wie ein müdes Schulmädchen sich auf den Schultisch stützt, wie es sorglos den Körper herumwarf und beim Lachen den Mund öffnete und die Zähne sehen ließ, wie es Gefrorenes aß, den Löffel ganz voll nahm und herzhaft zum Munde führte,

Digitized by Google

als äße es Suppe. In dem allen lag etwas, über das Marie gern gelacht und geweint hätte. Auf der Bühne wurde es mittlerweile auch interessanter, Karl Moor war Räuber geworden, er trug einen kleinen schwarzen Schnurrbart, einen breitkrempigen Hut und roten Mantel. Beim Sonnenuntergange lagerte er mit seinen Räubern im Walde, schön und traurig, und seine großen, schmerzvollen Worte erfüllten Marie mit einem unendlich feierlichen Mitleid, alles hätte sie getan, um den armen, schönen Mann zu trösten. Ohne daß sie es wußte, rannen ihr die Tränen über die Wangen. Als sie nach Schluß des Aktes zu der Loge der Frau von Syrman hinübersah, entdeckte sie, daß auch das schwarze Mädchen verweinte Augen und tränenfeuchte Wangen hatte. Die Blicke der beiden Mädchen trafen sich, und unwillkürlich lächelten sie einander an. Das machte Marie glücklich, es war ihr, als hätte sie einen Bund geschlossen mit dem Mädchen drüben und mit dem schönen Armin Biber, er, der seine großen Schmerzen litt, und sie, die über ihn weinten. Von nun an erzitterte ihr ganzes Wesen in einer seltsam schmerzvollen und doch wohltuenden Ekstase, entrüstet wies sie ein Glas Limonade zurück, das ihr angeboten wurde, sie konnte jetzt nicht an Limonade denken. Während des Spieles weinte sie um Karl Moor, während der Pausen lächelte sie zu Fräulein Syrman hinüber, und als das Stück aus war, als alles sich zum Aufbruch rüstete, und die Baronin Dünhof und der Baron Fürwit aufgeregt den Rückzug organisierten, erwachte sie wie aus einem schicksalsschweren Traume.

Marie drückte sich in die Wagenecke, versonnen und verweint träumte sie vor sich hin. Die Straßen des Städtchens waren jetzt stiller, die Vorhänge an den

Fenstern niedergelassen. In einem Fenster, das offen stand, lehnte ein Mädchen und sprach mit einem Herrn unten auf der Straße, ein kleiner Biergarten war hell erleuchtet und Musik scholl aus ihm herüber. Das Leben geht hier weiter, dachte Marie, das Leben, zu dem auch Armin Biber und das schöne Mädchen gehörten, sie aber fuhr hinaus in das nächtliche, schweigende Land. Doch sie hatte jetzt mitzutragen an Karl Moors Schmerzen, hatte zu tragen an dem Mitleid für das schöne Mädchen, von dem die anderen schlecht sprachen und das sie verachteten, sie gehörten jetzt zu ihr, sie nahm sie mit in ihre Einsamkeit.

Mariens Leben war jetzt um einen erregenden Traum reicher, einen Traum, vor dem die Ereignisse des Tages verblaßten. Die Fürstin fuhr mit Eleonore nach Karlstadt, um Eleonorens Verlobung zu feiern. Marie ertrug es ohne allzu große Empörung, daß sie zurückbleiben mußte. Auf den Spaziergängen mit Fräulein von Dachsberg oder Mademoiselle Laure war sie schweigsam, in den Unterrichtsstunden des Professors Wirth schweiften ihre Gedanken weit ab. Sie fühlte ein großes Bedürfnis, allein zu sein. Der Arzt hatte gemeint, die Herbstluft würde ihr gut tun, so irrte sie denn unablässig im Garten umher und wies schroff jede Begleitung ab. „Wenn Sie mich kontrollieren wollen," sagte sie zu Fräulein von Dachsberg, „so können Sie das vom Fenster aus tun, ich gehe ohnehin nur vor dem Hause auf und ab."

Fräulein von Dachsberg zog ergeben die Augenbrauen hinauf und sagte zum Baron Fürwit: „Prinzessin Marie wird immer schwieriger."

Digitized by Google

Der Baron nickte. „Ja," meinte er, „ihr fehlt die Hofluft, es ist schwer, Kamelien in Spargelbeeten zu ziehen."

Die Herbsttage waren hell und kühl. Nachtfröste versengten die Köpfe der Dahlien, das Laub der Parkbäume wurde gelb und rot, und auf den Wegen der Allee raschelten schon welke Blätter. Drüben im Obstgarten hörte man das beständige Fallen der Äpfel, und ihr säuerlicher Duft erfüllte den Garten. Die Johannisbeeren in der Grube am alten Pflaumenbaum verloren ihre Blätter, die Trauben schrumpften ein und schmeckten ganz süß. Hier nun ging Marie, fest in den langen Herbstpaletot geknüpft, die Hände im Muff verborgen, mit kleinen, eiligen Schritten auf und ab. Ihr Gesicht hatte einen seltsam gespannten Ausdruck, ihre Augen schauten drein, als müßten sie sehr scharf in die Ferne sehen. Marie dachte an Armin Biber, ja, sie sah ihn, er kam durch die Allee auf sie zu, mit seinem breitkrempigen Hute, das schöne Gesicht ganz bleich, Marie blieb vor ihm stehen, das Herz brannte ihr, sie wollte etwas sagen, das sie mit einem Schlage ihm ganz nahe brachte.

Da lächelte er sein schwermütiges Lächeln und sagte: „Kleine Prinzessin, kleine Prinzessin, Sie verstehen mich, Sie haben um mich geweint."

Auch an das schöne, schwarze Mädchen dachte Marie, sie nannte es „Armelia", weil das mit Armin verwandt war. Sie legte den Arm um Armelias Taille und war ihre Freundin.

Die Gräfin Dühnen beleidigte Armelia, Marie aber trat für sie ein, fand prachtvolle entrüstete Worte, dann führte sie die Freundin fort an einen stillen Platz des Waldes. Dort saßen sie festumschlungen, bis die Zweige sich auseinanderbogen und Armin Bibers schönes

Gesicht auf sie niederschaute, er lächelte und sagte: „Meine treuen Kameradinnen."

Zuweilen wollten die Traumbilder nicht kommen, dann war es nur ein köstlich starkes Fühlen, das Maries Herz schneller schlagen ließ, sie hätte weinen können vor Sehnsucht nach Armin Biber, nach Armelia, nach Liebe, nach großen Worten und großen Schmerzen. Dieses Gefühl machte sie stolz, hob sie hoch über die anderen empor. Wie verachtete sie die Teestunde am Nachmittage, während der der Baron Fürwit von früheren Verlobungen früherer Prinzessinnen erzählte. Oder die Abende im Gartensaal, der Baron Fürwit las langsam und deutlich die Kreuzzeitung vor, Fräulein von Dachsberg und Mademoiselle Laure häkelten, der Major saß gerade auf seinem Stuhle und hörte aufmerksam zu.

Wenn eine Pause eintrat, wandte er sich mit einer höflichen Bemerkung an Marie. „Ich glaube, mit den Balkanvölkern werden wir noch manches erleben."

„O wirklich, glauben Sie, Herr Major?" erwiderte Marie, die jäh aus ihren Gedanken auffuhr.

An einem Nachmittage kam Hilda von Uchtlitz. Sie war hübsch und lebensvoll, mit kühlen, rosa Wangen und blanken, scharf aufmerkenden Augen.

Marie ließ den Tee in ihrem Schreibzimmer servieren, sie hatte Hilda so viel zu sagen. Sie begann damit, von Armelia zu sprechen, allein das interessierte Hilda nur wenig.

„Die kenne ich," meinte sie, „ich kümmere mich natürlich nicht um das Gerede, daß man mit diesen Leuten nicht umgehen kann, gerade deshalb bin ich zum Forsthause gegangen, nun, vielleicht wird einmal etwas aus dem Mädchen, Rasse hat es, aber bisher ist es

Digitized by Google

noch ein wildes, kleines Tier. Sie heißt übrigens nicht Armelia, sondern Britta."

Marie war verletzt, auch verstimmte es sie, daß Armelia Britta heißen sollte. Sie ließ daher dieses Thema fallen und sprach von Armin Biber.

Hilda hörte sehr aufmerksam zu. „Ja, das kenne ich," sagte sie dann ernst, „das habe ich auch durchgemacht, das kommt so über uns, und da hilft nichts anderes, du mußt ihn sehen und sprechen."

„Ihn sehen und sprechen," rief Marie und wurde ganz rot vor Schrecken, „das ist doch nicht möglich!"

Hilda blieb ruhig und dachte ein wenig nach: „Es ist möglich", erklärte sie dann. „Du bist eine Prinzessin, wenn du ihm schreibst, dann kommt er."

„Das werde ich nie tun", versicherte Marie mit zitternder Stimme.

„Doch, das mußt du tun," fuhr Hilda fort, „du schreibst ihm, du willst ihm für seine große Kunst danken und so weiter, er soll um ein Uhr mittags auf der Landstraße an eurem Gartengitter vorübergehen, du erwartest ihn bei eurem alten Pflaumenbaume, nun und dann sprecht ihr miteinander durch das Gitter, mehr ist für den Augenblick nicht zu erreichen."

Marie fühlte, wie ihre Hände kalt wurden vor Aufregung, und sie hatte Lust zu weinen. „Ich würde sterben, wenn er käme", sagte sie leise.

Hilda lachte: „Davon stirbt man nicht, und dann, du bist zwar eine Prinzessin, aber du könntest dich doch bemühen, ein modernes Mädchen zu sein. Dieses Anschmachten aus der Ferne tut kein modernes Mädchen mehr. Wenn wir uns in einen Mann verlieben, und das läßt sich nicht vermeiden, dann handeln wir auch. Nur keine unnütze Gefühlsverschwendung mehr."

Digitized by Google

„Ich werde es nie können", ſtöhnte Marie.

Hilda zuckte die Achſeln. „Setze dich nur an deinen Schreibtiſch," befahl ſie, „ich nehme den Brief mit und beſorge ihn, das wird gemacht, und du wirſt ſehen, es beruhigt."

Und es wurde gemacht. Hilda fuhr mit Maries Brief in der Taſche nach Hauſe.

Nun verbrachte Marie täglich eine qualvolle Stunde drüben bei dem alten Pflaumenbaume. Blaß, mit erregten Augen ging ſie zwiſchen den entblätterten Johannisbeerbüſchen hin und her und warf zuweilen einen angſtvollen Blick auf das Gartengitter. Oft war ſie nahe daran fortzulaufen, ſich im Park zu verſtecken, Armin Biber mochte nun kommen oder nicht; allein ſie fürchtete ſich vor Hildas Verachtung, ſie wollte ja auch ein modernes Mädchen ſein, und endlich zog dieſes Erlebnis, das ſie ſo angſtvoll erwartete, ſie dennoch unwiderſtehlich an. Es war am dritten Tage nach Hildas Beſuch, daß Marie am Gartengitter einen Herren ſah, der von ſeinem Rade ſprang, das Rad gegen das Gitter lehnte und zu ihr hinübergrüßte. Er trug einen braunen Radfahreranzug und einen kleinen, ſchwarzen Filzhut. Regungslos blieb Marie ſtehen und ſtarrte den Fremden an, dann ging ſie langſam und wie mechaniſch auf das Gitter zu. Der Fremde zog wiederum ſeinen Hut tief ab und verbeugte ſich. War das Armin Biber, dieſer kleine Herr mit dem geröteten Geſicht, dem glattraſierten bläulichen Kinn und dem langen bleichen Munde? Jetzt trat er nah an das Gitter heran, lächelte und zeigte dabei eine Reihe weißer Zähne, in denen eine Goldplombe blank hervorglänzte. Marie ſah das alles ganz genau. Nun begann er zu ſprechen, ja, das war Bibers ſchöne, tiefe Stimme.

„Durchlaucht haben befohlen," ſagte er, „hier bin ich."

„Das iſt ſehr freundlich", hörte ſie ſich ſagen, und ſie ſah, wie ihre Hand zwiſchen den Gitterſtäben hindurch ſich Armin Biber reichte. Er ergriff ſie und küßte ſie.

„Ich wollte Ihnen ſo gern danken," fuhr Marie fort, „für den großen Genuß damals im Theater."

Armin Biber wurde ernſt, und Marie fand in ſeinen Augen etwas von Karl Moor wieder. Er nahm den Hut ab und fuhr ſich mit der Hand über die Stirne. „Ach, Durchlaucht," verſetzte er, „das iſt ja der eigentliche Lohn unſeres oft dornenvollen Berufes, daß unſere Kunſt zuweilen in einem vornehmen und edlen Herzen wiederklingt."

Was ſoll ich jetzt ſagen, dachte Marie, aber da ſagte ſie ſchon: „Es muß ſehr ſchwer ſein, ſolche Rollen zu ſpielen."

„Nun ja," erwiderte Armin Biber, „die Hauptſache iſt, daß man die Rolle fühlt, und da muß man ſchon einiges an Nervenkraft und Herzblut zuſetzen."

„Das kann ich mir denken", bemerkte Marie. Eine Pauſe entſtand, und Marie dachte: Wie ſoll das enden?

Aber Armin Biber begann wieder zu ſprechen: „Ich hätte gern als Erinnerung an dieſe bedeutungsvolle Stunde Euer Durchlaucht mein Bild mitgebracht, allein ich wagte es nicht."

„Wie ſchade," meinte Marie, „aber vielleicht geben Sie mir als Andenken die kleine, gelbe Blume dort am Wege."

„Die dort?" fragte Armin Biber und kniff ſeine Augen zuſammen, „bon, ich fliege." Er ſprang zu der

gelben Blume hin, pflückte sie und reichte sie lächelnd durch das Gitter.

Marie versuchte auch zu lächeln, als sie die Blume entgegennahm. „Ich danke Ihnen," sagte sie, „jetzt aber glaube ich, muß ich gehen."

Wieder streckte sie die Hand durch das Gitter, und wieder erfaßte Armin Biber sie und küßte sie. „Es wird mir eine unvergeßliche Erinnerung sein", versetzte er leise und innig. „Adieu, Durchlaucht, adieu." Er schwenkte seinen Hut, sprang auf sein Rad und fuhr schnell und elegant die Landstraße entlang.

Marie schaute ihm nach, und ein angenehmes Gefühl unendlicher Erleichterung erfüllte sie. Eilig schritt sie dem Schlosse zu, sie war froh, daß es vorüber war und stolz, daß sie das erlebt hatte. Als sie in ihrem Zimmer ankam, bemerkte sie, daß die kleine gelbe Blume ihr unterwegs entfallen war.

Der Winter setzte dieses Jahr früh mit starkem Schneefall ein. Nur selten drang die Sonne durch die niedrig hängenden hellgrauen Wolken. Immer wieder schneite es, jeden Morgen war der Park mit seinen Bäumen, der Garten, das Schloß wie in große Wellen weißen Musselins gehüllt. Der Baron Fürwit trippelte mit kleinen Schritten durch die Zimmer und regulierte ihre Temperatur. Graf Streith kam im Schlitten mit hellem Schellengeläute angefahren. Marie hustete viel, und nach Weihnachten wurde sie ernstlich krank. Mit hohem Fieber lag sie in ihrem Bette, und die kärglichen Erlebnisse ihres Lebens umschwebten sie in ihren Fieberphantasien, Armin Biber kam, aber er schwebte eine Spanne hoch über dem Boden, und seine Beine schwangen hin und her wie der Pendel einer Uhr. Britta stand neben ihm, lachte und sagte: „Ticktack,

Digitized by Google

ticktack.“ Auch Felix Dühnen erſchien, er verzog ſeinen Mund zum höhniſchen Knabenlachen und ſchlug Marie auf die Hand. Aber ſie hatten alle etwas Geſpenſtiſches und Feindſeliges, Marie flüchtete angſtvoll vor ihnen, flüchtete aus dem Traum in das Erwachen. Sie ſchlug die Augen auf, an ihrem Bette ſaß ihre Mutter und lächelte ihr zu.

„Geſchlafen, mein Kind?“ ſagte ſie.

„Ja“, erwiderte Marie. Die klaren, braunen Augen ihrer Mutter taten ihr wohl, es war, als wehte etwas angenehm Kühlendes aus ihnen herüber, als läge in ihnen etwas, das den Durſt löſchte.

„Schlafe nur, meine Tochter,“ fuhr die Fürſtin fort, „und wenn wir kräftiger ſind, dann reiſen wir dorthin, wo die Sonne ganz warm iſt, an ein warmes, blaues Meer, dort werden wir ganz geſund.“

Marie verſuchte zu lächeln, ſeufzte tief und ſchloß wieder die Augen. Jetzt war ihr wohl, ſie ſah dieſe gelbe, warme Sonne und das warme, blaue Meer, eine große blaue und goldene Stille. Dann kamen wieder Bilder, aber dieſes Mal friedliche, halb Erinnerung, halb Träume, ein Zimmer im Schloſſe Birkenſtein, Marie mußte noch ſehr klein ſein, denn das Zimmer erſchien ihr unendlich hoch und die Möbel ſehr groß. Sie ſaß auf dem Schoße ihrer Mutter, ſaß da ganz in veilchenblauer Seide und ſpielte mit einem kleinen, goldenen Herzen, das an einer Kette auf der Bruſt ihrer Mutter hing. Vor ihnen aber im Zimmer ging ein Herr hin und her und ſprach laut und ſchnell. Marie wunderte ſich, daß auf das goldene Herz, mit dem ſie ſpielte, zuweilen warme Tropfen fielen. Und dann wieder lag ſie in ihrem kleinen Bette, es war Nacht um ſie her, aber das Zimmer nebenan, wo die Schweſtern ſchliefen, war hell von Mondenſchein. Und plötzlich

Digitized by Google

erſchienen da in der bleichen Helligkeit zwei kleine Geſtalten in langen, weißen Hemden, und ſie faßten einander und tanzten. Marie ſah deutlich auf dem hellbeſchienenen Fußboden die raſtlos tanzenden Füßchen. Allmählich verblaßten die Bilder, und Marie ſank in tiefen Schlaf.

Die Fürſtin ſchaute ſinnend den blonden Kopf ihres Kindes an, das Geſicht, über deſſen weichen Zügen eine mutloſe Erſchöpfung lag, ein Ausdruck, wie Menſchen ihn haben, die bei einer zu ſchweren Arbeit matt niederſinken. Wie dieſes arme kleine Leben kämpft, dachte die Fürſtin. In ihren Ohren klang Maries Stimme: Soviel ich ſehe, iſt jetzt für mich kein Vergnügen in Ausſicht, das rührte ſie ſo ſtark, daß es wehe tat. Sie wandte den Blick ab und ſchaute zum Fenſter hinaus. Trotz der bleichen Winterſonne irrten doch einige große Schneeflocken langſam durch die Luft. Aus der Ferne klang das Schellengeläute eines Schlittens herüber. Die Gedanken der Fürſtin ſuchten nach etwas, das nicht wehe tat, das tröſtete, ſie dachte an das Jagdſchlößchen, an Streith, wie er in den dunklen Garten hinausgeht und zu dem erleuchteten Gartenſaale hinunterſieht. Sie kannte dieſen Gartenſaal, die Wände mit den vielen Ölbildern, die ihren Firnisgeruch in den Duft der ägyptiſchen Zigaretten miſchten, die Möbel mit ihren ſeltſamen himbeerrot- und grüngeſtreiften ſeidenen Überzügen und den vergoldeten Zieraten auf der Lehne, den ſchwarzen Marmortiſch mit den geſchweiften, vergoldeten Füßen und das Tigerfell vor dem Kamin. Gut mußte es tun, dort abends zu ſitzen ohne Gedanken, ohne Sorgen, denn draußen im dunklen Garten geht einer umher, der alle Härten des Lebens, ja auch das Schmerzvolle der Vergangenheit von ihr nimmt. Und ſie ſteht dann auf, tritt in die

Digitized by

offene Tür, ſchaut in die Nacht hinein, die ihr ſüß nach Roſen und Nachtviolen entgegenduftet. Er kann ſie jetzt im Türrahmen ſtehen ſehen, und ſie will rufen. Ein leiſes Stöhnen ließ die Fürſtin aufſchrecken, ſie ſchaute wieder auf das Bett, Marie ſchlief, aber über ihr Geſicht zuckte es wie eine Qual, und die Hand, die auf der Decke lag, wurde unruhig. Die Fürſtin beugte ſich vor und ſchaute ihr Kind angſtvoll an. Sie war mit ihren Gedanken ſo weit von ihm fortgeweſen, und es ſchien ihr, als hätte ſie ihm ein Unrecht, eine Grauſamkeit angetan. Sie neigte ſich auf die ruheloſe, fieberheiße Hand der Kranken nieder und küßte ſie. Dann erhob ſie ſich und verließ leiſe das Gemach.

Draußen ging ſie langſam und bekümmert durch die ſtille Zimmerflucht, in ihrem Boudoir ſetzte ſie ſich nieder, lehnte den Kopf zurück und ſchloß die Augen. Sie war krank vor Mitleid, Mitleid mit ihrem Kinde, Mitleid mit ſich ſelbſt. Irgendwo im Hauſe ging eine Türe, und das Parkett knarrte unter einem bekannten Schritte. Die Fürſtin richtete ſich auf und lächelte. Ach ja, Streith iſt da, ging es ihr durch den Sinn.

Zwei Jahre waren verfloſſen, und an einem ſchönen Maientage ſaßen die drei Schweſtern wieder unter dem alten Pflaumenbaume, der jetzt ganz in Blüten ſtand. Die Großfürſtin Dimitri und die Erbprinzeſſin von Neuſtadt-Birkenſtein waren nach Gutheiden gekommen, um in der alten Heimat einige Tage beiſammen zu ſein, ganz wie einſt in ihren Mädchenjahren. Nun gingen ſie ihren Erinnerungen nach. Auf dem beſonnten Raſen waren Decken gebreitet worden, auf welche die Damen ſich niedergelaſſen hatten. Roxane ſaß wie früher aufrecht da, unter ihrem roten Sonnenſchirme, ſie war ſehr ſtattlich geworden, die regelmäßigen Züge hatten

Digitized by Google

ſich ein wenig verſchärft, die Augen mit dem ruhigen Edelſteinglanz ſchauten gerade vor ſich hin, ſo ſaß ſie da wie eine ſinnende Göttin unter ihrem roten Baldachin. Eleonore hatte ſich bequem hingeſtreckt, ſie war etwas ſtark geworden. Das Geſicht, wenn es lachte, war noch das freundliche Mädchengeſicht von früher, es war jedoch blaß und, wenn es ernſt dreinſchaute, lag es über ihm wie verdroſſene Müdigkeit. Marie lag platt auf dem Rücken und ſchaute zum Himmel hinauf. Die Jahre hatten ihre Geſtalt ſchlanker und mädchenhafter gemacht. Das blonde Haar lockte ſich noch ebenſo eigenſinnig über der kurzen Stirn, und die runden Augen ſchauten noch ebenſo erwartungsvoll und kritiſch in die Welt hinaus. Die Schweſtern hatten lange geſchwiegen, jetzt begann Marie zu ſprechen: „Nun, erinnert ihr euch?“

„Dazu ſind wir ja da, Kleine“, erwiderte Roxane.

„Es iſt nur merkwürdig,“ fuhr Marie fort, „daß es nichts zu erinnern gibt. Es geſchah damals nichts.“

„Das iſt ja das Schöne,“ meinte Eleonore, „eine Zeit, in der nichts geſchah. Nur ſo das bekannte Licht, die bekannten Gerüche.“

„Sehr gut,“ plauderte Marie weiter, „aber man kann auch davon zuviel haben. Wenn wir von San Remo nach Hauſe reiſen, freue ich mich auch. Ich denke, zu Hauſe wird es beſſer ſein. Es iſt nämlich ſehr langweilig, in San Remo die kranke Prinzeſſin zu ſein, rechts Mama, links die Baronin Dünhof, und es iſt nur davon die Rede, ob ich mich erhitzt oder erkältet habe. Gut, wir kommen nach Hauſe, und dann liegt zu denſelben Stunden, in denſelben Ecken derſelbe Sonnenſchein. Wenn wir ſpazierenfahren, ſtehen im Dorfe dieſelben Frauen an den Fenſtern, und dieſelben Hunde bellen, und der Baron Fürwit macht

Digitized by

dieſelben Späße, und der Graf Streith ſpricht bei Tiſch wieder von der Pſyche der Franzoſen und der Engländer. Das iſt dann auch nicht heiter. Übrigens hat ſich manches verändert. Mademoiſelle Laure iſt nicht da, die Dühnenſchen Jungen gehen nicht mehr vorüber, ſie haben eine andere Badeſtelle. Felix iſt jetzt Leutnant. Er war geſtern hier, er ſieht lächerlich aus mit ſeinem Scheitel über den ganzen Kopf. Heute kommt er mit Üchtlitzens zum Tennis, denn Doktor Ruck hat mir Tennis verordnet. Nun ja, und die alte Malwine bekommt das Gnadenbrot, und die kleine Emilie bedient mich, und Profeſſor Wirth kommt nicht mehr."

„Ach, der arme Wirth", meinte Eleonore.

Marie lachte: „Ja, der arme Wirth, es hat wohl nie ein Profeſſor drei unaufmerkſamere Schülerinnen gehabt als er. Und wie höflich er immer war, beſonders mit Roxane. ‚Darf ich vielleicht fragen, wie der Volkstribun hieß, von dem wir in voriger Stunde ſprachen?' Und Roxane war dann auch ſehr liebenswürdig: ‚Gewiß, Herr Profeſſor, ſehr gern, ich glaube, der Name fing mit einem R an.' Und Lore war immer ſo mitleidig, wenn ſie nichts wußte. ‚Es tut mir ſchrecklich leid, Herr Profeſſor, aber ich habe es vergeſſen.'"

Sie lachten ein wenig, dann brach die Unterhaltung ab, und ſie hörten ſtill dem Läuten der Bienen in den Pflaumenblüten zu.

Einmal äußerte Marie noch feierlich: „Nur wer etwas erleben will, erlebt etwas, ſagt Hilda."

„Ach die", warf Eleonore hin; aber das ärgerte Marie. „Bitte," ſagte ſie, „Hilda iſt meine Freundin."

Vom Hauſe klangen jetzt Stimmen herüber, und Marie richtete ſich auf. „Da kommen ſie ſchon zum Tennis," meinte ſie, „ihr bleibt wohl noch?"

Digitized by Google

„Ja, wir bleiben noch ein wenig", erwiderte Roxane.

Marie erhob ſich langſam und widerwillig, ſie warf noch einen letzten Blick auf ihre Schweſtern und ſagte: „Roxane iſt prachtvoll, wie ein ruſſiſches Heiligenbild. Lore iſt noch nicht ſo weit." Dann ging ſie.

Auf dem Tennisplatze fand ſie eine größere Geſellſchaft, Hilda, ihr Bruder der Referendar und Felix waren gekommen, auch die Damen und Herren des Gefolges waren da, die üppige Fürſtin Kusmin mit den ſchönen Augen, dem unreinen Teint und dem großen weichen Munde, das Fräulein von Dietheim, blond und zierlich und ſo bleich, daß ſelbſt ihre Lippen weiß waren, der Hauptmann von Keck und endlich der prachtvolle Graf Minsky mit ſeinem klaſſiſchen Profil und einer hohen, dünnen Stimme. Marie begrüßte die Angekommenen, küßte Hilda und ſagte: „Ich denke, wir fangen an."

„Du biſt verſtimmt", flüſterte Hilda ihr zu.

Marie zuckte die Achſeln, und das Spiel begann. Marie ſpielte heute nachläſſig und ſchlecht.

„Wenn Graf Dühnen die Bälle ſo perfide ſerviert," ſagte ſie ärgerlich, „dann kann ich keinen Ball machen."

„Galant, Graf Dühnen ſerviert nicht galant", rief Graf Minsky mit ſeiner hohen, ſingenden Stimme.

Felix lachte. Wie kenne ich dieſes Lachen, dachte Marie. Das Spiel machte ihr heute keine Freude, ſo gab ſie denn vor, es mache ſie müde, und man brach ab. Die Geſellſchaft ſtand noch auf dem ſonnigen Platze umher und unterhielt ſich. Marie nahm Hildas Arm und ſprach mit Felix vom Tirnowſchen Parke und dem Frühling in Berlin. Dabei begannen ſie langſam den Gartenweg hinabzugehen.

Die Fürſtin Kusmin ſchaute den Fortgehenden mit

Digitized by Google

zuſammengekniffenen Augen nach und meinte: „Die Prinzeſſin macht einen kleinen Spaziergang.“

„Ja,“ erwiderte Fräulein von Dachsberg leiſe, „die Prinzeſſin tut, was ihr gerade einfällt. Es heißt immer: ‚Das arme Kind, laſſen Sie es doch‘, und wir Hofdamen ſind eigentlich nur dazu da, um vermieden zu werden.“

„Ja, ſo auf dem Lande“, ſagte die Fürſtin gerührt.

Hilda hatte dem Geſpräch zwiſchen Marie und Felix ſchweigend zugehört, jetzt ſagte ſie: „Sind Sie denn noch böſe wegen des Servierens der Bälle?“

Marie lachte: „Ach nein, das habe ich verziehen.“

Felix entſchuldigte ſich, er war es nicht mehr gewohnt, bei Hof zu ſervieren.

Marie beugte ſich vor und ſchaute luſtig zu ihm auf: „Wie geht es jetzt mit der Subordination?“

„Ich danke,“ erwiderte Felix, „es muß wohl.“

„Schwer wird es dir fallen“, bemerkte Hilda; ſie und Felix ſagten als Nachbarskinder zueinander du.

„Es kommen einem zuweilen Gedanken,“ berichtete Felix, „wenn ich vor dem Kommandierenden ſtramm ſtehe und er ſchnauzt mich an, dann denke ich zuweilen: Was würde geſchehen, wenn ich ſtatt ‚zu Befehl‘ nur ‚Kikeriki‘ ſagen würde, nichts weiter als ‚Kikeriki‘? Das gäbe doch eine Aufregung in der ganzen Armee, es würde in allen deutſchen und ausländiſchen Zeitungen ſtehen, es wäre ein Weltereignis.“

„Das werden Sie doch nicht tun“, rief Marie erſchrocken.

Felix beruhigte ſie: „Nein, das tue ich nicht, ich bin jetzt ein Normalmenſch, ein Leutnant. Ein Leutnant tut, was alle anderen Leutnants tun, im Dienſte tun ſie alle dasſelbe, und im Kaſino und wenn ſie mit Damen ſprechen, ſagen ſie alle dasſelbe, und wenn

ſie Zivil anziehen, haben ſie alle blaue Anzüge und gelbe Stiefel. Und wenn ich mich nachts zu Bett lege, weiß ich, daß tauſend ganz ſolcher Herren wie ich, ſich zu Bett legen. Das iſt ſo wie mit dem Zinnſoldaten, der weiß auch, wenn er in die Schachtel gelegt wird, daß zwei Dutzend ganz ſolcher Kerlchen wie er in der Schachtel liegen."

„Meine Brüder hatten Zinnſoldaten, mit denen ich gern ſpielte," erzählte Hilda, „da war einer, bei dem hatte das Zinn nicht gereicht, er hatte ein zu kurzes Bein, den liebte ich beſonders, weil er anders war als die anderen."

Felix ſeufzte: „Ach, ich glaube, bei mir hat das Zinn auch nicht gereicht, jedenfalls iſt mein Vater dieſer Anſicht."

„Und hier zu Hauſe?" fragte Marie.

„Hier zu Hauſe verſuche ich zu tun, was nur ich tue. Geſtern ſtand ich auf dem großen Raſenplatze im Hofe auf dem Kopfe. Mein Vater fand das unwürdig."

„Das war es wohl auch."

Felix zuckte die Achſeln: „Nun ja, aber man will doch etwas für ſeine Perſönlichkeit tun."

„Du kannſt ja wieder auf einen Baum ſteigen und wie eine Taube girren", ſchlug Hilda vor.

Felix lachte: „Wozu? Es hört es ja doch nur der alte Gartenwächter."

Jetzt gingen ſie an den Johannisbeerbüſchen vorüber. Felixens und Maries Augen trafen ſich in einem ſchnellen Blick des Einverſtändniſſes, und ihre Lippen zuckten.

Dann ſagte Felix: „Ich glaube mich zu erinnern, daß hier im Gitter eine Tür iſt. Ich würde ſie benutzen, um mich hier von den Damen zu empfehlen."

„Ja, die Tür iſt noch da", ſagte Marie und errötete.

Digitized by Google

Felix nahm Abschied und ging. Die beiden Mädchen schauten ihm nach, wie er die Dorfstraße hinabeilte, schmal und knabenhaft im hellen Tennisanzuge.

„Der geht nicht wie ein Leutnant", bemerkte Hilda. Dann schlugen sie den Rückweg ein. Nach einer Pause sagte Hilda: „Es ist wahrscheinlich, daß er sich in dich verlieben wird, was wirst du dann tun?"

„Was soll ich tun?" erwiderte Marie ärgerlich.

Aber Hilda fuhr fort: „Männer sind solche Kinder, sie glauben, eine Prinzessin —."

„Sprich doch nicht so", unterbrach Marie.

Da schwiegen sie beide, Marie aber dachte an den schnellen Blick des Einverständnisses, den sie mit Felix getauscht. Sie hatte noch nie so in fremde Augen hineingesehen, und es machte sie froh.

Zum Diner war Graf Streith gekommen. Er sprach bei Tisch mit Roxane über die hellen Nächte in Rußland, er war einmal in St. Petersburg gewesen.

Roxane liebte die hellen Nächte nicht. „Ich fürchte mich vor ihnen, meine Fenster können nicht dicht genug verhängt sein, ich habe dann eine solche Sehnsucht nach Dunkelheit."

„Dunkelheit," bemerkte die Fürstin, „ist oft so wohltuend, wenn sie alles um uns fortnimmt."

„Unsere Nächte," sagte Graf Minsky, „sind nicht zum Schlafen da, sie sind da zum Singen, zum Träumen, zum Flirten."

„Nun ja," bemerkte Graf Streith, „man muß in ihnen gesellig sein, sonst machen sie einen zu melancholisch."

„Sie machen nervös", flüsterte die Fürstin Kusmin und zog die Augenbrauen zusammen, als gebe schon der Gedanke an diese Nächte ihr Migräne.

Das Fräulein von Dietheim wünschte sich vom

Digitized by Google

Hauptmann von Keck darüber belehren zu lassen, warum die Nächte in Rußland so hell seien. Sie liebte es, sich vom Hauptmann von Keck belehren zu lassen.

„Es wird wohl mit der Sonne zusammenhängen", murmelte dieser mißmutig.

Da unternahm es Baron Fürwit, die Dame darüber aufzuklären.

Am anderen Ende des Tisches hatte das Gesprächsthema gewechselt, man sprach jetzt von der Gesundheit des Großherzogs von Mecklenburg, die zu Befürchtungen Anlaß gab.

Nach dem Diner wurde nach Mänteln gerufen, die Fürstinnen wünschten in den Garten hinunterzugehen, sie wollten alles tun, was sie einst als Mädchen getan hatten. So wandelten denn die drei Schwestern Arm in Arm den breiten Kiesweg hinab, die Hofdamen folgten ihnen zu zweien.

Die Fürstin trat mit dem Grafen Streith auf die Gartentreppe hinaus. Der Halbmond hing am Himmel, ein lauer Wind raschelte in den Buchsbaumhecken.

„Wie warm es ist", sagte die Fürstin.

Streith bog den Kopf zurück und atmete den Duft der Nacht ein. „Seltsam warm," erwiderte er, „am Horizonte wetterleuchtet es."

Vom Garten her scholl helles Lachen herüber.

„Wie sie lachen, die lieben Kinder," sagte die Fürstin und legte ihre Hand leicht auf Streiths Arm, „Roxane ist ganz wie ich es erwartet habe, sie geht ruhig und würdig ihren Weg, ein wenig starr ist sie geworden, aber das werden wir ja, wenn wir innerlich wund sind, und der Tod ihres Kindes hat viel Kühle in ihr Leben gebracht. Meine arme

Digitized by

Eleonore aber, so liebevoll und liebebedürftig und — was hat sie jetzt?"

Die Stimme der Fürstin wurde klagend und versiegte dann. Streith erwiderte nichts, er stand regungslos da, um die Hand, die auf seinem Arme lag, nicht zu verscheuchen.

„Ich bin so froh, Sie bei mir zu haben," hub die Fürstin wieder an, „aber sehen Sie, zuweilen kommen mir Gedanken, deren ich mich schäme. Ich ertappe mich darauf, froh zu sein, daß ich nicht mehr in jener Welt dort lebe. Das ist unrecht; der Welt, in der meine Kinder leben, darf ich nicht ferne sein, ich muß ihnen doch helfen."

Als die Fürstin jetzt schwieg und eine Antwort erwartete, sagte Streith langsam, indem er die Worte suchte: „Gewiß, ich meine nur, wenn wir helfen wollen, müssen wir stark sein, und wir sind am stärksten, wenn wir ein wenig glücklich sind."

„Ich weiß, Streith, ich weiß", versetzte die Fürstin, ihre Stimme wurde ganz weich, und sie strich mit der Hand sachte über Streiths Rockärmel.

Streith schwieg, diese leichte Liebkosung ergriff ihn zu sehr. Es wurde nichts mehr gesprochen, beide schauten in die Nacht hinaus, ein stärkerer Wind fuhr in die Bäume und ließ sie aufrauschen, am Horizonte wetterleuchtete es, als würden immer wieder Türen zu hellen Sälen auf- und zugemacht. Da entschloß sich Streith, er ergriff die Hand, die auf seinem Arme ruhte, und führte sie an die Lippen. Die kleine, kühle Hand folgte willenlos der seinen.

Die Spaziergänger kamen zurück, denn sie fürchteten das aufziehende Gewitter. Streith war bleich, und die Fürstin hatte feuchte, schimmernde Augen. Einen Augenblick ruhten Roxanes Blicke wie fragend auf

Digitized by Google

den beiden, und die Fürstin wandte sich vor ihnen ab. Jetzt kamen auch die Herren aus dem Rauchzimmer, und die Fürstin Kusmin wurde gebeten, ein wenig zu musizieren. Sie setzte sich an den Flügel und spielte mit großer Bravour und glänzender Technik Liszts zweite Rhapsodie. Alle lauschten andächtig. Die Kaskaden von Tönen, die auf die Zuhörer niederrauschten, machten diese seltsam regungslos, als hielten sie stille unter einer Dusche. Fräulein von Dachsberg saß gerade da, ein starres Lächeln auf den Lippen. Graf Minsky verzog das Gesicht, als hätte er etwas Süßes im Munde. Die Fürstin hatte den Kopf zurückgelehnt, sie hielt die Augen halb geschlossen, und auf ihrem Gesichte lag noch der Ausdruck einer sanften Erregung. Eleonore war einfach schläfrig, sie zog die Stirn kraus, als täte die Musik ihr weh, während Roxane, die Augen weit offen, vor sich hinblickte, wie man in eine Ferne sieht. Marie lag bequem in ihrem Sessel, die Frühlingstage machten ihr die Glieder schwer, sie dachte an Hildas Worte: ‚Wahrscheinlich wird er sich in dich verlieben'; sie dachte sie immer wieder, sie versuchte es, sie dem Rhythmus der Musik anzupassen, und sie entzündeten in ihrem Blute ein leichtes Fieber, das angenehm müde machte. Halb hinter dem Vorhang aber, in der Fensternische, stand Graf Streith, er schaute zu, wie draußen das Frühlingsgewitter aufzog, und sein scharfes Profil, seine mächtige Nase hoben sich dunkel von der mondbeschienenen Fensterscheibe ab.

Nun schlug die Fürstin Kusmin die letzten Akkorde an, stand auf und zog klirrend ihre Armbänder über, die sie vor dem Spiel abgelegt hatte. Eine leichte Bewegung entstand unter den Zuhörern, als erwachten sie. Die Fürstin erhob sich, um der Fürstin Kusmin

Digitized by Google

zu danken, auch die anderen traten hinzu, man ſtand beiſammen und ſprach über Muſik, bis die Fürſtin das Zeichen zum Aufbruch gab.

Die Fürſtinnen hatten gewünſcht, wieder in dem großen, gemeinſamen Schlafzimmer zu ſchlafen. Marie ließ ſich von Emilie ſchnell zu Bette bringen, ſie wollte wieder wie früher im Halbſchlummer daliegen und hören, wie ihre Schweſtern ſprachen. Die Kammerzofen wurden fortgeſchickt, die Fürſtinnen in ihren langen Nachtgewändern ſaßen vor dem großen Toilettenſpiegel und unterhielten ſich halblaut. Marie konnte auf der Wand ihre Schatten ſehen, wie ſie ſich zueinanderneigten und wieder auseinanderfuhren. Roxanes tiefe Stimme erzählte langſam und eintönig: „Es war jene ſchreckliche Nacht, in der mein Kleiner ſtarb. Draußen lag ein dichter, weißer Nebel, die Stadt war totenſtill, man hörte nur die Schritte der Soldaten, die vor dem Palais auf und ab gingen. Aber wenn man das Fenſter öffnete, ſchien es, als hörte man dort, irgendwo, ganz weit etwas rufen oder ſchreien. Ich weiß nicht, was es war, aber es klang, als geſchähe dort etwas Entſetzliches. Mein Kleiner lag in hohem Fieber, und ich hatte mich auf ſein Bett geſetzt und hielt ihn in den Armen. Alle, die in das Zimmer kamen, hatten ſeltſam bleiche Geſichter und angſtvolle Augen, und wenn ſie an den Fenſtern vorübergingen, blieben ſie ſtehen und horchten hinaus. Eudoxia, die alte Wärterin, und die Amme warfen ſich immer wieder vor dem Heiligenbild auf den Boden und beteten leiſe. Die Ärzte kamen und, ich glaube, ein Geiſtlicher. Dimitri war nicht da. Ich hielt meinen Kleinen im Arm und hörte auf ſeinen Atem, er ging ſo ſchnell, als müſſe das arme Kind laufen, immer laufen, und in ſeiner Bruſt gab es ein leiſes Geräuſch

Digitized by Google

wie von einer kleinen Uhr, in der etwas gesprungen ist. Und mir war es, als müßte auch ich so schnell atmen, als müßte auch ich laufen mit ihm zusammen, laufen, laufen, und wir beide waren so müde. Und plötzlich wurde es in meinen Armen ganz still, und mir selbst war, als wäre ich irgendwo hingefallen, und es kam eine große, dunkle Ruhe." Roxane schwieg.

Das ist zu traurig, dachte Marie und drehte sich auf die andere Seite.

Nach einer Weile sagte Eleonore etwas und Roxane antwortete: „Ja, ein großes, schönes Land und die Menschen sind freundlich und liebenswürdig. Wenn nur nicht die Angst wäre, die zuweilen über mich kommt. Weißt du, solch eine Angst wie in Birkenstein, wenn man des Nachts erwachte und an den Turm im Park dachte, mit seinem Verlies, von dem der alte Gärtner erzählte, daß man dort ein Gerippe gefunden habe."

„Ja, ich weiß", sagte Eleonore.

Marie wußte das auch, an den alten Turm in Birkenstein jedoch wollte sie nicht denken. Dann mußte sie etwas geschlafen haben, denn als sie wieder die Stimmen ihrer Schwestern hörte, war von anderem die Rede.

Eleonore lachte leise und Roxane sagte: „Was geht da vor? Eine Mutter bräutlich, eine Mutter verliebt, das ist unmöglich."

Marie war zu müde, um zu verstehen, sie dachte noch einmal: Wahrscheinlich wird er sich in dich verlieben, und schlief dann ein.

Der Graf Streith hatte schlecht geschlafen, nun saß er am Frühstückstisch, trank seinen Tee und starrte sinnend auf einen Kastanienzweig voll grellgrüner

Digitized by

Blätter, der sich vor dem Fenster in der Maiensonne wiegte. Roller, der rotbraune Setter, hatte sich eine sonnige Stelle auf dem Parkett ausgesucht und schlief dort. Oskar Pose, der alte Diener, mit dem Gesicht eines Heldenvaters, ging leise ab und zu und bediente seinen Herrn.

Das Fatale an solch schlimmen Nächten war, daß Gedanken dann herandrängten und sich breit machten, die Streith sonst im Zaume zu halten verstand. Als er den Hofdienst aufgegeben und sich hierher zurückgezogen hatte, war ihm das wie eine Erlösung erschienen. Der Hofdienst war ein Mißgriff gewesen, wie denn manches in seinem Leben ein Mißgriff gewesen war. Jetzt, obgleich er die Vierzig überschritten hatte, jetzt sollte das eigentliche Leben beginnen. Erfahrungen hatte er genug gesammelt, das Handwerk des Lebens hatte er genügend gelernt, da mußte es mit dem Teufel zugehen, wenn nicht etwas seiner Würdiges dabei herauskam. So begann er denn sich einzurichten, er baute sein Schlößchen aus, kaufte schöne Sachen, legte seinen Garten an, ließ seinen Wald vermessen. Einige Jahre waren vergangen, und er richtete sich noch immer ein, immer noch war alles Vorbereitung, und das Leben, auf das er sich freute, hatte noch nicht begonnen. Dazu verrann die Zeit, nach einer solch schlaflosen Nacht hörte er sie ordentlich an sich vorübersausen wie ein durchgehendes Gespann, und er hatte das Gefühl eines Schülers, dessen Ferienzeit zum größten Teil vorüber ist und der noch immer auf die eigentliche Ferienlust wartet.

Die Tür öffnete sich, und Frau Buche, die Mamsell, erschien. Sie war ältlich und recht stark, und aus ihrem großen, bleichen Gesichte schauten zwei sehr friedliche, mausgraue Augen heraus. Sie verbeugte

Digitized by Google

ſich, und Streith erwiderte ſehr höflich den Gruß. Dann lehnte Frau Buche an der Tür und begann, wie ſie das jeden Tag tat: „Ich komme wegen des Eſſens, Herr Graf. Zum Frühſtück habe ich Hechtkoteletten mit Morchelſoße, dann dachte ich ...“

Allein Streith winkte ab: „Genug, geben Sie eine Taſſe Bouillon und eine Omelette, das genügt. Übrigens wird das Diner ſich heute ein wenig verſpäten, denn ich will noch einmal nach den Schnepfen ſehen.“

Frau Buche neigte den Kopf und fuhr dann fort: „Für das Diner habe ich eine Krebsſuppe vorbereitet, dann haben wir das Haſelhuhn, dann dachte ich ...“

Aber Streith unterbrach ſie wieder: „Es iſt gut, Frau Buche, Sie werden es ſchon machen.“

Die alte Frau zog ihre Mundwinkel herab, was ein verhaltenes Lächeln bedeutete, und meinte: „Der Herr Graf muß heute wichtige Dinge im Kopfe haben, daß er nicht an unſer Eſſen denken mag.“

Streith lehnte ſich in ſeinen Stuhl zurück, blies den Rauch ſeiner Zigarette vor ſich hin und betrachtete aufmerkſam das Geſicht der Mamſell und ſagte: „An Eſſen denken iſt eine gute Sache, aber zu jeder guten Sache gehört auch die rechte Stimmung. Sind Sie immer in der Stimmung, an Eſſen zu denken?“

Frau Buche wurde ernſt: „Bei mir, Herr Graf, iſt es Pflicht, wollte ich nicht an das Eſſen denken, ſo wäre das Sünde.“

Streith zuckte die Achſeln. „Sünde, Frau Buche, iſt ein großes Wort, aber ſagen Sie, waren Sie immer ſo ſtill befriedigt, oder gab es in Ihrem Leben auch Leidenſchaften?“

Die alte Frau errötete. „Von Leidenſchaften weiß ich nichts“, erwiderte ſie abweiſend.

Digitized by Google

„Das war doch Herr Buche", warf Streith ein.

„Buche war ein ſtarker Mann," berichtete die Mamſell, „und ein jähzorniger Mann, ich war jung und dumm, das iſt nun vorüber, ich habe jetzt meine Arbeit und keine Sorgen, bis auf die Sorge um das ewige Seelenheil."

„Beſte Frau Buche," rief Streith, „wenn Sie ſich auch für die Ewigkeit einrichten wollen, dann werden Sie nie fertig."

Die alte Frau kniff die Lippen zuſammen, darüber wollte ſie nicht ſprechen. Sie wartete noch einen Augenblick, fragte dann, ob der Herr Graf noch etwas befehle, und als Streith verneinte, verließ ſie das Zimmer.

Streith ſtand auch auf und ging in ſein Arbeitszimmer hinüber. Dort lagen neuangekommene Bücher bereit, die er durchſehen wollte. Als er jedoch in ſeinem Seſſel ſaß, das Falzbein in der Hand, verfiel er wieder in Sinnen. Der Abend geſtern drüben auf dem Schloſſe hatte ihn beunruhigt. Eine Verbindung mit der fürſtlichen Frau betrachtete er als die Krönung ſeines Lebens. Sie ſollte es zu jener koſtbaren Ausnahme machen, die Donalt von Streiths Leben ſein mußte. Seit er die Fürſtin kannte, ſchon am Birkenſteiner Hof, als ſie die unglückliche Gattin eines allzu lebensluſtigen Fürſten geweſen war, hatte er in ihr das auserleſenſte Weſen der Schöpfung verehrt. Sie wußte, daß er ſie liebte, daß er auf ſie wartete, ſie ließ das nicht nur geſchehen, nein, ſie wollte es. Nun waren geſtern wieder mütterliche Gefühle und Skrupel in ihr aufgeſtiegen, die ſeine Hoffnungen bedrohten. Ein leiſer Ton machte ihn aus ſeinen Gedanken aufſchrecken, das Schildkrotfalzbein in ſeinen Händen war mitten entzweigebrochen. Ungeduldig warf er es fort, erhob ſich und ging ſchnell

in den Flügel des Schloſſes hinüber. Dort befanden ſich drei Zimmer, deren Einrichtung noch unvollſtändig war. Die Wände des erſten Zimmers bedeckte eine hübſche japaniſche Seidentapete, auf mattblauem Grunde blühende Kirſchzweige und ein Zug ſilbergrauer Kraniche. Ein Chippendale-Schreibtiſch ſtand da noch, eine Vitrine mit Porzellanfigürchen und kleine mattblaue Möbel. Die anderen Zimmer waren faſt leer, nur ein Spiegel in ſilbernem Rahmen, eine fliederfarbene Couchette und ein weißes Bärenfell befanden ſich dort. Streith ging hin und her, rückte an den Möbeln, dachte nach. An dieſen Räumen dichtete er ſchon manches Jahr, jetzt aber mußte das mit mehr Eifer betrieben werden. Roller war ſeinem Herrn gefolgt, ſtand da, ſah ihn mit geduldigen Hundeaugen an und war freudig überraſcht, als Streith ihn anredete: „Roller, mein Alter," ſagte er, „eile, wir haben Eile." Damit verließ er das Gemach, nahm ſeinen Hut und ging in den Hof hinaus.

An der einen Seite des Schlößchens wurde ein Wintergarten angebaut, die Mauern ſtanden ſchon, und die Arbeiter waren eben dabei, die Tragbalken hinaufzuwinden. Streith blieb ſtehen, um der Arbeit zuzuſchauen.

Der Baumeiſter trat an ihn heran, ein grämlicher Alter mit grauem Ziegenbart, und begann Bericht zu erſtatten.

Streith hörte ihm nicht zu, er intereſſierte ſich für die großen, blonden Burſchen, die ſich da mit den großen, gelben Balken zu ſchaffen machten. Die Sonne ſetzte ihnen hart zu, ſie hatten die Mützen in den Nacken geſchoben, die Geſichter waren gerötet, und auf den Rücken der Kittel zeigten ſich naſſe Flecken.

Digitized by Google

Es war jedoch hübsch, wie sie die schweren, heißen Glieder als Werkzeuge benutzten, mit ihnen hoben, stützten und stemmten, wie die Muskeln sich spannten und die jugendliche Kraft die Körper schwellte. Streith wurde es ganz warm bei diesem Anblicke, doch plötzlich wandte er sich ab, ließ den Baumeister mitten in seinem Berichte stehen und ging in seinen Garten hinüber. Dort schritt er langsam an den Rosenbüschen entlang, allein er beachtete sie nicht, er war verstimmt, denn er fühlte sich heute als ältlichen Herrn, der langsam auf und ab geht, um sich in der Sonne zu erwärmen.

Nach dem Frühstück ritt Streith aus. In den Waldschneisen zwischen den dichten Wänden der jungen Tannen war die Luft warm und feucht, sie machten den Reiter und das Pferd schlaff. Streith ließ den Falben gehen, wie er wollte, er selbst gab sich seinen Gedanken hin, aber auch diese hatten heute nicht den rechten Fuß. Immer wieder hakten sie sich an kleine Widerwärtigkeiten und kamen nicht davon los. Als er wieder um sich schaute, befand er sich am Rande seines Waldes, drüben begann der Tirnowsche Wald, dort lag auch der graue Holzbau des alten Forsthauses. In dem kleinen Gemüsegarten vor dem Hause ging eine schlanke Dame in dunklem Kleide, die Gießkanne in der Hand, langsam die Beete entlang und begoß die Kohlpflänzchen. Als sie den Hufschlag des Pferdes hörte, wandte sie ein wenig den Kopf, kehrte ihn jedoch gleich wieder ab, als gäbe es da nichts zu sehen und fuhr in ihrer Beschäftigung wieder fort. Ah, die kompromittierte Dame, dachte Streith, die Bankiersfrau mit dem Roman, die sich in die Einsamkeit zurückgezogen hat. Auf der anderen Seite des Hauses lag eine kleine, eingezäunte Wiese,

Digitized by Google

auf der zwei braune Kälber weideten, ein Kind hütete ſie, ein kleines, verkümmertes Weſen mit einem roten Tuche auf dem Kopfe. Neben dem Kinde auf dem Boden ſaß ein junges Mädchen in blauem Leinwandkleide, der Wind ließ das krauſe, ſchwarze Haar um das runde, roſige Geſicht flattern. Beide, das Kind und das Mädchen, ſangen aus vollem Halſe. Als Streith vorüberritt, ſprang das Mädchen auf, lief zum Zaune, ſtützte die Arme in den zu kurzen Ärmeln auf die Zaunlatten und betrachtete den Reiter. Streith waren dieſe großen, dunkeln Augen peinlich, die ihn mit ruhiger Neugierde anſtarrten, als ſei er eine Sache. Er trieb ſein Pferd an, vom Hauſe rief eine Stimme: „Britta! Britta!“

Wie das mit Leben protzt, ging es Streith durch den Sinn. In ſcharfem Trabe ritt er der Landſtraße zu und dann an Gutheiden vorüber. Durch das Gartengitter ſah er die Fürſtin und Roxane langſam den breiten Kiesweg entlang gehen, zuweilen blieben die Damen vor einem Beete ſtehen und beugten ſich auf die Frühlingsblumen nieder. Es ſchien Streith, als wehe ihm aus dieſem Garten wieder die feine, milde Luft entgegen, die zu atmen er gewohnt war, und er wurde wieder heiter.

Die gute Stimmung hielt auch an, als er ſich zu Hauſe in ſeinem Arbeitszimmer auf den Diwan ausſtreckte, um ein wenig zu ruhen. Im Halbtraum ſah er noch die edle Geſtalt der Fürſtin, die leichte Bewegung der dunkelvioletten Schleppe auf dem gelben Kies, das gütige Sichniederbeugen zu den Hyazinthen und Krokuſſen des Gartenbeetes.

Um Sonnenuntergang ging Streith auf den Schnepfenſtand. Nicht weit vom Hauſe lag eine kleine, feuchte Wieſe mitten im Walde. Dort ſtellte er ſich

Digitized by Google

auf. Die Sonne war im Untergehen, goldene und roſige Wolkenflocken hingen am blaßblauen Himmel, die Vögel lärmten aufgeregt im Unterholze, Züge von Krähen flogen eilig über die Wipfel hin und riefen einander ihre heiſeren Nachrichten zu, und unten in den Waſſerlachen quarrten die Fröſche. Streith war dieſe Lebhaftigkeit peinlich, er war froh, als die Sonne vollends unterging, er freute ſich auf die Abendſtille. Nun hörte er eine Schnepfe kommen, es war, als flöge ſie direkt aus dem Gold des weſtlichen Abendhimmels heraus, langſam näherte ſie ſich, es ſchien, als ſchwimme ſie wohlig in der Luft, die ſchwer von Düften und bunt von Farben war. Als ſie nahe genug war, ſchoß Streith, ſie fiel und Roller eilte, ſie ſeinem Herrn zu bringen. Fatal, dachte Streith, als er den toten Vogel in der Hand hielt, aus einer ſo hübſchen Situation ſo herausgeriſſen zu werden. Dann lud er ſein Gewehr und wartete wieder. Die Farben am Himmel verblaßten, die Vögel wurden ſtiller, und das Quarren der Fröſche klang jetzt beruhigt und eintönig. Streith hörte neben ſich auf dem feuchten Boden Schritte, und als er hinſchaute, gewahrte er zwiſchen den Erlenbüſchen ein Mädchen. Das iſt die Tochter vom Forſthauſe, ſagte er ſich, dieſe Britta. Er erkannte ſie an den großen ſchwarzen Augen. Britta grüßte, indem ſie die Hand an den kleinen, grünen Filzhut legte.

„Darf ich hier ſtehen?“ fragte ſie.

„Bitte“, erwiderte Streith kühl und wandte ſich ab. Britta ſtand nun da, die Hände in die Taſchen der grauen Lodenjacke geſteckt, den Kopf zurückgebogen, geſpannt lauſchend. Ihr Geſicht war vom Gange heiß, die Lippen halb geöffnet, atmete ſie ſchnell. Als ſich jetzt in der Ferne eine Schnepfe hören ließ,

wandten Roller und Britta die Köpfe der Richtung des Tones zu, und Britta sagte: „Jetzt kommt sie.“ Hoch und schnell flog die Schnepfe heran, Streith schoß, die Schnepfe machte eine Zickzackbewegung und flog weiter. Streith hörte Britta leise lachen. „Zu hoch“, murmelte er und ärgerte sich darüber, daß er sich vor dem Mädchen wegen des Fehlschusses entschuldigte. Aber das kam von solch ungebetenen Zuschauern. Eine Weile stand er noch da, durchsichtig und farblos wurde der Himmel, leichte Nebel stiegen von der Wiese auf, und die Tannenwipfel wurden schwarz. „Sie kommen nicht mehr“, sagte Streith endlich und warf sein Gewehr über die Schulter.

„Sie kommen nicht mehr“, wiederholte Britta. Erstaunt schaute Streith zu ihr hinüber, da griff sie wieder an den Rand ihres Filzhutes, sagte: „Guten Abend, danke“, und wandte sich zum Gehen.

„Mein Fräulein,“ rief Streith ihr nach, „der Weg dort ist sumpfig. Sie tun besser, hier die Schneise hinabzugehen.“

Gehorsam kehrte Britte um, sie blieb neben Streith stehen und schaute ihn an, als erwartete sie von ihm weitere Befehle. „Ja,“ sagte Streith, „das ist auch mein Weg.“ So gingen sie denn nebeneinander über die Wiese, Britta, die Hände noch immer in den Taschen ihrer Jacke, trat kräftig in die Wasserlachen, und es schien ihr Freude zu machen, wenn es tüchtig um sie her aufspritzte.

„Sie interessieren sich für die Jagd“, begann Streith die Unterhaltung.

„Ja, sonst gibt es hier nichts zu sehen“, erwiderte Britta; ihre Stimme hatte einen gedämpften, warmen Klang, gemischt mit ein wenig Herbigkeit, wie sie

Digitized by Google

Mädchen aus dem Volke haben, die ihre Kehlen in der freien Luft nicht ſchonen.

„Im Forſthaus iſt es wohl einſam?“ fragte Streith weiter.

„Im Winter,“ berichtete Britta, „wenn es früh dunkel wird, und wenn Schritte am Hauſe vorübergehen und vor den Fenſtern ſtehenbleiben und wieder weitergehen, dann fürchten wir uns wohl.“

„Sind die Damen ganz allein?“

Nein, der rote Andree wohnte bei ihnen, er pflegte den Schimmel. Er war aber des Nachts oft nicht zu Hauſe. Streith lachte: „Weil er wildert.“

„Ja, aber er iſt noch nie erwiſcht worden“, verteidigte ihn Britta. „Ich wollte, er ſoll mich einmal mitnehmen, aber er tut es nicht.“

„Das würde ſich für eine junge Dame auch nicht ſchicken“, bemerkte Streith zurechtweiſend.

„Für eine junge Dame,“ bemerkte Britta nachdenklich, „nein, das würde ſich nicht ſchicken, aber wer kümmert ſich um uns? Übrigens fahre ich jede Woche einmal in die Stadt, um Muſikſtunden zu nehmen. Ich habe dort auch Freundinnen, die Tochter des Bahninſpektors Müller und die Töchter des Poſtmeiſters. Die wollen eine Geſellſchaft geben, aber ich tanze ſo ſchlecht, Mama tanzt mich ein, dann iſt aber niemand da, der Klavier ſpielt.“

„Hm, ja, das iſt ſchlimm“, bemerkte Streith.

Die Unterhaltung verſtummte für eine Weile, ſchweigend gingen beide nebeneinander her. Unter den großen Tannen dunkelte es bereits, in den Waſſerlöchern begannen die Unken ihr dünnes Liebeslied vor ſich hin zu ſingen, drüben im Walde riefen zwei Käuzchen leidenſchaftlich einander zu, über das Moos huſchten leiſe Schritte, und es war, als würde ein keuchender

Atem hörbar, das mochte wohl ein Dachs auf der Nachtwanderung sein. Streith wurde wunderlich zumute, als er in dieses heimliche Locken, Schleichen und Werben hineinhorchte, dazu neben ihm dieses Kind, dem die Mainacht wie starker Wein in das Blut gehen mußte.

Britta blieb stehen: „Hören Sie, da ist er wieder." Aus der Ferne kam der Ton eines kollernden Birkhahns herüber. „Er kommt immer noch heraus," fuhr Britta leise fort, „gestern habe ich ihn ganz nahe gesehen, ich mußte über ihn lachen. Warum springt er da ganz allein herum? Die Hennen kommen ja doch nicht mehr."

„Vielleicht gerade, weil er so allein ist", sagte Streith, um etwas zu sagen, und begann weiterzugehen.

„Das ist wahr," bestätigte Britta eifrig, „wenn man ganz allein ist, will man sich zuweilen drehen, drehen, bis man umfällt." Dann lachte sie plötzlich.

„Warum lachen Sie?" fragte Streith.

„Ich dachte," antwortete Britta zögernd, „wie das aussehen würde, wenn Sie sich auf der Wiese ganz allein drehen würden. Aber verzeihen Sie, das war dumm."

Streith lachte gezwungen. „Das wäre allerdings merkwürdig", meinte er.

Nun waren sie an die Stelle gekommen, wo der Weg sich teilte. „Sie müssen dort hinabgehen", sagte Streith. „Fürchten Sie sich nicht, allein zu gehen?"

„Ich fürchte mich nicht", erwiderte Britta zuversichtlich. „Gute Nacht."

Sie bog in den Weg ein, tauchte unter in die flüsternde Nacht, als gehörte sie zu ihr. Streith hörte noch eine Weile ihren Schritt auf dem feuchten

Grunde. Während er langſam nach Hauſe ging, war es ihm zuweilen, als hörte er noch in der Finſternis des Waldesdickichts den leiſen Atem des Mädchens.

Zu Hauſe zog Streith ſich um. Er liebte es, auch wenn er bei ſich allein war, zum Mittageſſen feierlich angezogen zu ſein. Im Eßſaal erwartete ihn der hübſche Mittagstiſch, überſät mit den kleinen Feuern, welche die Kerzen im Kriſtall und Silber entzündeten. Oskar ſtand da im Glanze ſeiner weißen Hemdbruſt. Streith war hungrig, es konnte alſo behaglich werden. Während des Eſſens jedoch bemerkte er, daß es ihm nicht ſoviel Vergnügen gewährte, als er geglaubt hatte. Ja, er war froh, als es zu Ende war. Er blieb am Tiſche ſitzen, zündete ſich eine Zigarre an und goß mehr Burgunder in ſein Glas. Sonſt, wenn er von der Jagd kam, liebte er es, ſich in einem Seſſel auszuſtrecken, die wohltuende Müdigkeit zu genießen und den grünen Waldbildern nachzuträumen, bis der Schlaf kam. Heute fand er dieſe angenehme Ruhe nicht. Da war etwas, das mit Burgunder hinuntergeſpült werden mußte, eine unbegreifliche Melancholie, ja, ganz unbegreiflich.

In Gutheiden war es Sitte, im Mai eine Nachtigallenpartie nach der Webbra zu machen, einem dicht mit Erlen beſtandenen Hügel auf einem der Vorwerke. Die Fürſtinnen hatten gewünſcht, auch dieſes wieder zu erleben, ſo wurden die Diener mit Feldſtühlen und Decken, mit der Waldmeiſterbowle und Kuchen vorausgeſchickt. Die Gräfin Dühnen mit Felix, die Uchtlitzſchen Damen und die Pfarrerstöchter waren eingeladen worden.

Als Streith zur Geſellſchaft ſtieß, ging die Sonne rot und ſtrahlenlos unter.

„Der Sonnenuntergang ist heute nicht prima", meinte Graf Minsky.

Aber Fräulein von Dietheim sagte: „Ich finde ihn dramatisch."

Die Damen saßen auf den Feldstühlen, die Herren hatten sich auf die Decken gelagert. Marie saß ein wenig abseits unter den jungen Mädchen, bei denen die klaren, lauten Stimmen der Pfarrerstöchter die Unterhaltung beherrschten. Pfarrers Johanna neckte Felix Dühnen, der schweigsam und verstimmt seine Bowle trank.

„Es ist sehr schade, daß Graf Dühnen heute wieder ganz le beau ténébreux ist, und ich hatte soviel von der Liebenswürdigkeit der Berliner Leutnants gehört."

„Es ist ja Urlaub", warf Felix hin.

Die Pfarrerstöchter lachten zu gleicher Zeit hell auf, und Pfarrers Wilhelmine rief: „Natürlich, für uns arme Mädchen vom Lande ist diese Liebenswürdigkeit nicht, die wird für die Damen der Hauptstadt aufgespart."

„So war er schon gestern auf der Krebspartie," berichtete Henriette von Uchtlitz, „er trank Bowle, sprach kein Wort, und als es dunkel wurde, verschwand er."

„Wie geheimnisvoll", meinte Johanna.

In der Gesellschaft der älteren Leute sprach man von Nachtigallen. „Warum singt die Nachtigall bei Nacht?" fragte Fräulein von Dietheim den Hauptmann von Keck.

„Wohl, weil sie bei Tage keine Zeit hat", erwiderte dieser mürrisch.

Aber das Fräulein war damit nicht zufrieden. „Ach,

Digitized by Google

Keck, was Sie einem immer für Antworten geben", sagte sie gereizt.

Da ergriff die Baronin Dünhof das Wort, man hörte ihrer Stimme an, daß der Abend sie bereits gefühlvoll machte: „Herr von Keck hat ganz recht, der Tag mit seinem Lärm zerstreut, erst wenn es dunkel und still ist, kann die Nachtigall ihren einen schönen Lieblingsgedanken immer wieder denken."

„Ja, es ist merkwürdig," begann Fräulein von Dachsberg, „wenn alles um uns still und ruhig ist, dann kommt oft ein Gedanke, den wir immer wieder und wieder denken können."

„Zum Beispiel an unsere Schulden", flüsterte Graf Minsky dem Baron Fürwit zu. Das Fräulein von Dietheim jedoch hatte es gehört und sagte: „Schämen Sie sich, Graf."

„Die Nachtigall hat ganz recht," begann jetzt die Fürstin, „wenn wir ein Gefühl haben, das uns glücklich macht, oder einen schönen Gedanken, warum sollen wir dieses Gefühl nicht immer fühlen und diesen Gedanken nicht immer wieder denken?"

Eifrig stimmten alle zu, und Baron Fürwit murmelte: „Sehr schön."

„Mein Onkel, der General Bagration," berichtete Graf Minsky, „haßt die Nachtigallen. Wenn sich eine in seinen Park verirrt, läßt er sie abschießen. Er sagt: der Gesang der Nachtigall klinge nach bösem Gewissen."

„Dann hat der Herr wohl selbst kein gutes Gewissen", bemerkte die Fürstin Kusmin.

„Sehr möglich," bestätigte der Graf, „wenn man lange General im Kaukasus gewesen ist, da hat man manches erlebt."

„Jetzt fängt sie an", sagte die Fürstin.

„Ja, bitte um Ruhe", flüsterte Baron Fürwit, und er wandte sich auch an die jüngere Gesellschaft, um Ruhe für die Nachtigall zu erlangen.

Aus dem Erlendickicht, das in der niedersinkenden Dämmerung schwarz und regungslos dastand, klangen die ersten Töne von der Nachtigall herüber, zuerst zögernd und wie suchend, dann wurde die kleine, erregte Stimme sicherer und lauter, bis sie endlich leidenschaftlich und hastig ihr Lied in den Abend hinausrief. Die Zuhörer nahmen weiche, nachdenkliche Stellungen an, die Augen schauten verträumt vor sich hin, die Fürstin Kusmin bedeckte die Augen mit der Hand, Fräulein von Dachsberg hatte ein mutleidiges Lächeln auf den Lippen, und der Graf Minsky saß da, den Kopf zur Schulter geneigt. Eine zweite Nachtigall setzte jetzt ein, es war, als wollte sie ihre Gefährtin übertönen, und auf der anderen Seite erwachte ein ganzer Chor, aus allen Büschen erklang das Flöten und Rollen, und jede dieser vielen Stimmen behielt doch ihre Einsamkeit, erzählte für sich ihre kleine leidenschaftliche Geschichte. In der Gesellschaft entstand einen Augenblick eine Bewegung, der Baron Fürwit flüsterte der Fürstin Kusmin zu: „Die Erbprinzessin weint." Die Fürstin gab die Nachricht an Fräulein von Dietheim weiter, und diese erhob sich leise, ging zur Erbprinzessin hinüber, um ihr Kölnisches Wasser anzubieten. Auch drüben bei den jungen Mädchen wurde es unruhig, die Pfarrerstöchter konnten nicht mehr stillsitzen, sie mußten ein wenig gehen, und Henriette von Uchtlitz schloß sich ihnen an. Hilda berührte Mariens Schulter und flüsterte: „Gehen wir auch?"

„Gewiß", erwiderte Marie erfreut und nahm Hildas Arm. Felix sprang auf, um die Freundinnen zu

Digitized by Google

begleiten. Seit den Tennispartien im Schlosse hielt er das für sein Recht.

Schmale Wege führten durch das Erlengebüsch hindurch. Hier war es dämmerig und duftete stark nach jungem Laub, am Rande des Hügels aber sah man auf das Land herab, das flach und farblos dalag, nur die Nebel, die vom Bache aufstiegen, zeichneten ein leuchtend weißes Band hinein. Unten im Vorwerk erglommen in den Fenstern trübe, rote Lichter, und vor den Häusern schlangen Kinder einen Reigen, sie waren im Hemde, kleine, weiße Gestalten, hielten sich an den Händen und sangen ein Lied vom „blauen, blauen Fingerhut", und die dünnen, heiseren Stimmchen mischten sich in das Schlagen der Nachtigallen.

„Ich weiß sehr gut, warum du heute wieder die Flügel hängen lässest," sagte Hilda zu Felix, und ihre Stimme klang gereizt, „du hast wohl die Auseinandersetzung mit deinem Vater gehabt."

„Nun ja," erwiderte Felix, „so etwas erhöht nicht gerade die Stimmung, aber sollen wir jetzt davon sprechen?"

„Ja, ja, gerade davon will ich sprechen," fuhr Hilda fort, „ich finde es unmännlich, sich so niederdrücken zu lassen. Als du deine Schulden machtest, wußtest du, daß die Szene mit deinem Vater kommen mußte; kann man so etwas nicht ertragen, nun, so macht man keine Schulden. Macht man die Dummheiten aber doch, so erträgt man die Folgen und macht nicht ein Gesicht wie ein Bube, der in den Winkel gestellt worden ist."

„Du hast gut predigen," entgegnete Felix, die Stimme heiser vor Erregung, „laß dich einmal so behandeln, als wärest du der Auswurf der Menschheit,

Digitized by Google

als wäreſt du unwürdig, noch zur Familie zu gehören, und was weiß ich, nur um einiger hundert Mark willen. Gut, man iſt abhängig, aber es iſt nicht angenehm, wenn an dem Stricke, der einen bindet, immer wieder gezerrt wird."

„Gut, iſt das zu demütigend," meinte Hilda, „dann mache keine Schulden; aber ich finde es lächerlich, wenn ein Mann nicht den Mut ſeiner Dummheiten hat."

„Ach, ich kann das ſo verſtehen," miſchte ſich nun Marie in das Geſpräch, „ich würde in ſolchen Augenblicken ſterben."

„Nicht wahr," rief Felix, froh über den unerwarteten Beiſtand, „aber Hilda verſteht das nicht, ſie hat ſo ein Heldenideal, und wenn man nicht ganz ſo iſt, wie ihre Romanhelden, dann verachtet ſie einen."

„Von Helden iſt hier nicht die Rede," höhnte Hilda, ihre Stimme zitterte, und das Weinen war ihr nah, „mir iſt nur dieſe Weichlichkeit zuwider. Übrigens, wenn ihr euch ſo gut verſteht, bin ich ja unnütz, bitte."

Sie ließ Mariens Arm los, trat zurück und verſchwand hinter den Büſchen. Betroffen blieben die beiden ſtehen, Felix zuckte die Achſeln und meinte: „So iſt ſie immer, ein gutes Mädchen, aber zu leidenſchaftlich. Man ſoll immer ſo ſein, wie ſie es verlangt, aber ich habe nun mal nicht dieſe edle Männlichkeit, von der ſie träumt, wo ſoll ich ſie hernehmen?"

„Das muß ſchrecklich ſein, Schulden zu haben", ſagte Marie.

Felix lachte: „Oh, das iſt nicht ſo ſchlimm." Beide ſchwiegen dann, Marie ſchaute befangen zu Boden. Endlich fragte Felix leiſe: „Es iſt wohl etwas Unerhörtes, daß Hilda uns hier ſo allein läßt?"

Digitized by Google

Marie lachte: „Ja, aber ich habe ſchon zuweilen etwas Unerhörtes getan.“

„So, nun dann können wir noch ein wenig weiter gehen.“ Sie ſchritten langſam zwiſchen den Büſchen hin.

„Geſtern um die Mittagszeit,“ erzählte Felix, „war ich in Gutheiden im Park.“

„Bei uns?“ fragte Marie.

„Ja, es iſt natürlich unſchicklich, ohne Erlaubnis in einen fremden Park zu gehen, aber was angenehm iſt, iſt gewöhnlich unſchicklich. Dort iſt ein kleiner, ſchwarzer Teich und Fliederbüſche und eine Steinbank, dort ſaß ich. Durch die langen Alleen hindurch konnte ich bis zum Schloſſe ſehen, gerade ein Stück der Gartentreppe ſah ich und kleine, blaue und roſa Geſtalten, die dort ab- und zugingen.“

Marie blieb ſtehen und ſagte beſorgt: „Ich glaube, wir müſſen zu den anderen zurückgehen. Ich fürchte, Fräulein von Dachsberg fängt ſchon an, mich zu ſuchen.“

„Gut,“ erwiderte Felix, „aber bitte, wollen wir noch einen Augenblick hier ſtehen, nur ſo einen Augenblick ſtill beieinander ſtehen.“

Sie waren dicht vom Erlengeſtrüpp umgeben, der Nachttau raſchelte im Laub, ganz nah bei ihnen ſchlug eine Nachtigall. Marie ſah Felix an, ſein Geſicht hatte einen hübſchen, andächtigen Ausdruck, er ſchaute an ihr vorüber. Wenn ich nicht eine Prinzeſſin wäre, dachte Marie, würde er mich jetzt küſſen, und dann wurde ihr ſeltſam weich um das Herz, denn ſie fühlte, daß ihre Augen ſich mit Tränen füllten. Sie fuhr mit der Hand nach den Augen.

„Weinen?“ fragte Felix.

„Nein, nein," ſagte Marie angſtvoll, „gehen wir ſchnell zu den anderen zurück."

Eilig und ſchweigend ſchlugen ſie den Rückweg ein. Nur einmal ſagte Felix: „Wenn wir hier gehen, kommen wir unbemerkt zu den anderen."

Ihr Wiedererſcheinen in der Geſellſchaft fiel nicht auf, denn es war dort eben eine kleine Aufregung entſtanden, Fräulein von Dietheim war ohnmächtig geworden und wurde von den beſorgten Damen umringt.

„Sie verträgt die Nachtigallen nicht", ſagte Streith zu Roxane.

„So nervös zu ſein", erwiderte dieſe.

Streith hatte den ganzen Abend verſucht, eine Unterhaltung mit Roxane anzuknüpfen, hatte jedoch ſtets kühle und abweiſende Antworten erhalten.

Da es ſtark zu dunkeln begann und der Abend feucht wurde, gab die Fürſtin das Zeichen zum Aufbruch. Streith führte ſie den Hügel hinab.

„Es war ſehr ſchön," ſagte die Fürſtin, „wir in unſerem ſtillen Winkel werden eben zu einfachen Menſchen. Die Armen, die aus der großen Welt mit ihren komplizierten Herzen kommen, die greift ein Nachtigallenabend an."

„Einfach, ja, hm," meinte Streith, „ſtark werden wir."

Unten ſtanden die Wagen bereit. Die Pfarrerstöchter wollten zu Fuß gehen, und die Fahrenden hörten noch vom Feldwege her die klaren Stimmen der beiden Mädchen in die Mainacht hinausſingen:

„In einem kühlen Grunde
Da rauſcht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen iſt verſchwunden,
Das dort gewohnet hat."

Graf Dühnen hatte bei Streith gefrühstückt, jetzt saßen sie im Gartensaale und nahmen den Kaffee. Streith liebte diesen alten Herrn mit dem gelben Gesicht des Leberkranken, den bleichen, bösen Augen und dem zu blanken Gebisse nicht. Graf Dühnen war mit allem unzufrieden, mit dem Reich, mit der Regierung, die nichts für die Landwirtschaft tat, selbst mit Seiner Majestät, und er behandelte diese Dinge mit einer säuerlichen Beredsamkeit, die ermüdete. Nun saß er schon eine ganze Weile im Gartensaale und hatte ein neues Thema aufgenommen, das ausgiebig zu werden versprach, den Leichtsinn seines Sohnes Felix.

„Den heutigen jungen Leuten fehlt es an Würde", sagte er und schlug mit dem Zeigefinger hart auf die Tischplatte. „Ich bin auch jung gewesen, ich habe als Kürassierleutnant den siebziger Krieg mitgemacht. Wir waren damals auch heiter, ja ausgelassen, machten tolle Streiche, aber wir vergaßen nie, was das heißt, des Königs Rock tragen. Schulden, nun ja, kleine Ausstände gab es auch damals, aber daß ich zu meinem Vater gekommen wäre, so ganz leger wie zu einem Bankier und gesagt hätte, ich habe ein paar tausend Mark Schulden, ich habe gejeut, das gab es nicht, lieber eine Kugel vor den Kopf. Also ich habe zu meinem Felix gesagt: Bon! Ich bezahle dieses Mal deine Schulden, und weil ich ein guter Vater bin, erhöhe ich deine Zulage. Aber es ist zwischen uns beiden nie mehr von Schulden, die du gemacht hast, die Rede. Hast du Schulden, so werde mit ihnen fertig, wie du kannst, auf mich rechne nicht. Ich werde nicht des einen wegen meine anderen Söhne benachteiligen, die vielleicht die Wertvolleren sind. So, und nun weißt du, wie wir miteinander stehen."

Digitized by Google

„Sie sind streng", warf Streith zerstreut ein.

„Ich bin sehr streng," fuhr der Graf fort, „ich habe drei Söhne, ich bin ein guter Vater, ich liebe meine Kinder, aber ich will wertvolle Menschen, gute Edelleute und würdige Dühnens erziehen. Will einer das nicht, nun dann, so schmerzhaft das ist, ziehe ich meine Hand von ihm ab. Nur so, mein Lieber, können wir in diesen schweren demokratischen Zeiten den Adel hochhalten. Strengste Auslese ohne Gefühlsduselei. Leichtsinn, ich weiß überhaupt gar nicht, wie der Leichtsinn in meine Familie kommt."

„Vererbung bei den vielen Ahnen," bemerkte Streith und unterdrückte ein Gähnen, „die Dühnens sind sehr alt, sie haben schon die Kreuzzüge mitgemacht. Dort in Palästina mag das Leben ein wenig wild gewesen sein. Diese ganzen Kreuzzüge waren ja eigentlich ein Leichtsinn, so was vererbt sich."

„Das ist nichts, mein Lieber," sagte Graf Dühnen ärgerlich und machte mit der Hand eine Bewegung, als verscheuche er eine Fliege, „auf Vererbung berufen sich nur Leute, die schlecht erzogen sind. Ich werde meinen Söhnen die Vererbung schon forterziehen."

„Sehr verdienstvoll", stimmte Streith zu. Dann schien das Thema erschöpft, und der Graf stand auf, um sich zu verabschieden.

Streith atmete auf, als sein Gast fort war. Solch ein Besuch, dachte er, hinterläßt einen bitteren Geschmack im Munde. Er pfiff Roller und eilte in den Wald hinaus. Der Tag war kühl, weiße Wolkenballen wurden schnell über den hellblauen Himmel getrieben, ein lebhafter Ostwind fuhr in die Tannen, ließ sie mit den großen Zweigen leidenschaftlich um sich greifen und mächtig aufrauschen. Die tiefe, ereignisvolle Stimme des Waldes tat Streith wohl.

Digitized by Google

Er nahm den Hut ab und ging gegen den Wind an, es war ihm, als fühle er so angenehm die Elastizität seiner Glieder. Er ging schnell, als hätte er ein Ziel. Bald war er an der Grenze seines Waldes angelangt und stand vor dem alten Forsthause. Wieder weideten die braunen Kälber, wieder saßen Britta und das Kind mit dem roten Tuche auf dem Rasen und sangen. Sie sangen sehr laut, um die Begleitung des Waldesrauschens zu übertönen. Streith grüßte.

Als Britta ihn sah, sprang sie auf, lief zum Zaune und streckte Streith ihre Hand entgegen. Sie lachte über das ganze Gesicht, legte die andere Hand auf ihr Haar und sagte: „Der Wind zerzaust einen heute so."

„Ja, hm," meinte Streith und lehnte sich an den Zaun, „der Wind ist allerdings lebhaft. Sie haben da hübsche Kälber."

„Es sind Kuhkälber," erklärte Britta, „wir wollen sie aufziehen, sie sind aber zuweilen sehr wild."

„Es muß ihnen deshalb vorgesungen werden?" fragte Streith.

„Das ist es nicht," erwiderte Britta, „wir singen, was soll man anders tun!"

Am Fenster des Hauses erschien Frau von Syrman: „Marguſch!" rief sie, „treibe die Kälber nach Hause." Als sie Britta im Gespräch mit Streith sah, grüßte sie und trat zurück.

„Jetzt werden Sie etwas sehen", rief Britta und öffnete die Pforte des Zaunes. Mit einem wilden „ho! ho!" trieb Marguſch die Kälber vor sich her, diese sprangen und galoppierten, und als sie endlich die Pforte passiert hatten, erschreckten sie sich vor Roller und jagten dem Walde zu, Marguſch und Britta folgten ihnen. „Laufen Sie dort vor, Herr Graf", rief Britta, und Streith lief und wehrte mit

ſeinem Stock den Kälbern den Durchgang. Aus dem Hauſe ſtürzte eine alte Frau, groß wie ein Mann, mit flatternden, grauen Haarſträhnen und beteiligte ſich mit einem wilden „hü, hü“ an dem Treiben. Endlich waren die Kälber eingekreiſt und glücklich in den Stall gebracht.

Streith ſtand an der Stalltür, ein wenig atemlos, das Herz klopfte ihm ſtark.

Da trat Frau von Syrman aus dem Hauſe, ſie hatte ſich eine Federboa umgelegt und ging mit kleinen Schritten über den unreinlichen Hof, wie eine Dame auf der Promenade. Sie lächelte. „Aber Kind,“ ſagte ſie, „wie kannſt du den Herrn Grafen ſo bemühen.“

„Oh, es war ſehr intereſſant,“ verſicherte Streith, „Ihre Kälber ſind in der Tat recht temperamentvoll.“

„Das iſt ſo die Aufregung des Abends“, meinte Frau von Syrman.

„Der Abendſport“, ſagte Streith.

Frau von Syrman zuckte leicht mit den Schultern: „Ich fürchte, hier in unſerer Wildnis werden wir alle ein wenig wild. Aber wollen Sie ſich nicht ſetzen, Herr Graf, hier haben wir eine ſogenannte Veranda, alles ſehr primitiv, natürlich.“ Frau von Syrman ging auf die Haustür zu, vor der unter einem kleinen Vordach zwei Bänke ſtanden.

Streith folgte zögernd, dieſe Einladung kam ihm nicht gelegen.

„Bitte, Platz zu nehmen,“ ſagte Frau von Syrman, „Britta, Kind, komm, ſetze dich her. Wie erhitzt du biſt.“

Streith ſetzte ſich, Frau von Syrman lehnte in der Tür, immer noch ihr melancholiſch nachſichtiges Lächeln auf den Lippen. „Ein beſchauliches Plätzchen,“

meinte ſie, „auch im Sommer iſt es hier kühl. Hier verbringen wir unſere langen, ſtillen Sommerabende."

„Eine ſehr hübſche Ausſicht", bemerkte Streith.

„Sie entſchuldigen einen Augenblick", ſagte Frau von Syrman dann und zog ſich in das Haus zurück.

Britta ſaß Streith gegenüber, die Sonne ſchien ihr gerade in das Geſicht, das Schwarz der großen Augen bekam einen rötlichen Schein und kleine, goldene Punkte entzündeten ſich in ihnen.

Streith lächelte, er wußte nicht warum, wohl nur, weil dies Geſicht ihm gegenüber ſo jung und hübſch war. „Ob die Kälber ſchon ſchlafen?" ſagte er, um etwas zu ſagen.

Britta blieb ernſt. „Die armen Kälber", erwiderte ſie. „Wenn das mit den Kälbern vorüber iſt, dann wird es hier ganz ſtill, dann geſchieht hier nichts mehr." Sie hielt die Hände im Schoße gefaltet, breite Hände von noch kindlicher Form, ſie waren rot und ſchienen rauh.

Streith ſchaute dieſe Hände an, ſie rührten ihn.

Britta war ſeinem Blick gefolgt, ſah auch auf ihre Hände nieder und ſagte: „Ja, ſie ſind rot. Im Winter ſpringt die Haut, aber ich mag keine Handſchuhe tragen."

„In der warmen Jahreszeit gibt ſich das", tröſtete Streith.

Aber Britta ſchüttelte den Kopf: „Ach nein. Fräulein Wolwer, meine Klavierlehrerin in der Stadt, will, daß ich mir eine Salbe des Nachts auf die Hände ſtreiche und Handſchuhe anziehe, aber mit Handſchuhen könnte ich nicht ſchlafen."

„Allerdings, das müßte peinlich ſein", beſtätigte Streith.

„Mama hat immer weiße Hände," fuhr Britta

Digitized by Google

fort, „was sie auch tut, kleine, weiße Hände. Die Prinzessinnen drüben haben wohl auch sehr weiße Hände?“

„Hm, ja,“ erwiderte Streith, „ich denke, die haben recht weiße Hände.“

„Natürlich, Prinzessinnen“, äußerte kurz Britta.

Frau von Syrman erschien wieder in der Tür: „Ich bitte, Herr Graf, nehmen Sie nicht ein Täßchen Kaffee? Der Kaffee ist ganz frisch gemacht.“

Erschrocken sprang Streith auf: „Ich danke, gnädige Frau,“ rief er, „aber ich darf Ihre Güte nicht weiter in Anspruch nehmen, ich bin schon zu lange geblieben.“

„Das hilft jetzt nichts,“ meinte Frau von Syrman kokett und einschmeichelnd, „jetzt müssen Sie auch bei uns eine Tasse Kaffee einnehmen.“ Sie ging in den Flur voraus, und Streith folgte ihr mit finsterem Gesicht.

Das Wohnzimmer war ein breiter, etwas niedriger Raum, grellblaue Tapeten an den Wänden, viele Möbel befanden sich hier, die nicht zueinander zu gehören schienen, ein großes mit Roßhaar bezogenes Sofa, Stühle, ein runder, gelber Tisch, daneben ein kleiner, elfenbeineingelegter Nähtisch, ein Klavier, eine zierliche, metallbeschlagene Kommode, auf ihr eine goldbronzene Uhr, Tasso, vor ihm auf einem antiken Säulenstumpf ein aufgeschlagenes Buch. An den Wänden hingen Photographien und ein Pastellbild der Herrin des Hauses, ein hübsches Köpfchen mit Botticelli-Frisur, verträumten Augen und einem feinen, klugen Munde.

„Bitte, Platz zu nehmen“, sagte Frau von Syrman. Sie selbst setzte sich auf das Sofa, schenkte den Kaffee aus einer blauen Kanne in eine große, blaue

Digitized by Google

Taſſe, ſchob den Zucker, den Teller mit gelbem Kuchen näher. „Zucker gefällig? Bitte, ſich mit Cake zu verſorgen. Dabei begann ſie gleich die Unterhaltung mit der läſſigen Sicherheit einer geübten Wirtin eleganter five o'clocks. „Ein merkwürdig ſchönes Frühjahr haben wir. Aus Cannes ſchreibt man mir, es ſei dort ſo heiß, daß alles flieht." Ja, Streith glaubte das wohl. „Planten die Hoheiten nicht auch eine Reiſe?"

Streith hatte davon nichts gehört.

Britta hatte ſich auch an den Tiſch geſetzt, ſie trank Milch aus einem großen Glaſe, tauchte ihre breiten, roten Lippen in all das Weiß, blinzelte mit den Wimpern und ſchaute Streith über den Rand des Glaſes ruhig und nachdenklich an.

Frau von Syrman lehnte ſich in die Sofaecke zurück, zog die Federboa feſter um die Schultern und zündete ſich eine Zigarette an. „An unſere Wildnis hier," ſagte ſie, „gewöhnt man ſich ja mit der Zeit. Wenn das Schickſal einen in dieſe Einſamkeit verſchlägt, ſo gewinnt man die Einſamkeit auch lieb."

„Die Stadt iſt nicht weit", wandte Streith ein.

Frau von Syrman zuckte mit den Schultern: „Ach, dieſe kleinſtädtiſche Geſellſchaft bietet nicht viel. Nein, ich habe immer die Natur geliebt, unſere nordiſche Natur, und doch —. Sehen Sie, Herr Graf, es iſt merkwürdig, ich bin in Deutſchland geboren, ſchon mein Vater war Deutſcher, aber unſere Familie ſtammt aus Italien, Arci war mein Mädchenname, nun und da gab es von Jugend auf Momente in mir, in denen ich meine Umgebung, meine nordiſche Umgebung als mir fremd, als etwas nicht zu mir Gehöriges empfand. In Italien, in Nizza, in Mentone, da ging

mir das Herz auf. Seltſam, das muß doch der Reſt des fremden Blutes ſein.“

„Hm, ja“, murmelte Streith.

„Und dieſer Zwieſpalt im Blute,“ fuhr Frau von Syrman ſinnend fort, „der erklärt, glaube ich, manches. Auch in dieſer,“ und Frau Syrman wies mit dem Kopf nach Britta, „iſt viel fremdländiſches Blut, und auch bei ihr erklärt ſich daraus manches, das vielleicht nicht ſein ſollte.“

Britta machte ein böſes Geſicht, ſtand auf und ging an das Fenſter.

Ihre Mutter lachte gerührt. „Sie liebt es nicht, daß man von ihr ſpricht,“ ſagte ſie, dann ſeufzte ſie, „ſie hat aber auch viel Germaniſches, viel von ihrem Vater.“

Schräg fiel die Abendſonne in das Zimmer, ſtreifte den goldenen Taſſo, beſchien den Tiſch, den gelben Kuchen, die große, blaue Taſſe mit dem dünnen Kaffee und verfing ſich in die Rauchwölkchen der Zigarette. Frau von Syrman ſprach weiter mit klagender Stimme, Britta ſtand am Fenſter und ſchaute düſter hinaus.

Das iſt traurig, ging es Streith durch den Sinn, unerträglich traurig. Warum ſitze ich hier?

„Mein Mann war ein echter Germane,“ fuhr Frau von Syrman fort, „groß, blond, blaue Augen, ſehr muſikaliſch, ein guter Geſchäftsmann und —“ ſie ſeufzte, „und ein naiver Egoiſt. War jemand ihm nicht recht, ſo hatte er eine Art, ihn beiſeite zu ſchieben, wie ein Satter ſeinen Teller beiſeite ſchiebt, und, Sie verſtehen, das kränkt, das empört.“

Streith beugte ſich tiefer auf ſeine Taſſe nieder, es ärgerte ihn, ſo in die Verhältniſſe der Syrmanſchen Familie eingeweiht zu werden, er fürchtete, nun

würde auch der Roman mit dem amerikaniſchen Verſicherungsbeamten kommen, von dem er gerüchtweiſe gehört hatte. Um abzubrechen, ſagte er daher: „Solche Blutmiſchungen, meine Gnädige, ſind oft ſehr wertvoll. Aber ich halte die Damen ſchon zu lange auf.“

Frau von Syrman lächelte melancholiſch: „Aufhalten, Herr Graf, wir haben nie etwas vor.“

Streith erhob ſich, um ſich zu verabſchieden.

Frau von Syrman reichte ihm mit läſſiger Kameradſchaftlichkeit die Hand und ſagte: „Ich hoffe, Herr Graf, Ihr Spaziergang führt Sie recht bald wieder an unſerer Hütte vorüber.“

Streith wandte ſich Britta zu, dieſe hielt ihren Filzhut in der Hand, wie bereit zum Gehen, und meldete ernſt: „Ich begleite den Herrn Grafen.“

Frau von Syrman ſchüttelte unzufrieden den Kopf. „Wenn er es geſtattet, Närrchen“, meinte ſie.

„Sehr angenehm“, murmelte Streith. So gingen ſie miteinander fort.

Britta ſchwieg. Auf ihrem Geſicht lag noch immer der ernſte, mißmutige Ausdruck, im Vorübergehen ſtreifte ſie die jungen Sproſſen von den Tannenzweigen und zerbiß ſie.

Streith dachte über einen Geſprächsſtoff nach, er wollte etwas ſagen, das dem jungen Mädchen wohltat, es erheiterte. Da ihm jedoch nichts Beſſeres einfiel, fragte er: „Warum ſehen Sie ſo böſe aus?“

„Es ärgert mich,“ erwiderte Britta, und ihre Stimme wurde tief vor Erregung, „es ärgert mich, daß jedem, der zu uns kommt, die alten Geſchichten von Schickſal und Blut und Einſamkeit erzählt werden müſſen. Es iſt ſo, als wollten wir uns entſchuldigen, als müßten wir erklärt werden wie Wundertiere. Wir ſind nun einmal, wie wir ſind.“

„Gewiß, gewiß", bestätigte Streith und schaute erstaunt in das hübsche Gesicht, das jetzt so leidenschaftlich und zornig aussah. „Nur würde ich mir durch solchen Ärger nicht den schönen Abend verderben lassen."

Britta lächelte wieder, zuckte mit den Schultern und meinte: „Ach ja, das sind Dummheiten. Wissen Sie, daß ich gestern morgen, als Sie ausgegangen waren, bei Ihrem Hause war. Ich sah mir durch das Gitter den Garten an, dann stieg ich auf die Bank vor dem Hause und sah durch das Fenster hinein. Ich weiß wohl, daß man das nicht tun darf, daß das unanständig ist, aber ich war so neugierig. Ich sah ein wunderschönes Zimmer, viele Bilder in goldenen Rahmen und ein wunderschönes Tigerfell. Ein alter, böse aussehender Mann kam dann in das Zimmer, und da bin ich fortgelaufen."

Streith lachte wohlwollend: „So, so, Sie sollten sich das Zimmer von innen ansehen."

Britta erwiderte nichts, und Streith bedauerte sofort seine Worte. Warum lud er dieses Mädchen ein? Was gingen ihn diese Leute an? Er hatte sich heute einfangen lassen. Zugleich fühlte er ein quälendes Mitleid mit diesem Kinde, er hätte etwas für Britta tun mögen, er wünschte, er wäre jung wie sie, um ihr ein heiterer Kamerad zu sein, und alles das paßte nicht zu ihm, gehörte nicht in sein Leben hinein. Britta blieb stehen: „Jetzt gehe ich nach Hause", sagte sie.

Streith reichte ihr die Hand. „Ich danke Ihnen für Ihre Begleitung."

„Ich war so froh, daß ich mitgehen durfte," erwiderte Britta, „ich hätte jetzt unmöglich zu Hause bleiben können." Dann ging sie mit ihren ein wenig

langen, gleitenden Schritten den Waldpfad zurück und verſchwand im Dickicht.

Roxane und Eleonore ſaßen auf der Gartenveranda und ſchauten in den Garten hinab, der friedlich im Nachmittagſonnenſcheine dalag. Endlich ſagte Eleonore: „Wo ſind ſie? Mama iſt ſchon eine ganze Weile verſchwunden, und die Kleine geht auch ihre eigenen Wege. Beide haben ein merkwürdiges Bedürfnis nach Alleinſein. Was geht denn hier vor?“

„Nach uns iſt das Bedürfnis nicht groß“, meinte Roxane.

Eleonore ſeufzte: „Wie habe ich mich hierher nach Hauſe geſehnt.“

„Und nun?“ fragte Roxane.

„Nun,“ fuhr Eleonore nachdenklich fort, „iſt es doch nicht, wie ich glaubte. Es iſt ſich ja alles ſo lächerlich gleich geblieben, und doch iſt es anders. Ich bin nur ein fremder Beſuch, ſelbſt die Hunde gehen an mir vorüber, als ob ich eine Fremde wäre.“

„Das erſte Jahr drüben in Petersburg,“ ſagte Roxane, „als ich die Nächte vor Heimweh nicht ſchlafen konnte, da ging ich in Gedanken durch das Haus, hörte das Knarren des Parketts, den bekannten Ton der Türen und Türklinken, erinnerte mich an den Geruch jedes Zimmers, ich dachte an die Runzeln der alten Exzellenz und an die Augenbrauen von Fräulein von Dachsberg, wie ſie ſie hinaufzieht, wenn ſie pikiert iſt. Das tröſtete mich, war mir heimatlich und lieb, und jetzt, das iſt alles noch da, aber ich weiß nicht, es iſt kleiner und verblaßter. Die alte Exzellenz und Fräulein von Dachsberg ſind wie zuſammengeſchrumpft und altmodiſch, in meinen Träumen lebte das alles ſtärker. Und dann, es iſt

seltsam, ich komme mir trotzdem soviel älter vor als sie alle, älter als die Exzellenz und die Dachsberg und die Dünhof mit ihren angemalten Bäckchen, älter als die Mama und hundert Jahre älter als die Kleine."

„Ja ja, so ist es," stimmte Eleonore zu, „denke dir, gestern ging ich an die alte Kommode im Schlafzimmer und nahm die Puppe Eva heraus, die ich so sehr geliebt habe, die mit den blonden Locken, den hellblauen Augen und dem kleinen, roten Munde; aber die Locken waren hart und verstaubt, der Mund blaß, das Gesicht dumm und tot, und ich verstehe nicht mehr, was ich an ihr geliebt habe. Ein wenig so ist es mit allem hier. Aber schließlich, wir haben unsere Geschichte weiter gelebt, die hier leben ihre Geschichte auch weiter."

Roxane zuckte die Achseln. „Die Geschichte, die sie hier weiter leben, scheint mir recht unnütz", sagte sie scharf.

Eleonore lachte. „Ja, das mit dem Grafen;" und nach einer Pause fügte sie hinzu, „nur der alte Garten ist noch, wie er war, obgleich auch er traurig ist. Wenn ich in Birkenstein von ihm träumte, dann lag immer so ein stilles, bleiches Licht über ihm, das ihn einsam erscheinen ließ, und jetzt, siehst du, schaut er gerade so aus."

„Es ist Zeit abzureisen", meinte Roxane, und dann schauten sie wieder schweigend den gelben Gartenweg hinab.

Unterdessen ging die Fürstin die Alleen des Parkes entlang, sie hielt ein Körbchen in der Hand und sammelte Veilchen. Die Wohltat dieses Frühlingstages empfand sie so stark, daß sie allein sein wollte, damit niemand ihre Freude störe. Im hellgrauen Frühlings-

Digitized by Google

kostüm, den grauen Filzhut auf dem Kopfe, fühlte sie sich hübsch und jugendlich, Wangen und Lippen waren heiß vom lauen Frühlingswinde. Durch das hintere Parktor kam Streith ihr entgegen, er wollte zum Major in die Kanzlei gehen und hatte seinen Weg durch den Park genommen. „Ah, Streith," rief die Fürstin, „sieht man Sie auch wieder. Sie waren in letzter Zeit ja ganz verschwunden." Sie streckte ihm die Hand entgegen. Streith sah, daß sie sich freute.

„Ich wollte nicht stören", erwiderte er und küßte die dargebotene Hand. Das Gesicht der Fürstin wurde einen Augenblick ernst.

„Ach ja, der Kinder wegen", meinte sie. Gleich aber lächelte sie wieder: „Ist das wieder ein Tag! Ich glaube, kein Frühling noch hat mich so glücklich gemacht wie dieser."

„Der Frühling ist dieses Jahr allerdings ziemlich gewaltsam", erwiderte Streith. Sie gingen langsam nebeneinander die Allee hinab.

„Was haben Sie getan?" fragte die Fürstin.

„Ich habe meinen Wald revidiert," berichtete Streith, „habe gearbeitet, habe mich eingerichtet."

Die Fürstin lachte: „Eingerichtet? Streith, Streith, Sie werden nie fertig."

„Doch, einmal werde ich fertig", murmelte Streith.

„Hat Frau Buche Ihnen gut gekocht?" fragte die Fürstin weiter.

„Oh, die Buche ist jetzt großartig in Morchelsoßen und Krebssuppen", erwiderte Streith.

Dann erkundigte sich die Fürstin, warum Roller nicht mitgekommen sei. Roller hatte heute morgen einen Hasen aufgenommen und mußte zur Strafe zu Hause bleiben.

Am Ende der Allee stand eine Bank. „Setzen wir

Digitized by Google

uns", ſagte die Fürſtin. Nun ſaßen ſie, ganz überwölbt von dem grellen Grün der jungen Ahornblätter. Zu ihren Füßen auf dem Raſen zitterten die Blätterſchatten, und ihnen gegenüber kam die Sonne die Allee hinab, eine Flut rotgoldenen Glanzes, und die vielen lautloſen, kleinen Flügel, welche die Luft erfüllten, ſchwammen alle in Gold.

„An einem ſolchen Tage," ſagte die Fürſtin und atmete tief auf, „an einem ſolchen Tage vergißt man es wirklich, daß man eine alte Frau iſt."

Streith wußte, daß er jetzt widerſprechen mußte, es dauerte jedoch einige Augenblicke, bis er das Rechte fand, und dann kam es umſtändlich und lehrhaft heraus. „Mit dem Begriff der Jugend," begann er, „wird eigentlich Unfug getrieben. Jugend, gewiß, gewiß, ſie hat ihr Gutes, aber ſie wird gewiſſermaßen überſchätzt. Wenn ich ſo unſere Jugend anſehe oder an die eigene Jugend denke, ſo finde ich, wir gleichen in den Jahren unglücklichen Klavierſchülern, die ein ſchweres Stück üben, ſie legen all ihre Begeiſterung und ihr Feuer hinein, aber in jedem Augenblick kommt ein falſcher Ton oder ein unreiner Akkord."

„Jugend iſt Jugend", ſagte die Fürſtin zärtlich.

„Ich ſage nichts gegen die Jugend," fuhr Streith fort, „ich meine nur, dieſe ſogenannte Jugendzeit iſt es nicht, auf die es ankommt, für die das Leben eigentlich da iſt, ſondern eine Zeit, in der wir das Leben verſtehen, uns mit ihm befreundet haben, da läßt ſich was daraus machen. Das Leben iſt ein zu ſchwieriges Inſtrument, um in die Schulſtuben zu gehören."

Die Fürſtin ſah Streith freundlich an. „Ja, Sie können das vielleicht, Streith", ſagte ſie, dann blickte ſie in ihr Körbchen nieder und ſpielte mit den Veilchen. Während des Schweigens, das nun entſtand, fühlte

Digitized by Google

Streith deutlich, daß der Augenblick gekommen war, etwas Wichtiges zu ſagen, etwas, das ihn und die Fürſtin anging, die Fürſtin wartete darauf. Es ging ihm manches durch den Kopf, er verwarf es jedoch, es ſchien ihm alles gemacht und lächerlich. Die Fürſtin blickte wieder auf, etwas wie Erſtaunen lag in ihren Augen. „Sie haben mir noch nichts von Ihren Roſen erzählt", ſagte ſie, um die Unterhaltung wieder aufzunehmen.

„Die Roſen", wiederholte Streith, er war befangen, was ihm ſelten geſchah. „Nun, die Roſen haben gut überwintert, ich habe mir zwei neue angeſchafft, eine große rote mit violettem Schimmer, ſie heißt Miß Vanderbilt."

„So demokratiſch", warf die Fürſtin ein.

Streith zuckte die Achſeln: „Auch die Roſen werden demokratiſch. Die andere iſt eine kleine ſchwefelgelbe Roſe, die ſehr ſüß duftet, ſie heißt, ich weißt nicht warum, ‚Diane vaincue'."

„Wie hübſch," rief die Fürſtin, „das muß ich alles ſehen, Sie ſollten mir und der Baronin Dünhof wieder einmal einen Tee arrangieren."

Streith verbeugte ſich. „Wenn ich darf", ſagte er.

Die Fürſtin ſah nach der Uhr und erhob ſich. „Es iſt Zeit nach Hauſe zu gehen," meinte ſie, „heute iſt Donnerstag, alſo Geſellſchaftstee, kommen Sie auch?"

Nein, Streith wollte nach Hauſe gehen und arbeiten.

„Dann auf Wiederſehen", ſchloß die Fürſtin. „Laſſen Sie den armen Roller frei." Und als ſie ſich zum Gehen anſchickte, wandte ſie ſich noch einmal um und ſagte mit einem koketten Lächeln: „Wollen Sie auch Veilchen?" Streith ſtreckte ſeine Hand aus wie zu einem Almoſen, und die Fürſtin füllte dieſe Hand mit Veilchen.

Während Streith durch den Park zurückging, steckte er seine Nase in die Veilchen, welche er in der Hand hielt. Er war empört über sich selbst. Sonst, wenn er mit einer schönen Frau zusammengewesen war, hatte er mit untrüglicher Sicherheit den Augenblick erkannt, in dem die schöne Frau erwartete, daß er etwas sage, das sie einander ganz nahe brachte, den Augenblick, in dem sie erobert und besiegt sein wollte. Und heute — er hatte sich benommen wie ein Lehramtskandidat. Dazu noch das steife Gerede über die Jugend. Unbegreiflich. Und plötzlich dachte er an Britta, dachte an sie, als sei sie die Jugend selbst, die er geschmäht hatte.

Die Fürstinnen sollten Gutheiden mit dem Morgenzuge verlassen. Alle waren früh aufgestanden, die Abreise brachte eine plötzliche Aufregung in das Haus, Zofen und Lakaien liefen hin und her, Koffer wurden getragen, und die Damen und Herren des Gefolges standen noch ein wenig verschlafen beieinander und unterhielten sich zerstreut. Die Familie saß im Boudoir der Fürstin, Eleonore und die Fürstin weinten, auch über Roxanes ruhiges Gesicht rannen Tränen herab, Marie war sehr betrübt, die Trennung von den Schwestern schmerzte sie; aber sie konnte nicht weinen, und das war fatal. Man unterhielt sich mit traurigen Stimmen über gleichgültige Dinge, über Abfahrts- und Ankunftszeit, über Stationen und über das Wetter. Der Baron Fürwit, der seines Podagras wegen ein guter Wetterprophet war, hatte für heute ein Gewitter vorausgesagt. Endlich war der Augenblick des Abschiedes da, und als die Wagen davonrollten, kam eine große Ruhe über das Haus, und um die Mittagszeit war das Haus so still wie bei Nacht. Alle hatten sich

Digitized by Google

zurückgezogen, um den verſäumten Morgenſchlaf nachzuholen.

Auch Marie ſollte ſchlafen, allein ſie fand keine Ruhe. Sie hatte dieſes Frühjahr das Gefühl, als müßte ſie ſtets auf dem Poſten ſtehen, um nicht ein Erlebnis zu verſäumen. Sie ging hinaus in die leere Zimmerflucht, hinter den zugezogenen Vorhängen hielten die gelben Atlasmöbel ihre Mittagsruhe, in die anſtoßende Galerie hatte ſich durch das offene Fenſter eine Biene hereinverirrt und ſummte unzufrieden an den Naſen der großen Ahnenbilder vorüber. Im Rauchzimmer endlich lag der Baron Fürwit in einem Seſſel, den Kopf zurückgebogen, und ſchlief, aus ſeinem geöffnetem Munde kam ein heiſer verſchlafener Ton wie das Ticken einer alten, roſtigen Uhr. Leiſe ging Marie wieder zurück. Schon als Kind, wenn ſie ſich um dieſe Zeit in den leeren, ſonnigen Zimmern befand, hatte ſie eine ſeltſame Unternehmungsluſt geſpürt, es mußte etwas getan werden, die Bahn war frei. Heute war dieſe Empfindung, daß etwas auf ſie warte, beſonders ſtark in ihr, ſie hatte etwas zu tun, auf das ſie ſich freute und das ſie mit ſchlechtem Gewiſſen tun würde, und dann wußte ſie auch, was es war, ſie hatte in den Park hinauszugehen.

Der Garten war ſtill und ſonnig wie das Haus, regungslos ſtanden Tulpen und Narziſſen auf den Beeten, und als Marie zwei Narziſſen pflückte, waren die Blüten warm wie Menſchenlippen. Sie eilte dem Park zu, ſie erinnerte ſich nicht, um dieſe Zeit hier geweſen zu ſein, und alles hatte ein ungewohntes Ausſehen. Da war der Teich, ſchwarz und unbewegt, kleine Karauſchen lagen ſcharenweiſe an der Oberfläche und ſonnten ſich, Enten hatten ſich an das Ufer in den Schatten der Weiden geflüchtet und

Digitized by Google

schnatterten leise vor sich hin, selbst der Geruch des sonnenwarmen Wassers, der sonnenwarmen Blätter schien Marie neu. Weiter fort unter einer großen Ulme lagen zwei Gartenburschen auf dem Rasen und schliefen, sie streckten Arme und Füße von sich, die Mützen hatten sie über die Augen gezogen, und sie schnarchten beide, daß es wie ein rauhes Zwiegespräch klang. Marie blieb einen Augenblick stehen, diese großen Männerkörper, von dem tiefen Schlafe so hilflos und schlaff niedergeworfen, erschienen ihr merkwürdig. Als sie weiterging, erblickte sie vor sich am Ende der Allee ein rot- und weißgestreiftes Figürchen, das eilig, eilig vorwärtshastete, die niederhängenden Arme schwangen in regelmäßiger Bewegung hin und her. Das ist ja die kleine Zofe Emilie, dachte Marie, wohin die laufen mag. Jetzt biegt sie vom großen Wege ab und verschwindet hinter den Fliederbüschen, dort bleibt sie stehen, ihr weiß- und rotgestreiftes Kleid schimmert ein wenig durch, ein grüner Hut taucht auf, das mußte der junge Gärtner sein. Was sich hier nicht alles ereignet in dieser stillen, seltsamen Mittagstunde. Marie stieg eine sanfte Anhöhe hinan, dort lag der kleine Teich, ein großes, rundes Loch mit tintenschwarzem Wasser. An seinem Ufer stand die Faulbaumlaube mit dem Steintisch und der Steinbank. Auf der Bank saß Felix, den Hut hatte er abgenommen und schlief, den Kopf auf die Brust gesenkt. Marie blieb stehen und betrachtete ihn. Das durch das Laub fallende Licht machte sein Gesicht bleich, und der Schlaf gab ihm einen kindlichen Ausdruck, und doch lag etwas Bekümmertes in seinen Zügen. Der Arme, dachte Marie, das machen wohl die entsetzlichen Schulden.

Jetzt schlug er die Augen auf, einen Augenblick

Digitized by Google

ſtarrte er Marie ſchlaftrunken an, dann ſprang er auf. „Ich bitte um Vergebung," ſagte er, „ich glaube, ich habe geſchlafen."

„Wie feſt Sie ſchliefen", erwiderte Marie. „Ich ging hier zufällig vorüber, und da ſah ich Sie."

Felixens Lippen zuckten, Marie kannte das, wenn ſeine Lippen ſo zuckten, wenn ſeine Augen dunkel wurden, dann war er zornig, dann ſah er grauſam aus, und ſie fragte ſich, was ihn wohl jetzt ärgern mochte.

„Natürlich," begann er, „ich glaube ohnehin nicht, daß es um meinetwillen geſchah. Prinzeſſinnen gehen immer nur zufällig vorüber."

Maries Augen wurden rund vor Schrecken. „Warum ſagen Sie das?" fragte ſie. „Warum ſprechen Sie ſo mit mir?"

Felix zog die Augenbrauen zuſammen und nagte an ſeiner Unterlippe. „Ich bitte um Vergebung," ſagte er förmlich, „ich vergeſſe mich, ich weiß, ich benehme mich ſchlecht, ich bitte um Vergebung. Ich hoffe, Durchlaucht werden deshalb nicht gleich fortgehen. Ich verſpreche tadellos korrekt zu ſein, tadellos korrekt."

Jetzt aber wurde Marie heftig, ſie ſchlug mit den Narziſſen auf die Steinplatte des Tiſches, und ihre Stimme klang, als ſeien die Tränen ihr nahe: „Ich will gar nicht, daß man mit mir immer tadellos und korrekt ſpricht, aber ich weiß, es iſt Hilda, die Ihnen das eingeredet hat, daß man mit Prinzeſſinnen nur ſteif und langweilig ſprechen kann. Hilda verachtet Prinzeſſinnen, weil ſie ſich nicht entwickeln, weil ſie nicht moderne Mädchen ſind."

Nun lächelte Felix wieder gutmütig, das erregte, blonde Mädchen mit den runden, feuchten Augen gefiel ihm ſo gut, und er ſpürte es angenehm, daß er

Digitized by Google

Macht über dieſes hübſche Mädchen hatte. „Wollen Durchlaucht ſich nicht ſetzen?“ ſagte er.

Marie ging zur Bank und ſetzte ſich, die Knie zitterten ihr, und das Stehen fiel ihr ohnehin ſchwer. „Von der ewigen Prinzeſſin,“ fuhr ſie klagend fort, „höre ich ſchon genug von Fräulein von Dachsberg. Prinzeſſin, das iſt ſo wie ein Riegel, der vor alle Türen vorgeſchoben wird, hinter denen es luſtig zugeht. Sprechen Sie doch, wie Sie zu anderen Mädchen ſprechen, wie Sie zu Hilda ſprechen, ſagen Sie, was Sie wollen, Sie brauchen auch nicht immer Durchlaucht zu ſagen, das hält nur auf.“

„Wie ſoll ich ſagen?“ fragte Felix.

„Wie Sie wollen,“ erwiderte Marie ärgerlich, „das müſſen Sie doch beſſer wiſſen.“

Felix ſchaute Marie mit einem Blick nachdenklicher Überlegenheit an. „Eine Prinzeſſin,“ meinte er, „iſt ja etwas Hübſches, ſie iſt wie dieſe kleinen Madonnen, die haben roſa Geſichter und Goldtreſſen auf den Kleidern, ſie ſtehen in kleinen Schilderhäuschen, und wer an ihnen vorübergeht, der verbeugt ſich.“

„Ich will aber nicht allein im Schilderhäuschen ſtehen,“ rief Marie, „was muß man denn tun, was tun die anderen Mädchen? Was tut ein modernes Mädchen?“

Felix wiegte bedächtig ſeinen Kopf hin und her. „Ein modernes Mädchen,“ meinte er, „wenn es in den Park geht, um jemanden zu treffen, dann ſagt es nicht, es ſei zufällig vorübergegangen.“

Marie wurde dunkelrot. „Ach, die lügen auch zuweilen,“ ſagte ſie, „nun gut, ich bin hergekommen, weil ich wußte, daß Sie hier ſitzen werden.“

Felix lachte über das ganze Geſicht und ſchlug ſich mit der flachen Hand auf das Knie: „Dann iſt alles

gut. Wie ich Sie anbete! Und ſagen darf ich auch, was ich will."

Marie nickte: „Alſo ſagen Sie."

„Damals dort unter den Johannnisbeeren," begann Felix, „da fing es an, und ſeitdem hat es mich nicht losgelaſſen. Als Sie vorigen Sommer verreiſt und als Sie im Winter in Italien waren, da war der Urlaub für mich wie verloren, traurig wie die Kaſerne. Hilda war wütend, ſie ſagte, es ſei dumm, ſich in eine Prinzeſſin zu verlieben, dabei komme nichts heraus. Nein, vielleicht kommt dabei nichts heraus, ein Avancement gibt es dabei Gott ſei Dank nicht, für das man ſich ſchinden muß. Bei den ſchönſten Dingen kommt nie etwas heraus, die haben keine Zukunft. Und wenn Sie heute hierhergekommen ſind und wenn wir hier beieinanderſitzen und ich Ihnen alles ſagen darf, iſt das nicht ſchon viel? Iſt das nicht koloſſal viel?"

Marie hielt die Hände im Schoße gefaltet, ihr Geſicht war ernſt, als hörte ſie einer Andacht zu, einer ſeltſam erregenden Andacht.

„Eines könnten wir noch tun", ſagte Felix nachdenklich.

Marie lächelte matt, ließ die Arme ſchlaff an ſich niedergleiten und fragte: „Was muß ich noch tun?"

Dieſe Willenloſigkeit, die ſie ſchwach machte, tat ihr wohl. „Ich denke, wir gehen dort durch das Tor hinaus," ſchlug Felix vor, „drüben iſt ein Stück Heideland und eine kleine Kiesgrube, und dort in der Kiesgrube da muß es jetzt wundervoll ſein."

Marie ſchüttelte den Kopf, nein, das war zu gefährlich.

„Es iſt gefährlich," gab Felix zu, „aber zuſammen in einer Gefahr ſein, das befreundet."

Allein, Marie wollte das nicht wagen, nein, das ging nicht.

„So, so, das geht nicht", wiederholte Felix kleinlaut. Einen Augenblick schwiegen beide. Drüben in der Allee tauchte wieder das rot- und weißgestreifte Figürchen der Zofe auf und rannte, die Arme hin und her schwingend, dem Schlosse zu. „Diese kleine Zofe," sagte Felix, „sehe ich jedesmal, wenn ich hier sitze. Sie läuft in die Fliederbüsche zu ihrem Burschen."

Marie erhob sich von der Bank. „Gehen wir also in Ihre Kiesgrube", sagte sie entschlossen.

Vorsichtig schlichen sie unter den Flieder- und Faulbaumbüschen bis an das Parktor. Dort führte die Landstraße vorüber, und jenseits derselben lag das Heideland und die kleine Kiesgrube. Es ging steil in sie hinab und Marie mußte sich fest auf Felix stützen. Unten war es voller Sonnenschein, vorjähriges Heidekraut bedeckte die Wände, hier und da das große Blatt einer Klettenstaude und die goldene Puschel einer Löwenzahnblüte, es roch nach warmem Sand.

„Bitte, sich zu setzen," sagte Felix und rieb sich vergnügt die Hände, „hier auf das Heidekraut, das knistert wie Seide, nicht wahr? Ein famoses Chambre à part. Wir sind hier sozusagen aus der Welt fort, nichts ist mehr da, fühlen Sie nicht, wie die Prinzessin hier von Ihnen abfällt?"

„Ja," meinte Marie, „ich glaube, ich fühle so etwas."

Da schob Felix seinen Arm um ihre Taille, sie wunderte sich ein wenig darüber, sie dachte jedoch, das muß wohl so sein. Dann beugte er sich über sie und küßte sie.

Marie fühlte seine heißen Lippen, seinen kleinen Schnurrbart auf ihren Lippen. Es ging ihr durch den

Digitized by Google

Sinn: Also das ist das, wovon Hilde spricht, und habe ich dabei auch etwas zu tun, vielleicht muß ich meine Arme um seinen Hals schlingen, und sie schlang ihre Arme um seinen Hals. Es mußte wohl das Rechte sein, denn ihr wurde dabei warm um das Herz.

Befriedigt lehnte Felix sich in das Heidekraut zurück und schloß die Augen. „Ach, süße Durchlaucht," sagte er, „schön, schön ist es hier, wenn ich die Augen schließe, höre ich etwas klingen, das ist mein Blut, es zirpt wie die Feldgrillen."

„Ich kann die Augen nicht schließen," erklärte Marie kleinlaut, „wenn ich die Augen schließe, dann fürchte ich mich; ich fürchte mich davor, daß ich hier bin und daß Sie hier sind, und ich sehe das Schloß und Fräulein von Dachsberg, die mich sucht."

„Nur keine Gewissensbisse," fuhr Felix auf, „Gewissensbisse sind gewöhnlich, Gewissensbisse verderben alles. Wir werden uns solange nicht wiedersehen," fuhr er gefühlvoll fort, „heute nachmittag fahre ich mit meinem Vater zu einem langweiligen, alten Onkel, dort bleiben wir zwei Tage und kommen dann abends spät nach Hause, und morgens früh geht es dann wieder fort in den Dienst. Also nur eine Nacht bin ich noch hier, aber diese eine ganze Nacht werde ich dort im Parke auf der Bank sitzen."

„Im Park?" fragte Marie erstaunt. „Ich kann doch bei Nacht nicht in den Park kommen."

„Nein, das können Sie vielleicht nicht," fuhr Felix fort, „gleichviel, ich werde die ganze Nacht auf der Bank sitzen und an Sie denken und auf etwas Unmögliches warten, auf ein Wunder."

„Ich kann ja nicht einmal aus meinem Zimmer heraus," stöhnte Marie gequält, „ohne daß Emilie es merkt."

Digitized by Google

„Nun, die kleine Zofe Emilie," meinte Felix, „die würde die richtigen Wege wohl wissen. Aber ich sage nicht, daß es möglich ist, ich sage nur, ich werde auf der Bank sitzen."

Unruhig wandte Marie sich im Heidekraut hin und her. „Nie werde ich das tun!" wimmerte sie. Sie empfand jetzt diesen fremden Willen, der Macht über sie hatte, wie etwas Schmerzhaftes. Felix antwortete nicht.

Lautlos schwirrten kleine blaue und goldbraune Schmetterlinge über sie hin, leise vor sich hin scheltend kamen Hummeln zu den Löwenzahnblüten, hoch oben aber über den hellblauen Himmel flogen Schwalben pfeilschnell dahin und stießen schrille, kleine Jauchzer aus, die Marie unendlich sorglos schienen.

„Jetzt müssen wir wohl gehen", sagte Felix.

Sie standen auf und kletterten die steile Wand der Kiesgrube hinan. Sie sprachen nicht miteinander, Marie hatte das Gefühl, schuldig zu sein, und das machte sie elend. Als sie glücklich am Parktor angelangt waren, küßte Felix ernst Marie die Hand und sagte: „Leben Sie wohl, hier auf der Bank werde ich an Sie denken." Marie wußte nichts darauf zu erwidern, und so trennten sie sich.

Jetzt hatte Marie Eile, nach Hause zu kommen, sie lief fast, und unwillkürlich schwenkte sie die Arme, wie sie es bei der Zofe Emilie gesehen. Im Schlosse ging Fräulein von Dachsberg schon durch die Zimmer und suchte die Prinzessin; sie war sehr ungehalten, daß Marie so erhitzt war, der Doktor hatte jede stärkere Erhitzung verboten. Das Sitzen um die Mittagszeit im Garten war unzuträglich, jetzt konnte an einen Spaziergang nicht gedacht werden, die Prinzessin sollte ruhig im Boudoir sitzen und Fräulein von Dachsberg

wollte ihr vorleſen. Sie nahm Vilmars Literaturgeſchichte und las von den Meiſterſängern in Nürnberg. In ihrer Stimme zitterte die Unzufriedenheit nach. Marie lag im Seſſel und hörte nicht zu. Sie hatte Herzklopfen und war todmüde. An das eben Erlebte dachte ſie wie an etwas, das ſchon ſehr fern ſchien, es war ſo unwahrſcheinlich. Was hatte die kränkliche Prinzeſſin hier, der Fräulein von Dachsberg Vilmar vorlas, zu tun mit dem Mädchen dort in der Kiesgrube, das ſich von Felix küſſen ließ? Von dieſem Mädchen ließ ſich auch das Unmögliche erwarten, es würde ruhig bei Nacht in den Park gehen. Mit der kleinen Emilie ließ ſich reden, ſie konnte ihr Geld geben, ſie konnte ihr damit drohen, daß ſie geſehen hatte, wie ſie in die Fliederbüſche zum jungen Gärtner ging. Das wäre natürlich unedel, aber ſo war das Leben.

Die Fürſtin und die Baronin Dünhof fuhren am Nachmittage in das Waldſchlößchen, der Graf Streith hatte ſie zum Tee eingeladen. Die Fürſtin trug ein leichtes himbeerfarbenes Kleid und einen Hut, der über und über mit Maiblumen bedeckt war. Sie war ſehr heiter, lachte über kleine, unbedeutende Dinge und neckte die Baronin Dünhof mit dem Grafen Minsky. „Wenn er ſich zu Ihnen ſetzte, machte er ganz ſüße Augen.“ Die Baronin übertrieb ihre Entrüſtung darüber, um die Fürſtin zu unterhalten. „Dieſer ſchreckliche Menſch, er kommt mir vor wie eine Taſſe Kaffee, in die man zuviel Zucker getan.“

Im Schlößchen empfing der Graf die Damen am Fuße ſeiner Treppe und führte die Fürſtin in den Gartenſaal. „Ich denke, wir gehen zuerſt in den Garten“, ſchlug die Fürſtin vor.

Die Gartenwege waren frisch mit einem hübschen, rötlichen Sande bestreut und von Reihen kleiner, feuerfarbener Tulpen eingefaßt, dahinter standen die Rosenstöcke, ein jeder trug an einem weißen Täfelchen seinen Namen. Auf dem Rasenplatz befanden sich runde Inseln voll weißer und roter Tulpen und voll Hyazinthen. Das kleine Wasserbecken aber, in dessen Mitte ein Triton aus seiner Muschel einen dünnen Wasserstrahl in die Luft blies, umgab ein dichter Kranz weißer Narzissen. In der hellen Frühlingssonne leuchteten die Farben lustig auf, als sei alles frisch gewaschen und beginge hier in dem stillen Garten einen Festtag.

„Ach, Streith, schön, schön", sagte die Fürstin, und die Baronin Dünhof rief begeistert aus: „Wie gemalt!"

Streith erklärte seine Rosen: dieses war der Sultan von Sansibar, diese die Baronin Rothschild, hier Madame de Récamier. Streith hoffte, sie würden dieses Jahr zu gleicher Zeit blühen, und dann wollte er sie Ihrer Hoheit vorführen. „Ja, dann komme ich," sagte die Fürstin, „ich weiß nicht, ich habe doch auch Tulpen und Narzissen und Rosen, aber bei uns sind sie fern und fremd, der Gärtner stellt sie in die Vasen, oder wir gehen vorüber und riechen einmal an ihnen, das ist alles. Hier bei Ihnen sind sie so wesenhaft, sie stehen beieinander wie eine vornehme Gesellschaft, in der man gern ‚reçu' sein möchte."

„Das ist nicht leicht," meinte Streith, „Blumen sind sehr exklusive Wesen, es ist nicht möglich, ihnen nahezukommen, sie halten uns immer in Distanz. Zuweilen beschleiche ich die Tulpen abends, fasse sie an, aber wie abweisend sind dann die geschlossenen, feuchten Kelche. Ich kann sie wohl brechen, aber das ist dann

Digitized by Google

rohe Gewalt, ſie dulden ſtill und vornehm wie die Ariſtokratinnen, die zur Guillotine geführt wurden.“

„Nein, nein,“ verſetzte die Fürſtin, „Sie ſind mit Ihren Blumen befreundet.“

Der kleine Blumengarten, flach wie ein buntes Schachbrett, wurde von einer Wand blühender Flieder-ſträucher abgeſchloſſen, hinter denen der Obſt- und Gemüſegarten lag.

„Natürlich will ich den Gemüſegarten ſehen,“ ſagte die Fürſtin, „alles will ich ſehen. Wo ſind Ihre Igel?“

„Die ſchlafen bei Tage,“ erwiderte Streith, „die Nachtſchwärmer.“

Die Obſtbäume ſtanden in Blüte, und die windſtille Luft war voll langſam und lautlos zur Erde nieder-flatternden, weißen Blütenblättern.

Streith ſtellte ſeine Bäume vor: „Dies ſind die Reinetten, dies die Gravenſteiner, hier die Kaneelbirnen, die einen eigentümlichen Rokokogeſchmack haben, hier die Spalierbirne.“

„Wie wohlerzogen das alles ausſieht,“ meinte die Fürſtin, „ſehen Sie, Dünhof, die Gemüſebeete, wie mit dem Lineal gezogen. Es war mir nie aufgefallen, daß Gemüſebeete ſo hübſch ſein können.“ Die Fürſtin ließ Streiths Arm los, um zwiſchen den Gemüſebeeten entlang zu gehen. „Da ſind ja Kohlpflänzchen und die Erbſen. Dieſes ſind wohl Karotten — eſſen Sie Karotten? Ich eſſe ſie nicht.“

„Doch,“ erwiderte Streith, „ſehr weich gekocht und ganz jung haben ſie einen leichten Aprikoſen-geſchmack.“

Die Fürſtin legte ihr Lorgnon vor die Augen und beugte ſich tief auf das Beet hinab. „Oh, wirklich,“ meinte ſie, „aber das ſind vielleicht nur Ihre Karotten.“

„Hier iſt eine neue Sorte weißer Erdbeeren," erklärte Streith, „und dort die Spargel, denen der Gärtner und ich eine beſonders liebevolle Aufmerkſamkeit widmen."

„Und dort ſind die Treibbeete," rief die Fürſtin, „die muß ich auch ſehen. Wie hübſch glatt die kleinen Wege zwiſchen den Beeten ſind, wie zum Tanzen." Die Fürſtin machte einige gleitende Tanzſchritte und lachte. Die Treibbeete lagen auf einem Hügel, die Glasfenſter waren geöffnet, und dort ſonnten ſich die Radieschen, die Gurken- und Melonenpflanzen. Die Fürſtin ſetzte ſich auf den Holzrand eines Treibbeetes und atmete wohlig den ſcharfen Duft ein, der ringsumher von den Kräutern aufſtieg. „Wie warm es hier iſt und wie gemütlich," ſagte ſie, „wenn ich Sorgen habe, möchte ich hier ſitzen, es iſt hier ſo friedlich, man ſitzt hier wie unter guten Menſchen. Geben Sie mir doch auch eines Ihrer Radieschen zu koſten."

Vorſichtig zog Streith einige Radieschen aus dem Beete, ging zum Brunnen, um ſie abzuſpülen und bot ſie den Damen an.

„Köſtlich, köſtlich," rief die Fürſtin, „ich glaube, das ſchmeckt auch ein wenig nach Aprikoſen, nicht wahr, liebe Dünhof?"

Nun war es Zeit, wieder in das Haus zu gehen. Im Gartenſaal wurde der Tee ſerviert. Die Fürſtin lehnte ſich in die Sofaecke zurück, die Sonne hatte ſie erhitzt, ihre Augen glitzerten, und ihr Geſicht trug einen angeregt jugendlichen Ausdruck, der es verſchönte. „Vorigen Tag ſprachen Sie, lieber Graf, davon," begann ſie ſinnend, „daß wir uns mit dem Leben befreunden, ja, Sie können das, Sie wohl. Als ich jung war, ſtand ich mit dem Leben wie mit einer Gouvernante und ſpäter wie mit einer Oberhofmeiſterin."

Digitized by Google

Streith lachte. „Nun, bei aller Freundschaft," versetzte er, „behalten wir doch einiges Mißtrauen. Ich war als Knabe sehr mißtrauisch. Wenn meinem Bruder und mir etwas Angenehmes bevorstand, ein Spaziergang oder ein festliches Essen, dann freute sich mein Bruder aufrichtig, in mir aber stiegen dunkle Ahnungen auf: wahrscheinlich wird es regnen, wahrscheinlich werden die Erwachsenen unfreundlich sein, oder die Stiefel werden drücken, wahrscheinlich wird der Kuchen so schwer sein, daß wir ganz wenig davon bekommen werden. Ich weiß, daß dieses meinen Bruder zur Verzweiflung brachte, er klagte meiner Mutter, ich verdürbe ihm die Freude. Ich wurde bestraft, durfte nicht mit auf den Spaziergang oder bekam keinen Kuchen."

„Der arme kleine Donald", sagte die Fürstin mitleidig.

Streith jedoch fand das ganz richtig, Kinder müssen lernen, sich zu freuen.

„Es gibt aber doch nichts Traurigeres," meinte die Baronin, „als ein enttäuschtes Kind."

„Und Kinder sind immer enttäuscht," versetzte die Fürstin lebhaft, „seltsam, jeder von uns ist ein Kind gewesen, und doch verstehen wir Kinder so wenig wie Blumen. Jeder von uns erinnert sich doch, daß er als Kind von den Erwachsenen mißverstanden wurde."

„Ja, merkwürdig", bestätigte Streith und griff nach einem Teller mit Sandwiches und bot sie der Fürstin an. „Wollen Hoheit nicht diese Sandwiches versuchen, sie sind eine eigene Erfindung meiner Frau Buche."

Die Fürstin nahm eins der Brötchen und sah es aufmerksam an. „Enttäuscht Frau Buche Sie nie?" fragte sie, „ich meine so mit Hechtkoteletten und Sandwiches."

Digitized by Google

„Nie", antwortete Streith. „Mit den Jahren finden wir denn doch dieſes und jenes im Leben, auf das wir uns verlaſſen können, ſo einige treue Bundesgenoſſen."

„Ein Bundesgenoſſe iſt gut", ſagte die Fürſtin und ließ die Worte gefühlvoll klingen. „Drüben in Birkenſtein, da hatte ich auch einen treuen Bundesgenoſſen."

Die Baronin ſchlug die Augen nieder und drückte ſich tiefer in den Seſſel hinein, als wollte ſie ihre Gegenwart vergeſſen machen.

Streith lächelte feierlich und blickte auf den Mund der Fürſtin, auf die ſchmalen, ſehr roten Lippen und auf die feinen Striche, die ſich von den Mundwinkeln abwärts zogen und dieſem Munde etwas Rührendes und Pathetiſches gaben. Keiner ſprach eine Weile, es war, als ſollte die Bedeutſamkeit der letzten Worte nicht verwiſcht werden. Die Fürſtin begann langſam den Sandwich zu eſſen, den ſie in der Hand hielt. Endlich ſagte ſie: „Jetzt, Graf, müſſen Sie uns etwas vorſpielen, das gehört noch dazu."

Gehorſam ſtand Streith auf und ging an das Klavier. Er begann zu ſpielen. Schumanns „Glückes genug". Er ſpielte ganz leiſe und zart, und in den verhaltenen Jubel dieſer Melodie miſchte ſich das leidenſchaftliche Pfeifen eines Stares, der auf der Kaſtanie vor dem Fenſter ſaß.

Ein leiſes Geräuſch am offenen Fenſter ließ Streith von den Taſten aufſehen.

Britta ſtand da vor dem Fenſter, den Filzhut im Nacken, das dunkle Haar in die Stirn hängend. Sie lachte, Streith ſah deutlich den weißen Glanz ihrer Zähne. Dann warf ſie etwas in das Zimmer und verſchwand.

Digitized by Google

„Wer iſt das?“ riefen die beiden Damen und fuhren mit den Lorgnons an die Augen.

Streith ging an das Fenſter, er fühlte, daß er errötete wie ein Knabe.

„Vorübergehende Kinder,“ ſagte er, „ein Unfug, ich muß die Bank vor dem Fenſter fortnehmen laſſen.“

„Das ſind ja Veilchen, die Ihnen hereingeworfen werden,“ rief die Fürſtin, „alſo eine Ovation.“

Streith hatte ſich gefaßt und wandte ſich wieder den Damen zu. „Dieſes Mal ſind es Veilchen,“ meinte er, „ein anderes Mal weniger willkommene Dinge.“

„War das nicht die Tochter dieſer Walddame?“ fragte die Baronin, „dieſer Frau von Syrman?“

„Ich kenne dieſe Leute nicht“, antwortete Streith, trocken und beſtimmt. Er ſetzte ſich wieder an ſeinen Platz, tat, als ſei der Vorfall nicht der Beachtung wert, obgleich er ihn ſo ſtark erregte, daß ihn fröſtelte. Man ſprach von gleichgültigen Dingen, vom Klavierſpiel der Fürſtin Kusmin, vom ruſſiſchen Hofe, und dann brachen die Damen auf.

„Ich danke Ihnen, Streith,“ ſagte die Fürſtin, „ich komme bald wieder.“

Auf der Fahrt ſchwieg die Fürſtin und verſank in tiefe Gedanken. Nur kurz vor dem Schloß legte ſie ihre Hand auf die Hand der Baronin und ſagte: „Gertrud,“ in innigen Augenblicken nannte ſie die Baronin Gertrud, „ich glaube, ich bin mit mir einig.“

„Gott ſei Dank“, flüſterte die Baronin.

Streith ging unterdeſſen in ſeinem Gartenſaale auf und nieder und ließ ſeinem Ärger freien Lauf. Nein, das war nicht möglich, dieſe Leute, die ſich an ihn gehängt hatten, wurden ja zu einer Gefahr. Das konnte ſo nicht weitergehen. Er wollte gleich

mit dem Mädchen ein ernſtes Wort reden. Er rief Oskar, befahl ihm, Hut und Stock zu bringen, und auf die Veilchen, die am Boden lagen, weiſend, ſagte er: „Nehmen Sie das fort.“

Er ſchlug den kürzeſten Weg zum Forſthauſe ein. Während er ſchnell vorwärts ging, begann er im Geiſte ſchon Britta zu ſchelten, ſie hatte ihm einen argen Streich geſpielt. Gerade als die Stimmung harmoniſch und weihevoll wurde, mußte ſie mit ihren verdammten Veilchen kommen. Aus einem Tannendickicht in der Nähe des Forſthauſes leuchtete etwas Blaues hervor, es war Brittas Kleid. Zur Erde niedergebeugt, ſammelte ſie dort etwas in ihre Schürze hinein. Streith ging auf ſie zu. „Guten Abend“, ſchnarrte er.

Britta richtete ſich jäh auf, ſie errötete, und auf ihrem Geſichte malten ſich Schrecken und Angſt ſo deutlich wie auf dem Geſichte eines Kindes. Regungslos blieb ſie ſtehen und ſchaute Streith an.

Dieſer lehnte ſich gegen einen Baumſtamm, er war ſchnell gegangen, und das Herz ſchlug etwas zu ſtark. „Gut, daß ich Sie hier finde, mein Fräulein,“ begann er, „ich wollte Sie bitten, mir ähnliche Überraſchungen nächſtens zu erſparen, ich bin überhaupt kein Freund von Überraſchungen und nun gar ſo durchs Fenſter. Was ſollen die Leute, die bei mir ſind, davon denken? Entweder kommt man zu mir durch die Haustür, oder man kommt nicht zu mir. So geht das nicht, dieſer Verkehr durch die Fenſter iſt bei uns nicht Sitte. Das wollte ich geſagt haben.“

Britta ſtand noch immer regungslos da und ſchaute Streith an, ihre Augen füllten ſich langſam mit Tränen, und Tränen überſtrömten ihre Wangen. Die Zipfel der Schürze, die ſie gehalten, ließ ſie fahren,

um die Arme ſchlaff niederhängen zu laſſen, und die Frühjahrsmorcheln, die ſie geſammelt, fielen zu Boden.

„Auch für Sie, mein Fräulein," fuhr Streith fort, jetzt milder und väterlicher, „auch für Sie, mein Fräulein, dürfte ſolch ein Verhalten nicht empfehlenswert ſein. Wohlerzogene junge Damen ſteigen nicht an die Fenſter fremder Häuſer, um Herren Veilchen zuzuwerfen. Davon iſt durchaus abzuraten, und Ihre Frau Mutter dürfte das kaum billigen. Alſo das wollte ich geſagt haben."

Seltſam war es, wie aller Ärger plötzlich fort war und Streith nicht mehr wußte, was zu ſagen, er empfand nur einen ſtarken Widerwillen dagegen, hier der ſcheltende alte Herr zu ſein, der dieſes weinende junge Weſen quälte.

Britta wartete einen Augenblick, ob Streith weitersprechen würde, und als er ſchwieg, ſagte ſie: „Dann iſt alſo jetzt alles aus."

„Was iſt aus?" fuhr Streith auf, „was ſoll denn aus ſein?"

„Ich habe gleich gewußt, daß alles aus ſein würde", wiederholte Britta.

„Was ſprechen Sie, Kind," unterbrach ſie Streith, „warum ſoll es aus ſein? Ich habe mich ein wenig alteriert, entſchuldigen Sie, es hat mich ſo überraſcht, wäre ich allein geweſen, ſo hätten wir darüber gelacht, ha, ha. Sprechen wir nicht darüber, und vor allem, weinen Sie nicht. Sehen Sie, die ſchönen Schwämme haben Sie jetzt zur Erde fallen laſſen."

„Ach die", ſagte Britta und ſtieß mit dem Fuß nach den Schwämmen.

„Jedenfalls," fuhr Streith fort, „wiſchen Sie ſich die Tränen vom Geſicht, und dann wollen wir ein

wenig gehen. So können Sie nicht nach Hause, Ihre Frau Mutter würde sich erschrecken."

Gehorsam wischte sich Britta die Tränen vom Gesicht, und sie gingen langsam einen schmalen Weg zwischen den Tannen hin. Eine Weile stand der Wald auf sehr blankem Goldgrunde, dann wurde es dämmrig und kühl, ein ganz weißer Mond hing am Himmel.

„Haben Sie sich vor mir gefürchtet?" fragte Streith weich.

„Als Sie kamen," erwiderte Britta, „habe ich mich sehr gefürchtet. Wie böse Sie sein können, Ihre Augen wurden ganz gelb, und ich glaubte, Sie würden mich schlagen."

„Das muß häßlich gewesen sein."

„Ach nein, das war schön," meinte Britta, „Sie sahen aus wie ein Ritter, und es tat mir fast leid, daß Sie mich nicht schlugen, da ich meinte, daß nun doch alles aus sei."

„Schmerzte es Sie, daß alles aus sein sollte?" fragte Streith.

„Ja," antwortete Britta, „seit Sie bei uns waren, seit ich mit Ihnen gehen und sprechen darf, ist doch etwas am Tage, auf das ich warten, auf das ich mich freuen kann. Sie sind so hübsch angezogen, und es riecht um Sie nach kölnischem Wasser, und Ihre Ringe blitzen so schön, und wenn Sie etwas sagen, klingt es wie aus einer anderen, feinen Welt. Wenn ich bei Ihnen bin, habe ich so ein Gefühl, als ob ich mein Sonntagskleid anhätte."

„So, so", meinte Streith. „Aber ich denke, Sie sollten sich beim Erwachen auf jeden Tag freuen."

„Warum?"

„Nun, weil Sie da sind, weil Sie jung sind."

Digitized by Google

Britta zuckte die Achſeln: „Das kenne ich ſchon.“

„Sie ſollten,“ fuhr Streith fort, „ganz ſtill im Sonnenſchein ſitzen und fühlen, wie das Leben und die Jugend in Ihnen brennt.“

Britta ſchüttelte den Kopf: „Das iſt langweilig, ja, wenn alles hübſch und vornehm um mich wäre, dann könnte ich auch ſo daſitzen wie die Prinzeſſinnen im Garten und ſo vor mich hinſehen, oder bei Ihnen in Ihrem Zimmer mit den vielen Bildern. Dort muß es ſein wie in der Kirche, man geht mit kleinen, langſamen Schritten, es fährt einem ſo kühl über den Rücken, und es riecht nach Sonntag.“

„Können Sie das nicht hier auch im Walde?“ fragte Streith, und er wünſchte, daß Britta weiterplaudere.

„Nein,“ erwiderte Britta, „dazu muß man eine wohlerzogene junge Dame ſein, wie Sie ſagen, und das bin ich nicht. Mama iſt eine Dame von Welt; wenn ſie in den Stall zu den Schweinen geht, ſieht es aus, als machte ſie eine Viſite, aber ich — vielleicht kommt das von der Blutmiſchung, von der Mama immer ſpricht.“

„Nun, nun,“ tröſtete Streith, „das kommt mit der Zeit. Um eine Weltdame zu ſein, muß man die Welt kennen.“

Britta ſann eine Weile ſtill vor ſich hin, dann lachte ſie hell auf. „Die Damen bei Ihnen,“ ſagte ſie, „müſſen ſich aber erſchreckt haben, plötzlich erſcheint ſo eine Schwarze am Fenſter und wirft Veilchen in das Zimmer.“

Streith verſuchte auch zu lachen: „Ja, hm, überraſchend war es.“

Allmählich waren ſie bis zum Forſthauſe gekommen, durch das geöffnete Fenſter ſahen ſie die

brennende Lampe auf dem großen Tische stehen und Frau von Syrman mit einem Buche auf dem Sofa sitzen.

„Gute Nacht," sagte Streith, „Sie sind mir also nicht mehr böse?"

„Sie waren ja böse", erwiderte Britta.

Streith lachte: „Ja so, nun gleichviel, gute Nacht."

„Kommen Sie nicht zu uns herein?" fragte Britta.

Streith lehnte ab, Frau Buche wartete zu Hause mit dem Diner.

„Ah, das Diner," sagte Britta ehrfürchtig, darauf fügte sie hinzu, „wenn ich nicht müßte, würde ich auch nicht um eine Welt in das alte blaue Zimmer da hineingehen. Gute Nacht."

Auf dem Heimwege fühlte Streith, daß der Abend kalt und feucht war, er schlug seinen Rockkragen auf, denn er war in der Eile ohne Paletot fortgegangen. Das kann eine Erkältung geben, dachte er, das eine Bein schmerzte ihn schon ein wenig. Zu Hause ließ er sich von Oskar entkleiden und mit kölnischem Wasser abreiben, dann zog er weiche, warme Hauskleider an und setzte sich zu seinem Essen. Er war hungrig und das Essen schmeckte ihm.

Frau Buche hatte ein kleines Sauté aus frischen Gemüsen gemacht, das aller Beachtung wert war. Gleich nach dem Essen legte er sich zu Bett, Frau Buche hatte heißen Tee gemacht und brachte eine Wärmflasche. Sie war sehr ungehalten. Wenn der Herr sich ohne Paletot im Nebel herumtreibe, dann sei es kein Wunder, wenn der Rheumatismus sich melde.

Wohlig streckte sich Streith im Bette aus und zündete eine Zigarette an. Oskar berichtete vom Tierarzt, der dagewesen sei, und sprach von den Pferden,

Digitized by Google

bis er entlaſſen wurde. Streith ſchloß die Augen. Leſen wollte er nicht, er wollte denken, an die Fürſtin denken; allein immer wieder drängte ſich Brittas Geſtalt vor, Britta am Fenſter, Britta unter den Tannen, das Geſicht von Tränen überſtrömt, und in dieſer Vorſtellung lag etwas, das ihn quälte. Sein Zimmer, ſein Bett, der Tee, die Wärmflaſche, die ganze Altherrenbehaglichkeit, ſie ſchienen ihn unendlich weit von Britta zu entfernen, und das tat ihm weh. Um dem ein Ende zu machen, rief er Oskar und ließ ſich ein Schlafpulver geben.

Die Fürſtin faltete den Brief, den ſie geleſen hatte, zuſammen, lehnte ſich in den Stuhl zurück und ſchaute die Baronin Dünhof mit einem verhaltenen Lächeln an. „Meine Schwägerin, die Prinzeſſin Agnes, kommt," ſagte ſie; „es ſcheint, die Familie beunruhigt ſich über etwas, und meine Schwägerin ſoll nach dem Rechten ſehen." Dann zuckte ſie leicht mit den Schultern, als ſchüttle ſie etwas von ſich ab: „Es iſt doch gut, daß wir nicht unſer ganzes Leben hindurch unter der Herrſchaft der anderen ſtehen."

„Wie wahr", ſagte die Baronin Dünhof.

Am Nachmittage langte die Prinzeſſin Agnes mit ihrer Kammerjungfer und ihrer jungen Hofdame Fräulein von Reckhauſen an. Die Prinzeſſin hatte immer ganz junge Hofdamen. „Ich will Jugend um mich", pflegte ſie zu ſagen. Der Dienſt jedoch war ſo aufregend, daß die Damen bald nervös wurden und oft gewechſelt werden mußten. Prinzeſſin Agnes war eine kleine, runde, alte Dame mit einem blanken, bräunlichen Geſicht und grauen Haartrompeten unter der weißen Blondenhaube, trug gern fußfreie, graue Seidenkleider und knarrende Schuhe.

„Hier bin ich," ſagte ſie, als ſie auf dem Sofa im Grünen Zimmer ſaß, „ich mußte doch wieder einmal nach euch ſehen. Du, liebe Adelheid, ziehſt dich ja ſo zurück, daß du faſt verſchollen biſt."

„Wenn wir einen ſchönen, ruhigen Winkel gefunden haben," erwiderte die Fürſtin, „dann verlaſſen wir ihn ungern."

„Es mag ja ganz ſchön ſein," meinte die Prinzeſſin, „auf dem Lande die Schäferin zu ſpielen, aber die Familie hat auch ihre Anſprüche. Ah, da biſt du ja, Kleine," wandte ſie ſich an Marie, die in das Zimmer trat, „du biſt ja groß geworden und recht hübſch. Aber dieſes Weiß und Roſa wie eine Porzellantaſſe nützt auch nicht viel, ordentlich geſunde Backen ſollteſt du haben. Na, ſetze dich zu mir, meine Tochter. Fräulein von Reckhauſen, bitte, bringen Sie mir meinen Sack."

Das Fräulein brachte einen großen Sack aus lawendelfarbener Seide, der ganz mit kleinen Seidenflecken gefüllt war, dieſe zu zerzupfen, war die ſtete Beſchäftigung der Prinzeſſin. „Da haſt du auch einen ſchönen, roten Flecken," ſagte ſie zu Marie, „das iſt eine gute Beſchäftigung. Ich laſſe die Fäden dann mit Wolle miſchen und einen dauerhaften Stoff daraus weben, den bekommen dann arme Mädchen. Das unſolide, putzige Zeug, mit dem dieſe Mädchen ſich jetzt kleiden, iſt ein Skandal."

Die Prinzeſſin zupfte nun eifrig an ihren Seidenflecken und erzählte von der Großherzogin von Oldenburg, die kränklich, aber ſehr geduldig, von der Fürſtin von Schwarzburg-Sondershauſen, die eine ganz prächtige Frau war. Die Nachmittagſonne ſchien in das Zimmer und machte die Luft heiß und beklemmend. Marie mit ihrem unruhigen Herzen und dem ſeltſamen

Digitized by Google

Fieber ihrer Gedanken, das in den letzten Tagen sie nicht verließ, fühlte sich sehr unglücklich; die Seidenfäden hängten sich an ihre Nägel und machten sie nervös, die behäbig forterzählende Stimme der Prinzessin Agnes, die Geschichten von den prächtigen Fürstinnen erschienen ihr wie ein Protest gegen alles, was im Leben schön und heiter ist. Sie hätte weinen mögen.

Am nächsten Morgen stand die Prinzessin Agnes sehr früh auf und ging mit dem Fräulein von Reckhausen durch das Haus, durch den Hof und die Ställe, sie ging auch ein Stück die Landstraße entlang, um die Felder zu sehen, sie sprach mit den Leuten und streichelte die Hunde. Als sie zum zweiten Frühstück erschien, war sie über alles gut unterrichtet. Nach dem Frühstück saß sie mit der Fürstin im Boudoir und zupfte an ihren Seidenflecken. „Es ist hier bei dir recht hübsch," sagte sie, „der Major scheint ein tüchtiger Mann zu sein. Von großem Fleiß allerdings habe ich nicht viel gesehen. Der Kutscher und der Chauffeur saßen in der Futterkammer und plauderten, der Inspektor stand vor dem Hause und unterhielt sich mit der Kammerjungfer, die zum Fenster hinauslehnte. Aber so scheint es hier zu sein: Ihr geht alle ein wenig umher wie im Traum. Die Kleine finde ich auf der Veranda, sie hält ein Buch in der Hand und starrt vor sich hin. Im Saal steht die Dachsberg am Fenster und schaut hinaus. Auf der Hoftreppe steht der alte Fürwit und tritt von einem Bein auf das andere."

Die Fürstin lachte: „Ja, hier auf dem Lande ist das Leben beschaulich."

„Beschaulichkeit mag ganz gut sein," meinte die Prinzessin, „wenn dabei nur nicht dumme Gedanken kommen. Für die Kleine sollte man sich nach einer Beschäftigung umsehen."

„Sie ist so zart," erwiderte die Fürstin, „ich bin froh, wenn sie einigermaßen gesund ist."

„Gerade weil sie kränklich ist", versetzte die Prinzessin. „Nun, davon sprechen wir später. Ich wollte dich etwas fragen, liebe Adelheid. In Birkenstein und auch in Karlstadt tauchten Gerüchte auf von gewissen Absichten, die du haben solltest, von gewissen Entschlüssen."

„In Birkenstein tauchen immer Gerüchte auf", sagte die Fürstin.

„Das ist richtig," gab die Prinzessin zu, „allein dieses Mal scheinen sie nicht grundlos."

Die Fürstin blieb ganz ruhig, nur die Hände, die müßig im Schoß lagen, begannen nervös eine die andere zu streicheln. „Ich weiß nicht, welche Absichten und Entschlüsse du meinst", sagte sie.

Die Prinzessin zupfte eifrig an ihren Seidenflecken. „So, so", meinte sie. „Nun, in unserer heutigen Zeit geschieht in unseren Kreisen so viel Seltsames, daß man nie weiß; all diese Ehen. Zu meiner Zeit fiel es uns doch nicht ein, daß wir irgendeinen Leutnant heiraten könnten, weil er gut tanzte. Oder irgendeinen Kammerherrn, weil er gut gewachsen war. Gab es keinen Prinzen, so blieb man unverheiratet wie ich. Was kommt auch bei solchen Heiraten heraus? Bei Hof geht die Frau durch die eine Tür herein, und der Mann muß durch eine andere Tür. Was denkt sich solch ein Mann dabei?"

„Er denkt sich," erwiderte die Fürstin und zog die Augenbrauen empor, „er denkt sich wohl, eine Tür ist wie die andere."

Die Prinzessin schaute die Fürstin über ihre Brillengläser hinweg scharf an, und ein wenig Rot stieg in die braunen Wangen: „Eine Tür ist nicht wie die

Digitized by Google

andere, ſonſt wäre auch ein Menſch wie der andere. Gut, vor Gott ſind wir alle gleich, aber Gott hat gewollt, daß es Fürſten gibt, und wenn es Fürſten gibt, dann müſſen dieſe ſich danach halten, dann iſt eben eine Tür nicht wie die andere und ein Menſch nicht wie der andere, ſonſt glaubt man uns die ganze Geſchichte nicht. Wenn heute eine Frau Schulze oder eine Frau Müller eine geborene Prinzeſſin Soundſo oder eine Fürſtin Soundſo ſein können, dann wird nächſtens auch eine Fürſtin Soundſo eine geborene Schulze oder Müller ſein können. Die Männer neigen ſowieſo zu Unregelmäßigkeiten, wir Frauen müſſen daher ſtreng auf Ordnung halten, es muß ja nicht immer geheiratet werden."

„Ich weiß nicht, liebe Agnes, worüber du dich aufregſt," antwortete die Fürſtin, und ein ſchärferes Glitzern kam in ihre Augen, „es liegt ja nichts vor. Aber du kannſt ſicher ſein, wenn ich Entſchlüſſe faſſe, dann wird die Familie ſie von mir zuerſt hören. Und ebenſo gewiß iſt es, daß ich mich dieſer Entſchlüſſe nicht zu ſchämen haben werde. Ich habe der Familie lange genug gedient, und als ich Witwe wurde, brauchte ich, Gott ſei Dank, mein Leben nicht, ſo wie die Kronjuwelen, der Familie zurückzuerſtatten."

„Gut, gut, ich weiß Beſcheid," ſagte die Prinzeſſin Agnes und zupfte ſo ſtark an ihrem Seidenflecken, daß dieſer ſich arg verzog, „keiner will jetzt die Laſten des Standes tragen, in den ihn Gott geſetzt hat. Glaubſt du, es ſei ein großes Glück, die alte Prinzeſſin Agnes zu ſein, die mit ihrem Fräulein im Gartenpavillon wohnt? Es iſt aber nun einmal ſo, und ich klage nicht. Heutzutage ſpricht eine jede von der Stimme ihres Herzens. Wir hatten auch Herzen, als wir jung waren, aber es war von ihnen

Digitized by Google

nicht die Rede. Heute ſpricht eine jede von ihrem Herzen, als ſei es ein Generalleutnant, dem gehorcht werden muß."

Da die Fürſtin darauf nicht antwortete, ſo entſtand eine Pauſe, bis die Prinzeſſin eilig ihren Sack beiſeite warf und erklärte, ſie müſſe in den Garten hinausgehen, ſie habe ſich zu ſehr erhitzt.

Auf der Veranda fand ſie Fräulein von Dachsberg und Fräulein von Reckhauſen, die miteinander flüſterten. Fräulein von Reckhauſen erzählte von den Eigenheiten der Prinzeſſin.

„Wo iſt die Prinzeſſin Marie?" fragte die Prinzeſſin Agnes.

„Die Prinzeſſin iſt wohl in der Fliederlaube," berichtete Fräulein von Dachsberg; „um dieſe Zeit wünſcht die Prinzeſſin allein zu ſein."

„Warum allein?" forſchte die Prinzeſſin Agnes ſtreng weiter.

Fräulein von Dachsberg zuckte leicht mit den Schultern. „Es iſt befohlen, die Prinzeſſin in ihren Neigungen nicht zu ſtören."

„Dummes Zeug", brummte Prinzeſſin Agnes und ging weiter.

Marie ſaß in der Fliederlaube, ein Buch lag auf ihren Knien, den Kopf hatte ſie zurückgezogen und ſchaute durch die blauvioletten Blüten wie durch ein Gitter in den blauen Himmel. Sie erlebte jetzt eine bedeutſame Zeit. Zum erſten Male fühlte ſie ſich leben, fühlte ihren Körper und ihr Blut, ſie fühlte ſich als etwas, das wunderſam blüht; zum erſten Male ſah ſie ſich leben und wartete geſpannt, was ihre Liebe und ihr Schmerz ſie zu tun und zu denken heißen würden. Ob ſie nun hier in der Fliederlaube ſaß und an Felix dachte oder in den Park ging und auf

Digitized by Google

der Steinbank saß, auf der er diese Nacht sitzen würde, ob sie des Abends zum Mond aufschaute oder des Nachts aufwachte und weinen mußte oder sich von den heißen Schauern ihres Blutes schütteln ließ, alles war neu und erregend.

„Da bist du, Kleine," weckte die Stimme der Prinzessin Agnes Marie aus ihren Träumen, „hier bei dir ist es schön kühl, ich will mich mal zu dir setzen." Sie setzte sich auf die Bank, erhitzt und atemlos von ihrem Gange schwieg sie einige Augenblicke, und ihre kleinen, von den fetten Lidern beengten Augen sahen Marie scharf an. „Nun, meine Tochter," begann sie endlich, „wie lebst du? Was tust du?"

„Nichts, Tante", erwiderte Marie ziemlich verdrossen.

„Das sehe ich," fuhr die alte Dame fort, „hier bei euch wird nicht viel getan, aber für dich ist das nicht gut. Du mußt eine Beschäftigung haben, eine Einteilung."

„Warum gerade ich?" fragte Marie.

„Weil du es mit der Gesundheit zu tun hast," erwiderte die Prinzessin, „und ein stilles Leben führen mußt, und da ist es gut, etwas zu haben, wofür man lebt. Da ist die Wohltätigkeit, du könntest eine Kochschule gründen für die Mädchen des Dorfes oder eine Nähschule und ihnen zu Weihnachten bescheren."

„Ich verstehe nicht zu kochen und nähe sehr schlecht", sagte Marie, und ihr Gesicht nahm einen immer eigensinnigeren Ausdruck an.

„Das macht nichts," meinte die Prinzessin, „man ist Protektrize, man geht hin, fragt, schmeckt, läßt sich die Arbeiten zeigen, das genügt."

Marie schüttelte den Kopf und zog die Augenbrauen

igitized by Google

zuſammen: „Ich will aber gar nicht eine Kochſchule oder eine Nähſchule gründen.“

„So, du willſt nicht?“ verſetzte die Prinzeſſin, und ihre Stimme wurde ſtreng und ſcheltend, „was willſt du denn? Stillſitzen und warten, bis das Glück um die Ecke biegt? Es biegt aber nicht um die Ecke. So hat ſchon manche geſeſſen und gewartet, bis ſie alt und ſauer wurde. Sieh, mein Kind, ich bin mein Lebtag geſund geweſen, habe geſunde Lungen und ein geſundes Herz gehabt, und doch habe ich nicht geheiratet. Das iſt mit Prinzeſſinnen jetzt ſo eine Sache, da iſt es denn gut, wir ſehen uns nach etwas um, was unſerem Leben einen Inhalt gibt, um nicht einſam und lächerlich zu werden. Die Wohltätigkeit iſt da noch das beſte, nicht ſo dieſes ſogenannte Gehen in die Hütten der Armen, dort kriegt man nur Krankheiten und Flöhe, aber eine Kochſchule, eine Nähſchule, ſo was. Mit der Wohltätigkeit iſt zwar auch nicht viel los, kein Menſch iſt uns dankbar dafür, aber es bleibt uns nicht viel anderes übrig.“

Jetzt lächelte die Prinzeſſin und ſchaute Marie in das zornige Geſicht. „Ja, das hörſt du nicht gern, aber die alte Tante Agnes hat doch recht. Mit dem Heiraten kriegt auch nicht jede eine Anweiſung auf das Glück. Sieh nur deine Schweſter Lore an. Nein, das Leben iſt eben kein Tanzſaal. Jetzt will ich noch einen Spaziergang machen.“ Sie ſtrich mit zwei Fingern über Maries heiße Wange, erhob ſich und ging. Marie ſchaute ihr nach, die kurze, runde Geſtalt im grauen Seidenkleide, den großen Sommerhut auf dem Kopf, wie ſie mit kleinen, feſten Schritten den Weg entlang ging, erſchien ihr als die Verkörperung der Einſamkeit und Freudloſigkeit. Wie glücklich war Marie eben geweſen. Über ihr ſelbſt und

Digitized by Google

über der Welt hatte ein geheimnisvoller und heiliger Schimmer gelegen, und nun war dieſe alte Frau gekommen und hatte alles wie mit Spinnweben verhängt, und das Leben ſah grau und traurig aus. Nein, lieber wollte Marie ſterben, als das Leben der Tante Agnes leben, als die einſame, kränkliche Prinzeſſin ſein, die für die Dorfkinder wollene Hauben ſtrickt. Sie wollte heute nacht in den Park gehen, um Felix zu treffen, ſo unmöglich ihr das auch erſchien, ſie wollte alles tun, was Tante Agnes mißbilligte. Sie wollte ſich an das Süße, Wilde, Verbotene des Lebens klammern.

Zum Diner kam Streith. Die Prinzeſſin Agnes begrüßte ihn wie einen alten Bekannten. „Freut mich, lieber Graf, Sie zu ſehen; Sie ſehen gut aus. Alter geworden, natürlich; wir alle werden alt, davor kann man ſich auch hier in der Einſamkeit nicht verſtecken.“

Der Graf lachte. „Gewiß, nur daß hier in der Einſamkeit nicht ſo viele da ſind, die es einem ſagen.“

„Das mag ſein,“ meinte die Prinzeſſin, „aber ſo alt ſind Sie doch eigentlich nicht, daß Sie nicht noch dem Lande nützen könnten, ſtatt hier Ihren Kohl zu bauen.“

„Ich denke,“ erwiderte der Graf, „das Land braucht auch Kohl.“

„Ach was, Kohl gibt es genug in der Welt,“ verſetzte die Prinzeſſin ärgerlich, „aber das iſt ſo eine Art Hochmut. Man hält ſich zu gut für die Welt und zieht ſich daher in die Einſamkeit zurück. Na, und in der Einſamkeit, da kommen unnütze Gedanken.“

Der Graf verneigte ſich. „Ich freue mich, daß Durchlaucht wieder einmal geruhen, mich auszuzanken.“

Die Prinzessin nickte: „Ja, ja, mit der alten Prinzessin Agnes läßt sich nicht spaßen.“

Während des Essens wurde von Birkenstein, von Karlstadt und anderen Höfen gesprochen. Marie hörte nicht zu; nur, als der Name Dühnen an ihr Ohr schlug, horchte sie auf. „Mit dem ältesten Sohn haben sie Sorgen,“ sagte der Graf, „er macht Schulden, jeut und scheint undisziplinierl. Dühnen war bei mir und sprach sich recht pessimistisch über den jungen Mann aus.“

Die Baronin Dünhof seufzte: „Sehr schade. Ein hübscher junger Mensch, aber es wird kein gutes Ende mit ihm nehmen.“

„Dühnen ist nicht gefühlvoll,“ berichtete der Graf weiter, „er meint, er habe drei Söhne, gelingt es mit dem einen nicht, so sind die beiden anderen als Reserve da.“

„Ganz richtig,“ sagte die Prinzessin, „wenn einer nichts taugt, dann fort mit ihm.“

Marie sah die Sprechenden bitterböse an. Was wußten die alten grausamen Leute von Felix? Die Tränen waren ihr nahe.

Nach dem Diner spielten die Prinzessin und die Fürstin mit Fürwit und Streith Whist, die Baronin Dünhof spielte mit dem Major Halma, während Fräulein von Dachsberg und Fräulein von Reckhausen zusammen saßen und miteinander flüsterten. Fräulein von Reckhausen erzählte von den Schwierigkeiten ihrer Stellung. Marie hatte sich zu den Halmaspielern gesetzt, als wollte sie ihnen zuschauen, sie schaute aber unverwandt auf die dunkeln Scheiben der Glastür und dachte nur das eine: In diese schwarze Nacht muß ich heute noch hinaus.

Als das Schloß still und dunkel war, schlichen zwei

Digitized by Google

Geſtalten durch die Hintertür in den Garten und eilten dem Parke zu, Marie und die Zofe Emilie. Der Himmel war bewölkt und die Nacht finſter. Scheu drängten die beiden Mädchen ſich aneinander, alles ängſtigte ſie, das Aufrauſchen der Bäume, das Knarren eines Zweiges, der Flügelſchlag eines Vogels in einem Wipfel. Verſchüchtert und atemlos ſtiegen ſie die Anhöhe zum kleinen Teich hinan und blieben am Steintiſch ſtehen. Es war ſo dunkel, daß ſie nichts zu ſehen vermochten.

„Felix!“ flüſterte Marie, da fühlte ſie ſich von zwei Armen umfangen und auf die Bank niedergezogen. Felix kicherte leiſe, ſie ſchmiegte ſich an ihn, zum erſten Male fühlte ſie die wunderbare Geborgenheit vor einer dunkeln, drohenden Welt und vor der Unruhe des eigenen Herzens, in zwei ſie feſt umſchließenden Armen und in dem Rauſche des eigenen fiebernden Blutes. „Fräulein,“ ſagte Felix zu Emilie, „dort am Teiche iſt ein Baumſtumpf, dort könnten Sie ein wenig ſitzen.“ Emilie verſchwand. Marie weinte, die Spannung ihres ganzen Weſens war zu groß geweſen.

„Warum weinen Sie?“ fragte Felix.

„Ach, ſage nicht Sie zu mir,“ ſagte Marie, „du biſt das Einzige, was ich habe. Ich habe mich ſo ſehr gefürchtet, alles iſt ſchrecklich und traurig, wenn du nicht da biſt, wenn du mich vergiſſeſt, wenn du mich nicht liebſt, dann werde ich eine alte Prinzeſſin, die wollene Hauben ſtrickt und Kochſchulen einrichtet. Du mußt mir ſchwören, daß du mich nie verläſſeſt.“

„Nun ja, natürlich,“ erwiderte Felix, und aus ſeiner Stimme klang etwas wie Ungeduld, „was iſt da viel zu ſprechen, wir ſind doch nicht hierher gekommen, um zu weinen und zu klagen.“

„Herr Graf," ertönte Emilies Stimme plötzlich, und die Zofe ſtand wieder am Steintiſch, „ich kann dort nicht bleiben, es hebt ſich etwas Schwarzes aus dem Waſſer und macht: ‚Bu! Bu!'"

„Unſinn," meinte Felix ärgerlich, „das iſt ja Einbildung. Sitzen Sie nur ganz ruhig noch ein wenig auf Ihrem Baumſtumpf, wir ſind ja ganz nahe."

„Ich werde es verſuchen, Herr Graf", erwiderte Emilie und verſchwand.

„Von dir ſprechen ſie auch alle ſo ſchlecht," begann Marie wieder mit klagender Stimme, „warum kannſt du nicht gut ſein? Um meinetwillen gut ſein."

„Gut?" fuhr Felix auf, „was heißt das? Sind das Vorwürfe? Bin ich dazu in der Nacht hierhergekommen, um auch hier Vorwürfe zu hören? Danke, von denen habe bei Tage genug."

„Ach nein, ich mache dir keine Vorwürfe," ſchluchzte Marie, „aber wenn du nicht gut biſt, was ſoll dann aus mir werden? Ich habe doch nur dich. Und da ſind deine — deine Verlegenheiten, ich würde dir ſo gern helfen, Geld habe ich nicht viel, aber ich habe Schmuckſachen."

„Schweig!" herrſchte Felix ſie an, „ich verbiete dir, von dieſen widerwärtigen Sachen zu ſprechen, das fehlte mir noch. Ich denke, ich komme hierher, um noch einmal ſo ein recht ſüßes Stündchen zu haben, und nun wird von ſo etwas geſprochen."

„Jetzt biſt du böſe," jammerte Marie, „aber was kann ich tun, du biſt ja mein einziges, und wenn du nicht gut biſt, was habe ich dann? Lieber will ich dann ſterben, als immer die kränkliche Prinzeſſin ſein."

„Auch das noch", murmelte Felix.

Sie ſchwiegen eine Weile, Marie ſtarrte in die Dunkelheit hinein, drüben bei den Weiden am Teich rief

Digitized by Google

ein Waſſervogel einen hellen Laut eigenſinnig und klagend in die Nacht hinaus. Marie ſchien alles ſehr traurig.

„Das kommt davon," begann Felix wieder, „ihr ſitzt in den Schlöſſern und wißt nicht, was Leben heißt. Wenn wir immer daran denken ſollen, was kommen wird, dann können wir überhaupt nicht leben. Nein, nichts denken, all die Widerwärtigkeiten vergeſſen, die ja doch immer um uns herumſtehen und auf uns warten, nur ſo können wir leben. Sieh, das iſt Leben." Er beugte ſich auf Marie nieder und drückte ſeinen Mund feſt auf ihre Lippen. Sie ſeufzte tief auf. „Ja, das iſt Leben", flüſterte ſie.

„Herr Graf," tönte Emiliens Stimme aus dem Dunkel, ſie ſtand wieder am Steintiſch, „Herr Graf, ich halte es nicht mehr aus, es kommt wieder ſchwarz aus dem Waſſer und macht ‚Bu! Bu!' Wenn Durchlaucht nicht nach Hauſe gehen, ſo gehe ich allein. Man kann hier ja vor Angſt ſterben."

„Nein, Emilie, ich komme", rief Marie erſchrocken.

„Ach, dieſe Weiber", ſeufzte Felix.

Marie drückte noch einmal ihr tränenfeuchtes Geſicht an Felix' Wange. „Vergiß mich nicht!" flüſterte ſie, dann trennten ſie ſich.

Felix blieb auf der Bank ſitzen und hörte, wie die eiligen Schritte der Mädchen ſich entfernten. Er ſtreckte ſich und gähnte. Nein, das war keine Liebesſtunde nach ſeinem Sinn geweſen. Wie hübſch hatte er es ſich gedacht, von einer Prinzeſſin geliebt zu werden, aber dieſe Tränen und Klagen, dieſe Vorwürfe und Traurigkeit, die waren nichts für ihn. Es wurde ihm ordentlich bedrückend und bange hier in dem dunkeln Park, im ſchwülen Duft des Flieders, dazu noch dieſer verfluchte Vogel mit ſeinem einen, jammervollen Klage-

Digitized by Google

laut, das war ja zum Heulen. Felix sprang auf und eilte aus dem Park hinaus.

Hier draußen wehte eine freiere Luft. Felix atmete auf und begann leise einen Marsch vor sich hinzupfeifen, während er langsam die Dorfstraße hinaufschlenderte, an den stillen, schlafenden Katen vorüber. Er bog in eine kleine Seitengasse ein, in der ein Haus mitten in einem Garten lag. Aus einem der Fenster schimmerte noch ein Licht. Felix blieb vor dem Gartenzaun stehen, der ganz mit Bohnenranken überwuchert war, und fuhr fort, leise seinen Marsch vor sich hinzupfeifen. Von der hinteren Seite des Hauses her wurden Schritte vernehmbar; es war, als sprängen nackte Füße leicht über den Kies und dann über die Gemüsebeete hin, ein Mädchen, in ein dunkles Tuch gehüllt, trat an den Gartenzaun und stützte seine Arme in die Bohnenranken.

„Nun?" sagte Felix und legte seine Hand auf einen Arm, der feucht vom Nachttau war.

„Gleich löscht er das Licht aus und geht zu Bett," flüsterte das Mädchen, „dann komme ich, warte."

Damit wandte es sich um und sprang wieder in die Dunkelheit hinein. Felix wartete, er steckte die Hände, um sie zu kühlen, in die Bohnenranken hinein. Von den Gemüsebeeten stieg ein kühler, würziger Duft auf, in den Salatblättern raschelten Kröten, irgendwo in einem Hause weinte ein Kind, und draußen im jungen Korn schnarrten die Wachteln. So war es gut, in der Frühlingsnacht zu stehen und auf ein Mädchen zu warten, da war Leben, da konnte man wohl die Prinzessinschmerzen vergessen, dachte Felix.

Es regnete den ganzen Tag über. Streith beschäftigte sich am Morgen mit seinen Wirtschafts- und

Digitized by Google

Rechnungsbüchern, später hatte er eine Unterredung mit dem Inſpektor, dann mit dem Baumeiſter und der Großmagd. Er vertiefte ſich mit Eifer in die Geſpräche über Düngung, Kühe und Kälber. Das dauerte bis zum Frühſtück.

Nach dem Frühſtück ſetzte Streith ſich zu ſeinen Büchern, da lagen auf ſeinem Tiſch ein dicker Band über Forſtkultur und eine Broſchüre über die Regeneration der konſervativen Partei. Er griff zuerſt nach dem dicken Bande, las darin, legte ihn wieder beiſeite, nahm die Broſchüre, ſchaute hinein und warf auch ſie fort. Es ſchien ihm heute, als ſtünde auf dieſen Blättern nichts, was ihn anging. Er bog den Kopf auf die Stuhllehne zurück; ganz unvermittelt kam ihm eine ſehr ferne Knabenerinnerung. Er war Gymnaſiaſt in dem kleinen Städtchen und liebte Emma, die blonde Tochter des Oberlehrers Müller. Er dachte den ganzen Tag an Emma, er ging an ihrem Hauſe vorüber, um ſie am Fenſter zu ſehen, ging die Straße entlang, um ihr zu begegnen. In dieſer Zeit war es auch, daß er ſeine Schulbücher bitter haßte. In Cäſars Kommentaren, in Xenophons Anabaſis ſtand nichts von Emma; ſie waren nur dazu da, um Emma weiter von ihm fortzurücken und zu verhindern, daß er an ſie dachte. Seltſam, wenn wir ſo und ſo viel Jahre gelebt haben, ſo ſind wir alt, das iſt die Ordnung. Allein unſer Weſen macht dieſe Rechnung nicht mit. Was das Leben auch an Erfahrung und Weisheit hinzutut, in uns bleibt doch alles, was wir einſt geweſen. In uns verſteckt ſich immer noch der Knabe mit ſeinen Torheiten, und taucht er in ſpäteren Jahren wieder auf, dann gibt es die großen Überraſchungen des Lebens. Es war doch widerſinnig, daß er, Streith, der Abgeklärte, der Lebenskünſtler, heute keine Ruhe

fand, nur weil es regnete und er nicht die Möglichkeit haben würde, ein achtzehnjähriges Mädchen zu sehen, das ihn nichts anging und das nicht zu ihm gehörte. In letzter Zeit hatte er sich daran gewöhnt, täglich auf seinem Spaziergang Britta zu treffen, sie zu sehen, sie sprechen zu hören, sich als ihren Kameraden zu fühlen, sie wirkte auf ihn wie ein Jugendelixier, und heute, da er sie nicht sehen durfte, hungerte er nach ihr wie der Morphiumsüchtige nach der Morphiumspritze. Es war absurd. Sein Ordnungsgefühl litt unter der Verwirrung, die all das in sein Leben brachte, er schämte sich, denn der überlegene, ironische Kritiker war auch noch in ihm wach, er schämte sich vor sich selbst, vor seinen Räumen, seinen Möbeln und Bildern, die ihn feierlich umstanden, als seien sie sich der Pflicht wohl bewußt, die Umgebung eines weisen, auserlesenen Mannes zu bilden. Er schämte sich vor manchem anderen noch, und es machte ihn oft todmüde, die Gedanken immer wieder von Bahnen abzulenken, auf denen Schmerzhaftes sie erwartete. Aber an alledem war nichts zu ändern, er wußte, dieses Erlebnis mußte durchlebt werden. Es gibt eben Zeiten, in denen unser Leben neben uns herzulaufen scheint wie etwas Fremdes, etwas Selbständiges, über das wir keine Macht haben. Nervös erhob Streith sich von seinem Sessel, schritt einige Male im Zimmer auf und ab, stellte sich an das Fenster und trommelte mit den Fingern auf die Fensterscheibe. Der Regen hatte aufgehört; ein wenig Sonne stach durch die Wolken, große Tropfen fielen vom Dachfirst, und aus der Traufe ergoß sich ein Wasserfall.

Ein jähes Freudengefühl durchzuckte ihn plötzlich so stark, daß er errötete. Dem Fenster gegenüber auf

Digitized by Google

dem Wege erſchien Britta, ſie trug einen grauen Wettermantel, die Kapuze hatte ſie über den Kopf gezogen, ſie nickte und lachte über das ganze Geſicht. Streith öffnete das Fenſter. „Warum ſtehen Sie da im Regen?“ rief er, „kommen Sie herein.“

Britta ſchüttelte den Kopf: „Nein, es regnet nicht mehr, kommen Sie heraus.“

„Gut, ich komme.“

Streith nahm ſich nicht die Zeit, Oskar zu rufen; haſtig holte er ſeinen Mantel, ſeinen Hut und Stock und eilte hinaus.

„So, jetzt wird es ſchön“, meinte Britta.

Streith atmete tief die feuchte Luft ein, alle Grämlichkeit war fort.

Britta ſah ihn verſtändnisvoll an und fragte: „Gut, nicht wahr?“

„Ja, hm, angenehm,“ erwiderte Streith, „gehen wir.“

Sie gingen einen ſchmalen Waldpfad entlang. Die Tannen hingen voller Tropfen, in denen die durchbrechende Sonne kleine, ſtrahlende Lichter entzündete, und überall auf dem Mooſe, auf dem Kraut der Heidelbeeren und auf den Farnen lag weißer Glanz. Und mitten darin dieſes Mädchen im grauen Wettermantel, die Kapuze auf dem Kopf, feucht vom Regen; es erſchien Streith ſo nahe dem Walde verwandt, wie aus ihm hervorgegangen und zu ihm gehörig. „Sie konnten es zu Hauſe nicht aushalten,“ begann er die Unterhaltung, „Sie mußten natürlich in den Wald hinaus.“

„Nein, ich hielt es in unſerer Stube nicht aus,“ erwiderte Britta, „eine Stube kann ſchrecklich ſein, vielleicht, weil ſie ſo viel von uns weiß.“

„Sehr möglich,“ beſtätigte Streith ernſt, „der Wald iſt diskreter.“

„Ach, im Walde," meinte Britta, „da weiß einer vom anderen nichts, und dann ist es doch immer am gemütlichsten, wenn einer vom anderen nichts weiß."

„So, hm, das ist neu," versetzte Streith, „aber was haben Sie den Tag über getan?"

„Am Morgen habe ich Klavier geübt," berichtete Britta, „so stark und so falsch, daß Mama, die heute natürlich nervös ist, wimmerte. Aber ich war boshaft und spielte nur noch stärker und falscher. Später hielt Mama mir meine Fehler vor."

„Haben Sie viele Fehler?" fragte Streith.

Britta zuckte die Achseln: „Ja, ich habe viele Fehler. Ich denke zuweilen, wenn die anderen wüßten, wie es in mir ausschaut, dann würden sie Augen machen. Aber die Fehler, die Mama mir vorwirft, habe ich gewöhnlich nicht. Nun, das schadet nichts, sie ist die Mutter und glaubt, sie muß erziehen."

Streith lachte: „Die armen Mütter, es wird von ihnen erwartet, daß sie erziehen, und so müssen sie denn tun, als verstünden sie diese kleinen Rätsel, die ihre Kinder sind."

Britta schaute Streith aufmerksam an, sie verstand ihn nicht ganz, plötzlich hob sie ihren Arm, griff nach einem der Zweige, unter denen sie hingingen, und schüttelte ihn. Ein Tropfenregen prasselte auf beide nieder, Britta lachte und blinzelte mit den Wimpern, an denen Tropfen hingen. „Das tut gut," sagte sie, „das hilft gegen die stärkste Traurigkeit."

„Allerdings erfrischend", meinte Streith und wischte sich die Tropfen aus dem Bart.

Der Weg führte jetzt aus den Tannen heraus an einer kleinen Wiese hin, die blaßlila von Schwalbenaugen war.

„Hübsch", bemerkte Streith.

Digitized by Google

Allein Britta zog die Naſe kraus, ſie mochte dieſe Blumen nicht. „Die ſehen aus wie das Sonntagskleid der alten Trine. Aber die dort mag ich," und ſie wies auf den höher gelegenen Teil der Wieſe, der gelb von Trollblumen war, „die wollen wir pflücken." Sie bog vom Wege in die Wieſe ab, ungeachtet des hohen, naſſen Graſes.

Streith folgte ihr, vorſichtig die Beine hochhebend.

Britta machte ſich eifrig an das Pflücken. „So pflücken Sie doch, Herr Graf," rief ſie, „wir wollen einen Kranz flechten."

Streith gehorchte, die Beſchäftigung war ihm ungewohnt, das viele Sichniederbeugen, das Pflücken der harten, feuchten Stengel ſchienen ihm beſchwerlich. Wie ſie mich beherrſcht, dachte er.

Britta hatte bald die Arme voller Blumen und erklärte, es ſei genug; ſie verließen die Wieſe, Britta ſetzte ſich auf einen Baumſtumpf und begann ihren Kranz zu flechten.

Streith ſaß ihr gegenüber auf einem anderen Baumſtumpf und rauchte eine Zigarette. Es war hier ſehr ruhevoll unter dem leiſen Klingen der von den Zweigen niederfallenden Tropfen.

„Sie waren wohl ein ſchönes, kleines Kind", begann Streith.

„Ja," erwiderte Britta, „ich war ein ſchönes Kind. Wir wohnten damals in der Stadt, und ich ging jeden Tag mit meinem Kinderfräulein in den Anlagen ſpazieren. Dort blieben die Leute ſtehen und ſagten: ‚Oh, das ſchöne Kind!' Ich muß damals ſehr artig geweſen ſein, denn dieſes Spazierengehen in den Anlagen war doch gewiß kein Vergnügen. Wären wir in der Stadt geblieben, würde ich vielleicht eine Weltdame geworden ſein wie Mama."

„Wozu?“ bemerkte Streith.

Britta ſchaute erſtaunt auf: „Sie lieben doch Weltdamen? Alle die vielen Damen, die Sie geliebt haben, waren doch Weltdamen.“

Streith lächelte. „Es iſt nun nicht ſo gewiß,“ ſagte er, „daß ich ſo viele Damen geliebt habe, und dann, wenn einer eine Weltdame liebt, ſo liebt er nicht die Weltdame in ihr, ſondern das, was ſie noch neben der Weltdame iſt.“

„Ach ja,“ meinte Britta überlegen, „das gute Herz, natürlich.“

Streith antwortete darauf nicht, er ſchaute eine Weile ſchweigend zu, wie ſie in dem blaſſen Gold der Blumen wühlte und ihren Kranz band.

Jetzt war ſie fertig, ſie ſtreifte die Kapuze vom Kopfe, nahm den Hut ab und ſetzte den Kranz auf. Die feuchten Blumen ſtreuten Tropfen in das Haar und auf die Stirn, Britta ſah Streith an und lächelte befangen.

„Schön“, ſagte Streith. Und wirklich, die Bewunderung für dieſes goldbekränzte Mädchen vor ihm ging ihm heiß ins Blut, wie ſüdlicher Wein, er hätte niederknien mögen vor dieſen Farben, dieſem Lächeln, dieſer Jugend, er hätte ſie an ſich nehmen wollen, damit keiner ſie ihm raube. Allein er tat nichts von alledem. Donald von Streith konnte all das nicht tun, es hätte ſich für ihn nicht geſchickt. Daher ſagte er nur: „Meluſine.“

„Wer war Meluſine?“ fragte Britta.

„Das erzähle ich Ihnen ein andermal“, erwiderte Streith.

Britta ſaß ruhig da, ſie wurde ernſt und feierlich, wie es Mädchen werden, die ſich ſchön fühlen.

Die Sonne verſteckte ſich hinter Wolken, über dem

Digitized by Google

Rasen und in den Zweigen begann es zu flüstern, ein Regenschauer ging über das Land.

„Wir müssen nach Hause", rief Britta, sprang auf und zog die Kapuze über den Kranz. Auf dem Heimwege sprachen sie wenig, dieser Augenblick der Schönheit und der Bewunderung hatte sie ergriffen und einsilbig gemacht. Nur am Kreuzwege, als sie sich trennten, sagte Britta: „Eines wünsche ich mir noch."

„Was ist es denn?" fragte Streith.

„Einmal auf dem großen, falben Pferde sitzen zu dürfen."

Streith lachte: „Wenn es nur das ist, das machen wir."

Die Prinzessin Agnes war abgereist, und die Einwohner des Schlosses fühlten sich seitdem freier und jünger. Die Fürstin ritt am Nachmittage aus. Sie trabte durch den Park in den Wald, der Tag war sonnig, die Luft leicht bewegt, die großen Föhren rauschten leise und gleichmäßig, als erzählte eine tiefe Stimme eine lange, ruhige Geschichte. Die Fürstin freute sich, daß trotz der Schwägerin Agnes doch der Frühling allenthalben blühte, doch das Leben voller Versprechungen und nicht nur würdige Entsagung war.

Dort am Ende der Schneise lag die kleine Waldlichtung, und dort würde Streith auf seinem Falben sie erwarten. Sie trieb ihr Pferd an und bog scharf um die Ecke. Da lag die Waldlichtung vor ihr, gelb von Sonnenschein; mitten auf ihr stand der Falbe, und auf ihm saß ein Mädchen mit dunklem Haar, rundem, rosigem Gesicht und großen, schwarzen Augen. Vor ihm stand Streith, die eine Hand am Zügel, die andere auf dem Sattel. Er sah zu den

Digitized by Google

ſchwarzen Augen auf und lachte ein ſo jugendlich heiteres Lachen, wie es die Fürſtin an ihm noch nie geſehen hatte. Sie wandte den Kopf ab und jagte vorüber. Sie mäßigte auch den Schritt ihres Pferdes nicht, als die Lichtung ſchon weit hinter ihr lag. Es war ihr, als müßte ſie dem Bilde entfliehen, das ſie doch mit grauſamer Deutlichkeit vor ſich ſah, das große, blanke Pferd, auf ihm das dunkle Mädchen, und davor der lachende Streith, und all das grell übergoſſen vom gelben Sonnenſchein.

Als ſie am Schloſſe anlangte, war das Pferd in Schaum. Die Fürſtin ging ſchnell auf ihr Zimmer und ſchellte nach ihrer Zofe, ſie wollte ſich umkleiden. Heute war Donnerstag und der Geſellſchaftstee für die Nachbarn, ſo mußte größere Toilette gemacht werden. Vor allem aber wollte ſie nicht allein ſein, ſie kleidete ſich langſam und ſorgſam an und ſprach dabei mit der Zofe. Es handelte ſich um eine Schneiderin, die aus dem Städtchen in das Schloß kommen ſollte, und die Fürſtin wünſchte einiges über das Vorleben dieſer Schneiderin zu erfahren.

Endlich jedoch war die Toilette beendet, die Zofe hatte nichts mehr zu tun und mußte entlaſſen werden. Die Fürſtin ging an das Fenſter und ſchaute in den Garten hinaus. Während ſie dort ſtand, ſtieg der Zorn in ihr auf, ganz heiß; es tat ihr wohl, ſeine Flamme in ſich zu ſpüren. Der elende Menſch, wie ſie ihn verachtete, wie ihr vor ihm ekelte! Nie mehr ſollte er dieſes Haus betreten, ſie wollte ſich an ihm rächen, ihn demütigen, das Geſpött der ganzen Gegend ſollte er ſein. Und ſie ſann auf Lebenslagen, in denen ſie Streith vernichten könnte. Allein der Zorn mit ſeiner aufrechterhaltenden Kraft hielt nicht ſtand. Die Fürſtin fühlte ſich wieder ſchwach und mutlos.

Digitized by Google

Sie ſetzte ſich auf einen Seſſel, ſchlug die Hände ineinander, und die ſchönen, ſtrengen Züge nahmen einen hilfloſen Ausdruck an, wie ihn Kindergeſichter haben, wenn ſie weinen wollen. So war denn alles vorüber. Streith war die Poeſie in ihrem Leben geweſen. Schon in der traurigen Birkenſteiner Zeit, als ſie für alle die arme, engelsgute Fürſtin geweſen war, die man bemitleidete, ſchon damals hatte es ſie getröſtet, zuweilen an den jungen Kammerherrn zu denken, an ſeine etwas umſtändliche Ritterlichkeit, an die bewundernden Blicke, die er auf ihr ruhen ließ. Da war einer, dem ſie mehr war als die arme, engelsgute Fürſtin. Und ſpäter, als ſie Witwe wurde und er in ihre Nähe zog, da wußte ſie, er wartet. Sie brauchte nur ein Wort zu ſagen, und ein ſtilles, ſeltſames Glück wurde ihr geſchenkt. Oft hatte ſie in ſtillen Stunden davon geträumt, ſie brauchte noch nicht zu entſagen. Solange Streith da war, konnte ſie an das Leben denken, wie ein Schulkind an die Woche denkt, in der es einen Feiertag gibt. Und nun, ſie war genarrt und betrogen worden wie ein Dorfmädchen, ſie war nichts als eine lächerliche, alte Frau, die ſich eingebildet hatte, noch geliebt zu werden. Andere Frauen konnten weinen und klagen, ſie konnten ſich rächen oder ſterben, ſie mußte ſchweigen. Der Gedanke, irgend jemand könnte ahnen, was ihr angetan worden war, erſchien ihr unerträglich. Sie war wieder die unnahbare, engelsgute Fürſtin. Das Leben ging an ihr vorüber, und ihr blieb nur ihre Würde.

Sie hörte draußen Wagen rollen, das waren ihre Gäſte. Sie erhob ſich, trat vor den Spiegel, fuhr ſich mit der Puderquaſte leicht über die Augenlider, richtete ſich gerade auf und ging hinaus.

Im Grünen Salon waren die Gäste schon versammelt, die Fürstin begrüßte sie mit ihrem huldvollen Lächeln, der Landrat sagte etwas, über das die Fürstin lachte, die Fürstin sagte etwas, und alle lachten.

Der Tee wurde serviert, die Fürstin saß neben der Gräfin Dühnen, die von Franzensbad sprach, der Landrat erzählte von Seiner Majestät. Der Kaiser war hier durchgefahren, und der Landrat hatte ihn auf der Station begrüßt. Seine Majestät sah prächtig aus, dieser Blick, der wahre Herrscherblick!

„Wo ist denn Graf Streith?" fragte die Gräfin Dühnen, „man sieht ihn jetzt selten."

„Er vergräbt sich wohl in seine Landwirtschaft", erwiderte die Fürstin ruhig.

„Es scheint," fuhr die Gräfin Dühnen fort, „daß er in letzter Zeit unsere Mietbewohner vom alten Forsthause protegiert, diese Frau von Syrman und Tochter. Er ist dort gesehen worden."

Die Fürstin legte die Tasse, die sie in der Hand hielt, auf den Tisch zurück; sie fürchtete, die Hand könnte zittern. Dann lächelte sie ein nachsichtiges Lächeln und meinte: „Ja, ältere Herren müssen immer etwas zu protegieren haben."

Am nächsten Morgen fand Streith auf seinem Frühstückstische einen Brief von Frau von Syrman. Sie bat den werten Grafen, auf seinem Spaziergang bei ihr vorzusprechen, nur auf ein Wort, Britta wäre in die Stadt gefahren, um ihre Musik- und Tanzstunde zu nehmen. Natürlich, dachte Streith, während er den Brief langsam wieder in den Umschlag zurücksteckte, das mußte kommen.

Also der heutige Vormittag war den unangenehmen Angelegenheiten gewidmet, denn er hatte auch vor, in

die Kanzlei des Schloſſes zu gehen, um Papiere zurückzugeben und dem Major mitzuteilen, daß er zu verreiſen beabſichtige. Das war jetzt nötig geworden. Gut, er war auch in der rechten Stimmung, eine grimmige Entſchloſſenheit erfüllte ihn. Dazu kam etwas wie höhniſche Grauſamkeit gegen ſich ſelbſt. Während er ſich anſchickte, das zu zerſtören, was er ſolange für den wertvollſten und heiligſten Inhalt ſeines Lebens gehalten hatte, ſah er mit Ironie auf ſich ſelbſt, auf den Weiſen und Lebenskünſtler herab. Jetzt ſtand er ganz auf der Seite ſeiner Torheit und war entſchloſſen, mit ihr bis an das Ende zu gehen. So machte er ſich denn auf den Weg. Im Gehen dachte er nicht an ſich und ſeine Angelegenheiten, kritiſch betrachtete er die Roggenfelder, an denen er vorüberkam, prüfte mit dem Spazierſtock die Gräben, ob ſie gut ausgegraben ſeien. Am Gitter des Schloßgartens warf er keinen Blick in den Garten; ſeinen Weg in die Kanzlei nahm er durch den Hof.

Der Major ſaß am Schreibtiſch über ſeinen Kontobüchern.

„Guten Morgen, Major", ſagte Streith, als er eintrat, und gab ſeiner Stimme einen heiteren Klang.

Der Major blickte auf, ſtreckte dem Grafen die Hand hin und ſagte auch ſeinerſeits: „Guten Morgen."

Am Ausdruck des Geſichtes aber, an der Art, wie er ihm die Hand entgegenſtreckte, erkannte Streith, daß der Major befangen war. Er wußte alſo etwas. Der Stallmeiſter, der die Fürſtin auf den Spazierritten zu begleiten pflegte, hatte wohl dem ganzen Schloſſe ſchon ſein geſtriges Erlebnis erzählt. „Ich bringe Ihnen hier Papiere zurück," verſetzte Streith, „bitte, ſie durchzuſehen, mehr habe ich nicht. Ich beabſichtige nämlich, eine Reiſe zu machen."

„Oh, wirklich," murmelte der Major, „längere Reise?"

„Eine Sommerreise," erwiderte Streith und setzte sich auf den Stuhl, auf dem er hier zu sitzen pflegte „Luftveränderung ist für die Gesundheit nötig, das stete Sitzen auf einem Fleck bringt uns herunter. Von Zeit zu Zeit müssen wir uns vergewissern, ob wir nicht an unserer Scholle angewachsen sind. Sie sollten sich auch einmal herausrühren, Major."

„Ich fühle mich ganz wohl," antwortete der Major, ohne von seinen Papieren aufzusehen, „ich verlasse meine Arbeit nicht gern."

„Eine Erneuerung hat der Mensch von Zeit zu Zeit nötig", meinte Streith. „Selbst die Schlange schlüpft ab und zu aus ihrer alten Haut heraus, und kann sie das nicht mehr, dann ist sie krank."

„Ich danke," erwiderte der Major gereizt, „ich bin mit meiner Haut ganz zufrieden. Sie hat mir lange genug gute Dienste geleistet."

Streith lachte: „Oh, ich sage nichts gegen sie, aber nicht jeder ist immer so zufrieden in seiner Haut."

Der Major antwortete nicht.

Streith zündete sich eine Zigarette an und streckte die Beine von sich. Dieser ihm solange vertraute Raum mit seinem Tinten- und Papiergeruch, den Schälchen voller Getreideproben und den großen Brummfliegen, die durch das offene Fenster aus und ein flogen, er teilte ihm diese Trägheit mit, die von altgewohnten Dingen auszugehen pflegt. So wie der Major still und zufrieden auf einem Fleck zu sitzen, mußte ruhevoll und gemütlich sein.

Ein leiser Ton wurde vor der Tür vernehmbar, die Tür öffnete sich, und die Fürstin stand auf der Schwelle. Die beiden Herren erhoben sich von ihren

Digitized by Google

Sitzen und verbeugten ſich. Die Fürſtin ſtand regungslos da in ihrem weißen Morgenkleide, die Arme ſchlaff niederhängend, und die Augen ſchauten in das Zimmer hinein, als blickten ſie in eine gleichgültige Ferne hinaus. Dann wandte ſie ſich um und ſchloß leiſe hinter ſich die Tür.

Der Major warf Streith einen ſcheuen Blick zu.

Streith war blaß geworden, langſam ſetzte er ſich wieder auf ſeinen Stuhl und fuhr fort, zu rauchen. In ſeinen Ohren klang der leiſe, trockene Ton der ſich ſchließenden Tür nach, der hatte Eindruck auf ihn gemacht. Dieſer Ton ſchien etwas zu ſagen, das ihm noch nie in ſeinem Leben geſagt worden war.

Endlich erhob er ſich, um Abſchied zu nehmen. „Leben Sie wohl, Major", ſagte er. Der Major drückte feſt Streiths Hand, und die hervortretenden, blauen Augen wurden feucht. Im Hinausgehen wandte Streith ſich noch einmal um und bemerkte: „Wenn wir uns entſchließen, aus unſerer alten Haut hinauszuſchlüpfen, ſo ſollten wir nie mehr in ſie zurückkehren, auch nicht für einen Augenblick."

Zufrieden mit dieſem Abgang, verließ er das Zimmer.

Es war Mittagszeit und der Hof menſchenleer. Auch das Schloß und der Garten lagen ſchweigend und wie verlaſſen im grellen Sonnenſchein da. Wie geſtorben, ging es Streith durch den Sinn, für mich geſtorben. Und wirklich, das Schloß ſchien ihm jetzt jenen Häuſern zu gleichen, die wir einſt gekannt haben und die wir im Traume oder in unſerer Erinnerung wiederſehen, auch über ihnen liegt dieſe ſchwermütige Stille; es iſt, als trauerten ſie darüber, daß ſie in der Vergangenheit wohnen müſſen. Recht der Augen-

blick, um gefühlvoll zu werden, dachte Streith, allein er ſtellte mit Befriedigung feſt, daß er nicht gefühlvoll war. Er trat feſt auf, er bog den Kopf zurück, um einer Lerche zuzuſchauen, die trillernd über ihm im Blauen hing. Er ſpitzte die Lippen und verſuchte den Triller nachzupfeifen.

Im Forſthauſe empfing Frau von Syrman ihn vor der Haustür. Sie trug ein hellgelbes Morgenkleid und ein weißes Häubchen auf dem Kopfe. „Wie liebenswürdig, Graf, ſo pünktlich zu ſein," rief ſie ihm entgegen, „ich hoffe, ich habe Sie nicht inkommodiert."

„Ich ſtehe ganz zu Ihrer Verfügung, gnädige Frau", antwortete Streith förmlich.

„Nun, dann, denke ich, ſetzen wir uns hier draußen hinaus," ſchlug Frau von Syrman vor, „es weht hier ein angenehmes Lüftchen." Sie ſetzten ſich einander gegenüber auf die Bänke vor die Haustür; Streith ſtützte beide Hände auf die Krücke ſeines Spazierſtockes und wartete. Sein Geſicht nahm dabei einen ſtrengen und ſtarren Ausdruck an. Frau von Syrman ſann einen Augenblick vor ſich hin, und als ſie zu ſprechen begann, zitterte ihre Stimme: „Was ich zu ſagen habe, werter Graf, iſt nicht leicht zu ſagen, aber Sie ſind ein ſo feiner Welt- und Menſchenkenner, daß Sie mich verſtehen werden. Es handelt ſich um Britta, und, nicht wahr, das entſchuldigt alles. Ich bin Ihnen ſehr dankbar dafür, daß Sie ſich des Kindes annehmen, Ihr Umgang wirkt veredelnd und erzieheriſch, ja, geradezu erzieheriſch, und das Kind iſt dabei ſo glücklich. Aber Sie und ich, wir kennen die Welt, wir wiſſen, daß die Menſchen nichts Schönes und Edles ſehen können, ohne es zu entſtellen und zu verleumden. Geſtern in der Stadt

Digitized by Google

wurden mir Gerüchte zugetragen, aus denen ich ersehe, daß die Leute nichts Besseres zu tun haben, als die Köpfe zusammenzustecken und über uns zu reden. Natürlich darf dadurch der uns so werte Umgang mit Ihnen nicht gestört werden, anderseits, da es sich um mein Kind handelt, darf ich die Sache nicht ganz unbeachtet lassen. Da sagte ich mir, du nimmst dir ein Herz und sprichst mit dem Grafen, er wird Rat wissen."

Sie neigte den Kopf auf die eine Schulter und sah Streith besorgt an. Dieser hatte aufmerksam zugehört, nun richtete er sich auf und sagte langsam, als läse er ein wichtiges Dokument vor: „Ich erlaube mir hiermit, gnädige Frau, Sie um die Hand Ihrer Tochter, Fräulein Britta, zu bitten."

Frau von Syrman errötete. Die Überraschung ließ sie nicht gleich Worte finden, sie streckte dem Grafen beide Hände hin: „Ach, Graf," rief sie, „Sie sind edel und hochherzig, wem könnte ich mein Kind mit größerem Vertrauen in die Arme legen als Ihnen, unter wessen Schutz könnte ich mein Kind sicherer wissen, als unter Ihrem Schutze? Meinen Segen haben Sie, und Britta, sie denkt ja nur an Sie, sie spricht ja nur von Ihnen, Sie sind ihr Ideal. Natürlich an so etwas hat sie nicht gedacht, sie ist ja noch ein Kind, ein unbeschriebenes Blatt. Aber wenn etwas auf diesem Blatte steht, so ist es Ihr Name, lieber Graf."

Streith verneigte sich: „Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für Ihr Vertrauen, das mich ehrt. Fräulein Brittas Zustimmung, auf die Sie mir so gütig Aussicht machen, vorausgesetzt, hätte ich noch eine Bitte vorzutragen. Mein Wunsch ist, daß die Sache geheimbleibe. Wir könnten in das Ausland reisen, wo die

Angelegenheit dann ihren regelrechten Abschluß finden würde."

„Wie Sie es einrichten, lieber Graf," meinte Frau von Syrman, „so wird es am besten sein."

„Was das Gerede der Leute anbetrifft", fuhr Streith in seinem trockenen, sachlichen Tone fort. Frau von Syrman aber unterbrach ihn lebhaft: „Die Leute sollen reden, was sie wollen, ich kenne das. Früher war ich verwundbar und litt darunter, aber mit der Zeit habe ich gelernt, das boshafte Gerede der Leute zu verachten. Beunruhigen Sie sich darüber nicht, aber nicht wahr, Sie kommen dann heute abend zu uns, um sich von dem Kinde selbst das Jawort zu holen?"

Streith verneigte sich wieder. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau," sagte er, „für all Ihre Güte, jetzt darf ich Sie nicht länger aufhalten." Er erhob sich, küßte Frau von Syrmans Hand und ging.

Frau von Syrman blieb in der Tür stehen, sie hielt ihr Taschentuch in der Hand, sie wollte damit winken, wenn Streith noch einmal zurückschauen würde, er schaute jedoch nicht zurück.

Abends nach Sonnenuntergang ging Streith wieder in das Forsthaus hinüber. Er hatte daran gedacht, einen Blumenstrauß mitzubringen, gab jedoch die Absicht auf; der Gedanke, sich als regelrechter Freiwerber, einen Strauß in der Hand, bei Syrmans einzustellen, widerstand ihm.

Im Forsthause war das Wohnzimmer hell erleuchtet. Als Streith eintrat, kam Frau von Syrman ihm entgegen, sehr hübsch in einem roten Seidenkleid, in der Hand hielt sie einen großen, roten Federfächer. „Willkommen, Graf, willkommen", rief sie. Hinter ihr stand Britta in einem weißen Kleide mit weinroten

Digitized by Google

Schleifen. Frau von Syrman faßte ihre Tochter an die Schultern und ſchob ſie Streith zu. „Nehmen Sie ſie, Graf, nehmen Sie ſie", ſagte ſie.

Streith küßte Brittas Hand, Frau von Syrman aber legte die eine ihrer Hände auf den Kopf ihrer Tochter, die andere auf Streiths Schulter und ſprach gerührt: „Gott ſegne euch, meine Kinder. Jetzt aber muß ich nach meinem Braten ſehen, ihr werdet euch wohl manches zu ſagen haben." Damit raffte ſie ihre Schleppe auf und lief mit kleinen Schritten in die Küche hinaus.

„Sollen wir uns nicht ſetzen?" ſchlug Streith vor und legte ſeinen Arm um Brittas Taille, die ſich gerade aufrichtete. Sie ſetzten ſich auf das Sofa. Vor ihnen, mitten im Zimmer, ſtand der feierlich gedeckte Tiſch, den ein Strauß Trollblumen ſchmückte. Streith war verlegen, was ihn wunderte. Es klang, ſeiner Anſicht nach, zu feierlich, als er zu ſprechen begann: „Ich habe es noch nicht aus Ihrem Munde gehört, daß Sie, hm —, daß Sie die Meine werden wollen."

„Ja, wenn Sie das wollen," erwiderte Britta ernſt, „ich bin ſo gern bei Ihnen. Bei Ihnen iſt es behaglich und ſonntäglich."

„Behaglich und ſonntäglich," wiederholte Streith lebhaft, „ſo muß es auch bleiben. Sollen wir nicht du zueinander ſagen?"

Aber Britta ſchüttelte den Kopf, ſie glaubte nicht, daß das heute ſchon gehen würde, es war ſo ungewohnt.

„Gut, das kommt noch", beruhigte ſie Streith.

„Ich habe nie daran gedacht," ſagte Britta nachdenklich, „daß Sie mich heiraten wollen. Die Leute ſagten, Sie würden die Fürſtin heiraten."

„Ach was, die Leute", murmelte Streith ärgerlich.

Digitized by Google

„Ich habe auch nie daran gedacht," fuhr Britta fort, „daß ich eine Gräfin werden könnte, Mama hat mir den ganzen Nachmittag die Gräfin vorgehalten, so daß ich gar nicht mehr an sie denken mag."

„Nun, wir brauchen auch nicht an sie zu denken", meinte Streith heiter.

Britta seufzte: „Gemütlicher war es vorher."

„Vorher?" fragte Streith.

„Ja, vor der Verlobung."

Streith lachte: „Wir wollen es schon so einrichten, daß die Verlobung uns nicht stört."

Frau von Syrman kehrte in das Zimmer zurück, gefolgt von Trine, die eine Schüssel trug. Trine hatte ihr mattlila Sonntagskleid angezogen und versuchte es, ihr Gesicht, das dem Gesicht eines bösen, alten Mannes glich, freundlich zu verziehen.

„Ich bitte zum Souper," lud Frau von Syrman ein, „das Brautpaar sitzt zusammen mir gegenüber." Trine setzte die Schüssel auf den Tisch, es waren Eierschnitte in Remuladensoße mit frischem Salat. „Eine kleine Vorspeise," sagte Frau von Syrman, „bitte, sich zu versorgen. Unser Souper ist ländlich und einfach, wie sollte es anders sein."

„Das sind die besten Soupers", bemerkte Streith höflich.

„Das behauptete auch immer die Gräfin Erdödi", erzählte Frau von Syrman. „Früher traf ich die Gräfin fast jedes Jahr entweder in Kissingen oder in Franzensbad. Ich kann wohl sagen, ich war mit der Gräfin befreundet. Die Gräfin erzählte gern davon, wie sie sich einmal in Ungarn auf dem Spazierritt verirrte, sie kam an ein kleines Bauernhaus, sie stieg vom Pferde, und da sie hungrig war, ließ sie sich etwas zu essen geben. Sie setzte sich an den groben

Holztiſch, und ihr wurde auf einem blauen Fayenceteller ein Stück Schwarzbrot und ein Käſe vorgeſetzt, dazu ein Glas trüben Weines; dieſe Mahlzeit, ſagte ſie, ſei die beſte geweſen, die ſie in ihrem Leben genoſſen. Sie erinnerte ſich ihrer auch, als ſie im nächſten Winter elend und appetitlos war; ein blauer Fayenceteller mußte in der Stadt aufgetrieben werden, ſie ging in die Küche, ſetzte ſich an den Küchentiſch, ließ ſich auf dem Fayenceteller Schwarzbrot und Käſe ſervieren, dazu ein Glas Wein, ‚aber,‘ pflegte ſie zu ſagen, ‚es war doch nicht dasſelbe‘.“

„Wir erleben eben niemals zweimal dasſelbe“, bemerkte Streith.

„Sehr wahr“, ſagte Frau von Syrman.

Trine erſchien wieder und trug eine Kalbskeule mit jungem Gemüſe auf.

„Die Früchte des Landes“, erklärte Frau von Syrman, und als alle verſorgt waren, nahm ſie die Unterhaltung wieder auf: „Die Gräfin erzählte mir auch viel vom Wiener Hof, die ſtrenge Etikette muß doch läſtig ſein.“

„Wer ſie kennt, dem iſt ſie angenehm wie jede Ordnung“, erwiderte Streith ein wenig ſcharf.

„Das iſt gewiß richtig“, beeilte ſich Frau von Syrman zuzugeben. „Sie kennen ja das Hofleben ſo gut. Das Hofleben muß doch intereſſant ſein.“

Das ſchien Streith aber auch nicht recht zu ſein, es klang ärgerlich, als er antwortete: „Bei Hof geſchieht vielerlei, aber intereſſant iſt wohl nicht das rechte Wort dafür.“

„Natürlich,“ meinte Frau von Syrman, „Ihren geiſtigen Bedürfniſſen genügt das nicht.“

Streith ſchwieg darauf, und es entſtand im Geſpräch eine Pauſe. Trine kam, trug die Kalbskeule

ab und servierte eine kleine Torte, einem Sektkühler entnahm sie eine Flasche Sekt, ließ den Korken springen und goß den Wein in die hohen, spitzen Gläser.

„Frappiert ist er nicht," entschuldigte Frau von Syrman, „er wird wohl auch zu süß sein. Früher trank ich gern Champagner, aber er mußte sehr sec sein. Nun, à la guerre comme à la guerre, wollen wir anstoßen. Auf euer Glück, meine geliebten Kinder."

Die Gläser klangen aneinander, Frau von Syrman wurde gerührt, sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück, fächelte sich mit dem Fächer Luft zu und sagte klagend: „Ich hätte nicht geglaubt, daß mir in meinem Leben noch eine so glückliche Stunde geschenkt werden würde."

Britta nippte an ihrem Glase und lachte, sie behauptete, der Wein kitzele sie in der Kehle. „Unser Kind ist heute auch schweigsam," fuhr Frau von Syrman fort, „viel Glück macht stille."

„Aber geschmeckt hat es?" fragte Streith und legte seine Hand auf Brittas Hand. Er bedauerte jedoch sofort diese Frage, denn sie klang wie die wohlwollende Frage, die ein Onkel an seine Nichte richtet. Frau von Syrman antwortete für ihre Tochter: „Sie hat wenig gegessen, Glück macht auch satt. Erzähle uns doch, mein Kind, was du in der Stadt erlebt hast."

„In der Stadt habe ich zuerst schlecht Klavier gespielt," berichtete Britta, „später in der Tanzstunde fand Herr Hilte, daß ich keine Grazie habe."

„Was Herr Hilte Grazie nennt," bemerkte Streith, „ist vielleicht nicht leicht zu erraten."

„Nein, ich tanze wirklich schlecht, es geht eben nicht. Aber Sie, Herr Graf, Sie müssen schön tanzen."

„Tanzen gehörte früher zu meinem Berufe", erwiderte Streith. „Jetzt habe ich diese Kunst längere Zeit nicht geübt."

Digitized by Google

„Nein, nein," rief Britta, „Sie müſſen herrlich tanzen, mit Ihnen könnte ich tanzen." Und ſie ſprang auf, rief nach Trine, der Tiſch mußte beiſeite geſtellt werden, denn ſie wollte mit Streith tanzen.

„Solch ein Kind", ſagte Frau von Syrman lächelnd und zog die Schleifen an Brittas Kleide zurecht. „So, jetzt geh, kleine Gräfin." Sie ſelbſt ſetzte ſich an das Klavier und ſpielte einen Walzer. Streith und Britta tanzten. Durch die geöffneten Fenſter klang das Rauſchen der Tannen in die Walzermelodie hinein wie der Ton einer großen Baßgeige. Vor den Fenſtern ſtanden Trine, Andree, Anneliſe, Andrees Mutter und Marguſch, Andrees Tochter, und ſchauten dem Tanze zu. Britta konnte nicht genug haben, allein Streith wurde ſchwindlig, und er mußte ſich ſetzen. Britta ſaß neben ihm, ſtark atmend, die Lippen halb geöffnet, die Augen blank. „Das war ſchön," ſagte ſie und lehnte ihr heißes Geſicht an Streiths Schulter, „ich glaube, ſo tanzt man im Himmel."

Frau von Syrman ſpielte jetzt eine leiſe, ſüße Melodie. Streith beugte ſich zu Britta herab. „Du weinſt?" fragte er erſtaunt.

„Ja, es iſt dumm," erwiderte ſie und wiſchte ſich die Tränen aus den Augen, „ich weiß nicht warum, aber plötzlich wurde alles ſo traurig."

Beſorgt eilte Frau von Syrman herbei. „Das Kind iſt nervös," ſagte ſie, „zuviel Glück an einem Tage macht nervös. Wir wollen tüchtig ausſchlafen und morgen unſerem Freunde ein heiteres Geſicht zeigen."

Streith verabſchiedete ſich und ging. Von draußen ſchaute er noch einmal zurück, am Fenſter ſah er Brittas Geſtalt dunkel gegen das helle Zimmer, der Wind fuhr ihr in die Haare und ließ die krauſen

Haarsträhnen wie kleine, rege Schatten um ihren Kopf flattern.

Britta verlangte von Streith, er solle abends mit ihr an den Bach gehen, um Krebse zu fangen. „Gut," sagte Streith, „Oskar kann einen Imbiß in den Korb tun und ihn uns nachtragen."

„Nein," bat Britta, „nicht der strenge, ältliche Herr, dann können wir nicht lustig sein, Marguſch soll den Korb tragen."

So trug Marguſch den Korb mit dem Imbiß und Andree trug die kleinen, runden, an langen Stöcken befestigten Netze. Als sie auf die Wiese kamen, herrschte noch die ruhige Helligkeit, die an Sommerabenden gleich nach Sonnenuntergang über dem Lande zu liegen pflegt. Britta half Andree und Marguſch die Köder auf die Netze binden und die Netze in das Wasser stecken. Streith hatte sich auf einen Rasenhümpel gesetzt; die Luft war schwül und drückend, nur der Bach atmete eine feuchte Kühlung aus. Vor Streith lag weites, offenes Land, Acker, Landstraßen, Pappelalleen, hier und da ein Gehöft, in dem schon ein blasses Licht aufglomm, alles ein wenig farblos und wesenlos in der niedersinkenden Dämmerung. Am Horizonte stand eine violette Wolkenwand, die zuweilen von einem Wetterleuchten vergoldet wurde. „Unwirklich, unglaubhaft", dachte Streith. Das war das Gefühl, das ihn jetzt immer wieder ergriff, was er erlebte, war hübsch und so, wie er es wollte, und dennoch unwirklich, unglaubhaft. Es schien ihm zuweilen, als lebe er das Leben eines anderen, wie uns das wohl im Traume zu geschehen pflegt.

Britta kam und setzte sich zu ihm. „Andree sagt," berichtete sie, „es wird Gewitter geben. Es ist hier

Digitized by Google

auch ſo unheimlich ſtill, es iſt ſo, als ob ſie alle auf etwas warteten.“

„Sie warten darauf aufzuwachen“, erwiderte Streith zerſtreut.

„Wie?“ fragte Britta verwundert.

„O nichts,“ meinte Streith, „gehen wir nicht jetzt, die Netze nachzuſehen?“

Während Britta dicht an den Bachrand trat, um ſich vorzubeugen und das Netz herauszuziehen, ſtand Streith hinter ihr und hielt ſie an ihrem Gürtel feſt. Marguſch mit einem Korbe ſtand neben ihnen, um die Krebſe in Empfang zu nehmen. Andree ſchmunzelte. „Bei einem ſo ſtillen Wetterchen,“ meinte er, „ſteigen die Luder wie toll.“

Allerdings waren die Netze ganz voll. Wenn Britta die Tiere vorſichtig mit zwei Fingern aus dem Netze hob, um ſie in den Korb zu werfen, dann lachte ſie und ſtieß kleine Schreie aus. Im Korbe rieben die Krebſe leiſe ihre Schalen aneinander, daß es wie Flüſtern klang. Aus dem Waſſer ſtieg ein leichter Sumpfgeruch auf, gemiſcht mit dem Dufte des Schilfes und des Blütenſtaubes der Froſchlöffel.

„Hübſch,“ dachte Streith wieder, „aber unwahrſcheinlich.“

Als alle Netze nachgeſehen waren, fühlte Britta ſich erſchöpft; die Luft machte die Glieder ſchwer. „Jetzt eſſen wir“, ſchlug Britta vor. Sie ſetzten ſich auf den Raſen, Marguſch trug den Imbiß heran. Britta aß langſam und mit Behagen, trank dazu einen hellen, ſüßen Wein, und als ſie fertig war, lehnte ſie ſich befriedigt zurück und ſagte: „So, nun zünde deine Zigarette an, die riecht ſo vornehm.“

Die Dämmerung war auf die Wieſe herabgeſunken,

und die Wolkenwand des Horizontes mit ihrem Wetterleuchten war höher gestiegen.

„Eigentlich ist es ein Wetter zum Fürchten," versetzte Britta, „wenn du nicht da wärest."

„Und jetzt?" fragte Streith.

„Jetzt ist es gut", fuhr Britta fort. „Das ist immer so, ein Mensch kann alles gut machen. Wenn ich als Kind in der Sommerdämmerung allein im Bette lag, dann fürchtete ich mich, in jeder Ecke stand etwas, vor dem ich mich fürchtete; aber wenn die Kinderfrau hereinkam, dann war alles fort, und das Kinderzimmer war wieder das alte, gute Kinderzimmer. Ja, so ist es. Hast du dich auch als Kind gefürchtet? erzähle doch von der Zeit, als du noch nicht ein feiner, vornehmer Herr warst, sondern ein kleines Kind. Warst du glücklich?"

„Ich hatte keinen Grund, nicht glücklich zu sein," erwiderte Streith sinnend, „ich hatte gütige Eltern, ein älterer Bruder war da, mit dem ich zuweilen raufte, das hat mir aber das Leben nicht weiter verbittert. In der Stadt wohnten wir in einem schönen Hause mit einem großen Garten, nein, ich war nicht unglücklich, aber ich war, glaube ich, ein einsames Kind, was wohl an mir lag. Kinder haben ja stets ihre eigene Welt, von der sie mit den Erwachsenen nicht sprechen, weil sie ja doch nicht verstanden werden. Meine Welt muß besonders kraus gewesen sein, denn ich war besonders schweigsam. Ich war gern allein und spielte so für mich hin. Das Haupterlebnis aber dieser Kinderjahre war Deborah."

„Deborah?" fragte Britta und richtete sich auf, „erzähle doch."

„Mein Kinderzimmer lag an der Schmalseite des Hauses", fuhr Streith fort. „Ihm gegenüber durch

Digitized by Google

eine enge Straße getrennt lag die Schmalseite eines anderen, schönen Hauses, das reichen Juden gehörte. Diese Leute hatten eine einzige Tochter, Deborah, die in meinem Alter war. Das Fenster von Deborahs Kinderzimmer lag dem Fenster unseres Kinderzimmers gegenüber, und sie liebte es, stundenlang auf dem Fensterbrette zu sitzen und zu mir herüberzuschauen, während ich an unserem Fenster stand und zu ihr hinübersah. Deborah zu bewundern war für mich ein großer, erregender Genuß, und ihr schien es Vergnügen zu machen, sich von mir bewundern zu lassen. Ich fand sie sehr schön; sie hatte schwarze, blanke Locken, ein kleines, gelbes Gesicht und große, dunkle Augen. Sie war auch meiner Ansicht nach immer prachtvoll gekleidet, ich erinnere mich eines roten Kleides mit einer Goldspitze und eines gelben Kleides mit weißen Spitzen. Zuweilen, wahrscheinlich wenn die Mutter nicht zu Hause war, holte Deborah eine goldene Kette mit einem grünen Edelstein hervor und wand sie sich um den Kopf. Dann saß sie regungslos da wie ein kleines Götzenbild und ließ sich von mir anstaunen. Auch sonst beschäftigte Deborah stark meine Phantasie."

„Du warst verliebt in sie", schaltete Britta ein.

„Vielleicht," meinte Streith, „obgleich die Liebe in den Jahren doch anders aussieht als unsere Liebe späterer Jahre. Ich erinnere mich nicht, mich danach gesehnt zu haben, Deborah näherzutreten, mit ihr zu sprechen oder sie zu umarmen und zu küssen. Was ich wünschte, war, Deborah selbst zu sein, so schön wie sie zu sein, solche langen Locken und großen Augen wie sie zu haben, solche schönen Kleider zu tragen und eine goldene Kette mir um den Kopf zu winden. Das war es, was ich wollte. Ich erträumte mir Lebenslagen, in denen ich Deborah war; ich selbst kam mir dabei

Digitized by Google

sehr gering vor, und ich litt unter dem bitteren Gefühl, nur ein häßlicher kleiner Junge zu sein."

„Seltsam", sagte Britta. „Und was wurde aus ihr?"

„Eine Zeitlang erschien Deborah nicht mehr an ihrem Fenster," erzählte Streith weiter, „ich hörte, sie sei krank, und dann sagte man mir, sie sei gestorben. Das erregte mich sehr, ich lief in den Garten hinaus, warf mich auf den Rasen hin und dachte an Deborah. Ich entsinne mich noch gut dieses Spätsommernachmittages mit seinen vielen bunten Dahlien und Astern und den Spinnweben, die durch die Luft flogen. Ich kann nicht sagen, daß ich um Deborah trauerte, der Tod erschien mir als eine große Ehre, wie sie nur einem so hübschen kleinen Mädchen widerfahren konnte, er erhöhte sie in meinen Augen, hob sie hoch über mich empor, denn solche häßlichen kleinen Jungen wie ich sterben nicht. Jetzt wünschte ich nur noch eins: Deborah zu sehen. Ich ging auf die Straße hinaus, trieb mich vor der Tür des Judenhauses umher und wagte mich endlich bis in den Flur vor. Dort stand ein alter Mann mit langem, weißem Bart. ‚Du willst wohl unsere Kleine sehen?' sagte er freundlich, nahm mich bei der Hand und führte mich in einen Saal. Dort waren viele Menschen, Damen in schwarzen Kleidern und schwarzen Schleiern, Herren in schwarzen Röcken. Auf großen silbernen Kandelabern brannten Kerzen, und sehr viel Blumen machten die Luft des Zimmers schwer und süß. Mitten aber zwischen den Kerzen und Blumen lag Deborah in einem weißen Sarge, ihre Augen waren geschlossen, ihr Gesicht erschien mir schmäler und gelber noch als sonst, umrahmt von den langen, schwarzen Locken. Sie trug ein weißes Seidenkleid, und in die kleinen, gelben Hände hatte man ihr

Digitized by Google

eine Lilie gelegt. Was mich aber beſonders entzückte, waren die kleinen, ſteifen Füße, die in Goldſchuhen ſteckten. Atemlos vor Bewunderung ſah ich Deborah an, ich glaubte nie etwas Schöneres geſehen zu haben. Nach einer Weile führte der alte Herr mich wieder hinaus. Ich ging in den Garten, warf mich platt auf den Raſen hin, und jetzt weinte ich, ich weinte, weil ich nicht auch ſo daliegen konnte zwiſchen Kerzen und Blumen im weißen Seidenkleide mit Goldſchuhen, um mich her weinende Damen und feierliche alte Herren."

„Die arme Deborah", ſagte Britta und ſtützte ihren Kopf an Streiths Schulter. „Aber ſage, wünſcheſt du jetzt auch zuweilen, du wäreſt ich?"

Streith lächelte: „Jetzt iſt es anders; aber es iſt möglich, daß in der Liebe zu dir manchmal etwas von dem alten Knabengefühle auftaucht."

„Und ſag," fragte Britta weiter, „wenn du ich wäreſt, wie wäre es dann?"

„Gut," erwiderte Streith, „ich glaube, es müßte köſtlich warm in den Adern brennen."

„Ach, du Armer, dich friert", rief Britta, und ſie umſchlang ihn mit ihren Armen, ſchmiegte ſich eng an ihn, freigebig mit ihrem jungen Körper, ſtolz darauf, dem anderen wohlzutun.

Der Himmel bewölkte ſich, die ſteigende Wolkenwand verſchlang einen Stern nach dem andern, häufige Blitze fuhren durch ſie hin, und in der Ferne grollte der Donner. „Wir müſſen machen, daß wir nach Hauſe kommen," mahnte Andree, „es iſt ſchneller heraufgekommen, als ich dachte."

„Gehen wir", ſagte Streith und legte Brittas Arm in den ſeinen.

Große, lauwarme Tropfen begannen niederzufallen. Im Walde war es sehr finster, der Regen raschelte und raunte in den Zweigen, zuweilen erhellte ein Blitz das Land, groß und schwarz standen die Tannen in dem blauen Licht. Dann schaute Streith in Brittas Gesicht, blaue Funken sprühten in ihren Augen, sie warf den Kopf zurück und lächelte zu dem Blitz hinauf.

„Ich denke," sagte die Fürstin zu der Baronin Dünhof und schaute dabei sinnend ihre Tochter an, „ich denke, wir müssen für die Kleine so etwas wie ein Feld der Tätigkeit finden. Sie könnte in die Sonntagsschule der Pfarrerstöchter gehen, vielleicht faßt sie dafür ein Interesse. Auch plane ich monatliche Zusammenkünfte der Damen der Nachbarschaft bei mir. Wir würden Handarbeiten machen, die zugunsten der Mission verkauft werden, und der Pastor könnte uns einen Missionsbericht vorlesen."

„Wie hübsch", sagte die Baronin.

Marie zog die Augenbrauen zusammen und machte ihr verstocktes Gesicht; sie sah die Notwendigkeit dieser Pläne nicht ein. Schon die täglichen Beschäftigungen, das Lesen und Spazierengehen mit Fräulein von Dachsberg, die Spazierfahrten mit ihrer Mutter empfand sie als Störungen, ihr gab ihre Liebe genug zu tun. Oft wunderte sie sich selbst darüber, daß Liebe das Leben so ausfüllen konnte. Zuweilen war es nur ein Stillliegen im Sonnenschein, ein Hinaufstarren in den Himmel, während das Fühlen des großen Erlebnisses wohlig das Blut erwärmte. Allein auch das schon hielt Marie für viel wichtiger als alle Sonntagsschulen und Missionskränzchen. Die Hauptsache jedoch waren die Briefe an Felix. Bis tief in die Nacht hinein saß sie

Digitized by Google

auf, um dieſe langen Briefe zu ſchreiben, in die ſie ihre ganze Seele legte. Wenn ſie ſolch einen Brief wieder durchlas, erſtaunte ſie über den Reichtum an Gefühlen, die ſie in ſich entdeckte. Abgeſandt wurden dieſe Briefe allerdings nicht, ſondern ſorgſam im Schreibtiſch verſchloſſen, dennoch gaben ſie ihr ein erregendes Glück. Bald jedoch genügte Marie das nicht mehr, ſie wollte Antwort haben, und ſo ſchrieb ſie denn in Felixens Namen auch die Antwort, Briefe voll zärtlicher Leidenſchaft, und das war noch ergreifender, als die eigenen Briefe zu ſchreiben. War ſolch ein Brief fertig, dann ſteckte ſie ihn zu ſich, ging in den Park, ſetzte ſich auf die Bank, auf der ſie mit Felix geſeſſen, und las den Brief. Oder ſie ſchlich zur Kiesgrube hinaus, lag dort, wo ſie mit Felix gelegen hatte, die Wangen gerötet, die Augen ſchimmernd und weit offen, und in der fiebernden Mädchenphantaſie bekamen Felix, ſie ſelbſt, ihre Liebe, ein ſeltſam unwirkliches, mythiſches Leben, das weit ablag von dem ſtillen Getriebe des Gutheidener Alltags.

Eines Abends ſaßen die Herrſchaften zur gewohnten Zeit bei dem Diner. Jetzt, da Streith nicht mehr erſchien, waren die Diners unintereſſant. Die Fürſtin ſprach wenig, und der Baron Fürwit verſuchte es zwar, die Unterhaltung zu leiten, es fiel ihm jedoch nicht viel ein. Heute machte er ein angeregtes Geſicht; das war ein Zeichen, daß er eine Neuigkeit mitzuteilen hatte, und ſobald man bei Tiſche ſaß, begann er: „Die armen Dühnens!“

„Warum?“ fragte die Baronin Dünhof, „macht Felix ihnen wieder Sorge?“

„Ja,“ berichtete der Baron, und ſein Geſicht nahm einen betrübten Ausdruck an, „der junge Mann iſt wieder zu Hauſe, und dieſes Mal iſt es mit dem

Dienſte vorbei. Schlichter Abſchied. Eine böſe Spiel-affäre, eine ganz böſe Geſchichte.“

„Die arme Mutter!“ meinte die Fürſtin.

„Und der Vater,“ fuhr der Baron Fürwit fort, „wir kennen ja Dühnen, der redet ſich in einen Fanatismus der Härte hinein; der Junge taugt nichts, ſagt er, alſo fort mit ihm nach Amerika, ich habe noch zwei Jungen, vielleicht geraten die beſſer.“

„Wie ſchrecklich“, ſagte Fräulein von Dachsberg, und der Major ſagte düſter: „Jetzt koſtet ſo etwas nur eine Reiſe nach Amerika, zu meiner Zeit überlebte ein Offizier nicht leicht eine ſolche Affäre.“

Niemand antwortete darauf, Baron Fürwit ſah den Major mißbilligend an; er fand es taktlos, vor den Damen ſo etwas zu ſagen.

Maries Herz begann ſtark zu ſchlagen, aber ſie richtete ſich gerade auf, ſchaute auf ihren Teller nieder und faltete ihre kalten Hände krampfhaft über der Serviette. Jetzt nur nicht weinen, dachte ſie, jetzt nur nichts merken laſſen.“

Die Unterhaltung nahm eine andere Wendung; die Fürſtin ſprach von einem Miſſionar, der im Dorfe predigen ſollte.

„Ja,“ ſagte Baron Fürwit, „er kommt aus Bir-kir-kra.“

Das Wort gefiel ihm, er wiederholte: „Bir-kir-kra.“

Fräulein von Dachsberg lachte und behauptete, ſo etwas gäbe es nicht. Lautlos gingen die Diener um den Tiſch, ſchenkten Wein ein und reichten den Nachtiſch herum.

Marie konnte ruhig ſein; ſie alle merkten nichts davon, daß das junge Mädchen, das ſo wohlerzogen gerade unter ihnen ſaß, zitternd auf dem Poſten ſtand vor der Not ihrer Seele, damit ſie ſich niemand verrate.

Digitized by Google

Nach dem Diner blieb die Gesellschaft im Gartensaale. Die Baronin Dünhof und Baron Fürwit spielten Halma, Fräulein von Dachsberg las aus der „Revue des deux Mondes“ vor, während die Fürstin sich mit einer Stickerei beschäftigte.

Marie setzte sich abseits von den anderen in eine dunkle Ecke; sie zog die Knie an sich, kauerte sich fröstelnd in den großen Sessel hinein und saß dort ganz stille. In ihr aber klagte es: Was soll ich tun? Was soll ich tun? Felix ist in Not, Felix ist von allen verlassen und verstoßen, Felix muß für immer fort, was soll ich tun? Und während dieses Grausame geschieht, können sie hier sitzen, als wüßten sie von nichts. Fräulein von Dachsberg liest mit ihrer tiefen, belehrenden Stimme, Baron Fürwit meckert sein leises Lachen, das er stets hören läßt, wenn er eine Partie gewonnen hat.“

Wie Marie all diese herzlosen, tiefberuhigten Menschen haßte.

Während der schlaflosen Nacht faßte Marie ihren Beschluß. Sie mußte Hilda sprechen, und sie mußte Felix sehen.

Am nächsten Morgen äußerte Marie den Wunsch, nach Schlochtin zu fahren.

Die Fürstin war nicht zufrieden damit. „Was willst du bei dieser unruhigen Familie?“ fragte sie. Als sie jedoch das angstvolle Gesicht ihrer Tochter sah, fügte sie hinzu: „Gut, gut, fahre; die Baronin Dünhof wird dich begleiten.“

Am Nachmittage fuhren Marie und die Baronin Dünhof nach Schlochtin. Dort schien der Besuch nicht gelegen zu kommen. Die Baronin Uchtlitz selbst war nicht sichtbar, die Töchter empfingen die Gäste mit bleichen, verstörten Gesichtern, und als die Gesell-

ſchaft auf der Gartenveranda beiſammen ſaß, koſtete es erſichtliche Anſtrengung, eine unbefangene Unterhaltung zu führen. Hilda ſaß abſeits und ſchwieg.

Marie mußte ſie bewundernd anſchauen, denn ein Ausdruck hochmütiger Entſchloſſenheit verſchönte ſeltſam das blaſſe Geſicht.

Endlich erſchien die Baronin Uchtlitz, ſie ſetzte ſich zu ihren Gäſten, nahm zerſtreut am Geſpräche teil und bat dann die Baronin Dünhof, mit ihr in das Wohnzimmer zu kommen.

„Und wir gehen in den Garten", ſagte Marie zu Hilda.

Dieſe ſtand ſchweigend auf und bot Marie den Arm.

Sobald die beiden Mädchen allein im Garten waren, begann Marie: „Was iſt es mit Felix?"

„Felix," erwiderte Hilda ruhig, „Felix hat eine große Dummheit begangen. Ich wußte, daß es ſo kommen würde. Er hat ſein Leben hier verdorben, aber was will das heißen? Die Welt und das Leben ſind ja weit."

„Muß er fort?" fragte Marie weiter.

Hilda ſchaute zu den Kaſtanienzweigen auf, unter denen ſie hingingen, und ſagte feierlich: „Felix geht fort, und ich gehe mit ihm."

„Du?" Maries Augen wurden groß und klar vor Erſtaunen.

„Ja, ich gehe mit ihm," fuhr Hilda fort, „denn ſonſt iſt er verloren. Er iſt ſo ſchwach und leichtſinnig; ich werde ihm helfen, ein neues Leben zu beginnen und ein Mann zu werden. Wir haben uns verlobt."

„Und deine Eltern?" forſchte Marie.

Hilda zuckte die Achſeln: „Es tut mir ſehr leid, daß

meine Eltern nicht damit einverſtanden ſind, aber ich bin in dem Alter, ſelbſt über mich zu beſtimmen. Ich gehöre ja nicht meinen Eltern, ſondern mir und Felix."

Marie ſchwieg einen Augenblick, und dann brach es erregt aus ihr hervor: „Liebſt du ihn denn?"

Hilda lächelte: „Wie du fragſt, Kleine. Natürlich liebe ich ihn."

„Und er?" fragte Marie. „Liebt er dich?"

„Ach ja," erwiderte Hilda nachdenklich, „gewiß liebt er mich, aber wie die Männer ſchon lieben, das iſt unſicher und flackernd, bis wir Ordnung ſchaffen."

„Das verſtehe ich nicht," rief Marie mit blitzenden Augen, „das iſt doch nicht möglich!"

„Warum ſoll das nicht möglich ſein?" meinte Hilda. „Ah ſo, du meinſt dieſes Frühjahres wegen. Mein Gott, ſo etwas iſt doch vorüber, wenn das Leben ernſt wird. Gut, ihr habt zuſammen in der Fliederlaube geſeſſen. Das iſt ſo eine Urlaubsunterhaltung, eine Spielerei, wie die Männer ſie nötig haben. Kannſt du ihm denn helfen, kannſt du ihn denn retten? Kannſt du ihm etwas ſein? Du weißt ja in deinem Schloſſe nicht einmal, was das Leben iſt. Wenn du einmal ohne Erlaubnis in den Park gehſt, glaubſt du, du haſt viel für ihn getan. Aber jetzt iſt es nicht die Zeit, an ſolche Kindereien zu denken, jetzt geht es ums Leben."

Marie wurde ganz rot, und das Weinen war ihr nahe. „Ich weiß, du haſt immer ſo geſprochen," ſagte ſie, „du haſt immer ſo getan, als ſei es lächerlich, daß einer mich liebt, als ſei es eine Kinderei und Spielerei und Dummheit. Nur wenn einer dich liebt, dann iſt es Ernſt. Du warſt immer eiferſüchtig und wollteſt ihn für dich haben."

Hilda lächelte mitleidig: „Armes Hühnchen, rege dich nicht auf. Es war unrecht von Felix, aber die Männer sind nun einmal so. Es tut vielleicht ein bißchen weh, aber du wirst es bald vergessen. Du wirst einen anderen finden, der mit dir in der Fliederlaube sitzt."

Unter dieser Beleidigung beugte Marie den Kopf und schwieg. Diesem selbstbewußten, stolzen Mädchen gegenüber fühlte sie sich ganz schwach und hilflos, und als sie zu sprechen begann, klang es wie ein Wimmern: „Ich will Felix sehen."

„Wozu?" meinte Hilda, „was könnt ihr euch noch zu sagen haben!"

Sie waren die Kastanienallee hinabgegangen und gelangten an einen Teich. Dort stand Felix im hellen Sommeranzug, den Strohhut auf dem Kopf, und ließ flache Kiesel über das Wasser springen.

„Da ist er!" rief Marie.

Felix hatte die Kommenden gesehen und schlenderte ihnen langsam entgegen. Er grüßte und lächelte ein verlegenes Lächeln.

„Ich habe die Ehre, meine Damen."

„Warum bist du hier?" fragte Hilda streng.

Felix lachte. „Warum soll ich nicht hier sein? — Sie sehen, Prinzessin," wandte er sich an Marie, „wie ich hier empfangen werde. Darf ich mich nach dem Befinden erkundigen?" fügte er höflich zu.

„Ich danke", antwortete Marie und wurde blaß bis in die Lippen.

„Es ist heute wieder sehr schwül", fuhr Felix fort. „Ein merkwürdiges Jahr; schon im Mai beginnen die Hundstage."

„Ja, es ist sehr heiß", stimmte Marie zu. Eine große Schwäche machte ihr das Stehen schwer. Vor ihren Augen begannen die Blätter der Bäume und die

Digitized by Google

Sonnenſtrahlen zu ſchwingen und ſich zu drehen, dann wurde es dunkel, und ſie ſank lautlos auf den Raſen nieder.

Als ſie wieder zu ſich kam, fühlte ſie, daß ein feuchtes Tuch ihr auf die Stirn gedrückt wurde. Sie war noch zu matt, um die Augen zu öffnen oder ſich zu regen, ſie hörte jedoch, wie Hilda und Felix leiſe miteinander ſprachen.

„Sie kommt ſchon zu ſich", ſagte Hilda.

„Die arme Kleine", erklang Felixens mitleidige Stimme.

„Jetzt iſt Mitleid billig", bemerkte Hilda ſcharf. „Warum machſt du ſolche Sachen?"

„Ich wußte nicht, daß ſie das ſo ſchwer nimmt", meinte Felix. „Wenn ſie es nur überſteht."

Hilda lachte leiſe: „Das iſt ſo eure Eitelkeit, du verlangſt wohl noch, daß ſie deinetwegen an gebrochenem Herzen ſtirbt? Du kannſt ruhig ſein, ſie wird ohne dich ganz friedlich ihr Prinzeſſinnenleben abhaſpeln."

Marie öffnete die Augen, Hilda beugte ſich über ſie und fragte: „Iſt dir beſſer, Kleine?"

Ja, es war vorüber, und ſie verſuchte ſich aufzurichten. Felix und Hilda halfen ihr. „Gehen wir nach Hauſe", ſagte ſie und ſtützte ſich auf Hildas Arm.

„Es iſt die große Hitze," meinte Felix, „ich wünſche gute Beſſerung."

Marie neigte ein wenig den Kopf, dann gingen die beiden Mädchen ſchweigend dem Hauſe zu.

Dort erwartete ſie die Baronin Dünhof, und der Wagen ſtand zur Abfahrt bereit.

Die Sonne ging ſehr feſtlich unter, rote Wolken loderten wie große Flammen am Himmel hinan, die Dorfſtraße war voll Kinder, die berauſcht von dem roten Lichte lärmten und wilde Tänze aufführten.

Marie ſchaute gleichgültig auf das Getriebe, in ihr war es leer und tot. Was ſollte ſie denken, was ſollte ſie fühlen?

Im Schloß ging die Baronin Dünhof ſogleich zur Fürſtin, um dieſer mitzuteilen, was ſich in Schlochtin ereignet hatte, und als Marie in das Zimmer trat, rief die Fürſtin ihr klagend entgegen: „Mein armes Kind, haſt du all dieſe Dinge anhören müſſen, du biſt ganz blaß.“ Sie nahm Maries Hände. „Ich glaube, ſie fiebert“, ſagte ſie. „Es iſt wohl am beſten, ſie geht zu Bett.“

Marie war auch das recht, ſie wurde zu Bett gebracht, ſie lag ſtill da in der Sommerdämmerung, ſpäter kam die Lampe, Malwine kam, ſaß bei der Lampe und ſtrickte, und ihr Schatten fiel groß und grau auf die Wand, und wenn Marie ihn mit halbgeſchloſſenen Augen anſah, dann ſchien er zu wachſen, immer zu wachſen. Sonſt war ja nichts da, nur der große, graue Schatten, der alles verſchlang.

„Alſo ich bin krank“, ſagte ſich Streith, als er nach einer Nacht voll qualvoller Schmerzen am Morgen todesmatt in ſeinem Bette lag. Das war nicht vorausgeſehen. Immer dieſe unnützen Überraſchungen. Jetzt wartete er ungeduldig auf den Arzt. Endlich ließ ſich im Vorzimmer Doktor Rucks friſche, laute Stimme vernehmen: „Was? Der Herr Graf hat Schmerzen? Was habt ihr denn angefangen? So etwas!“ Dann kam er zu Streith, die Backen rot, der runde Schädel voll kurzgeſchnittener, blonder Haare, die kurzſichtigen braunen Augen blank hinter den großen Brillengläſern.

„Was, Graf, Schmerzen?“ rief er ſchon an der Tür, „wo haben Sie die her?“

Digitized by Google

„Das weiß ich nicht," erwiderte Streith grimmig, „das iſt für die Behandlung auch unweſentlich."

„So, ſo, unſere Laune nicht die beſte", ſtellte der Doktor feſt.

„Wenn Sie, lieber Doktor," ſagte Streith, „das Gefühl hätten, als ob Hunde Sie zerfleiſchen und dabei ſo matt wären, daß Ihre eigene Haut Sie drückte wie ein ſchlecht gemachter, zu ſchwerer Wintermantel, dann würde Ihre Laune auch nicht die beſte ſein."

„Sehr möglich," gab der Doktor zu, „nun, wir wollen nachſehen."

Er beugte ſich über den Kranken, um ihn zu unterſuchen. „Eine dumme Geſchichte," brummte er, „ein rheumatiſches Fieber, daß das ſchmerzt, glaube ich. Und unſer Herz miſcht ſich auch da hinein, das muß bei allem dabei ſein. Ich will mal etwas aufſchreiben."

Er ging ſeine Rezepte ſchreiben, beſprach mit Oskar die Verordnungen, mit Frau Buche die Diät, und als er wieder händereibend vor Streiths Bette ſtand, ſah er dieſen verheißungsvoll an: „Wir werden es ſchon machen, die Pulver werden den Schmerz benehmen, und unſer Herz werden wir zur Ordnung rufen."

„Sagen Sie, Doktor," begann Streith nachdenklich, „es wird allgemein geklagt, die Leute hätten heutzutage kein Herz, und das, was ſich am ſchnellſten abbraucht, iſt doch immer das Herz."

„Freilich," meinte der Doktor, „nur, fürchte ich, iſt es nicht die Nächſtenliebe, die es abbraucht."

„So, meinen Sie?" ſagte Streith. „Möglich. Setzen Sie ſich noch ein wenig her, Doktor. Sie haben ſo etwas Belebendes."

Der Doktor ſetzte ſich und lächelte geſchmeichelt. „Belebend?" wiederholte er, „nun ja, das iſt auch mein Beruf."

„Ein schöner Beruf", meinte Streith. „Was gibt es denn Neues?"

Der Doktor dachte nach: „Ich wüßte nicht, doch ja: die alte Exzellenz im Schlosse ist auch krank, eine Lungenaffektion. Bei seinem hohen Alter bedenklich."

„Also der Alte auch", murmelte Streith. „Sehen Sie, Doktor, wenn man so bedenkt, wer alles stirbt, so kann man den Respekt vor dem Tode verlieren."

„Ein Privilegium ist der Tod nicht", erwiderte der Doktor ein wenig gereizt.

Streith seufzte: „Ach, Doktor, Sie sind ein Demokrat."

Der Doktor lachte: „Gut, gut, mit dem Philosophieren geht es noch. Ich schaue heute abend wieder nach. Guten Morgen." Damit ging er.

Streith schloß die Augen und begann wieder aufmerksam der stillen Arbeit der Krankheit in seinem Körper zu folgen. Als die Pulver kamen und er eins genommen hatte, schlief er ein wenig.

Er erwachte von einem leichten Geräusch an seinem Bette. Er schlug die Augen auf, da saß Britta auf einem Stuhle an seinem Bette, sehr gerade, und die dunklen, strahlenden Augen waren angstvoll und gespannt auf ihn gerichtet. „Wie muß ich ausschauen," dachte Streith, „daß sie mich so ansieht." Er versuchte zu lächeln: „Du bist es, Kind?"

„Doktor Ruck sagt, du seiest krank," begann Britta, „da sind wir gekommen. Wie geht es dir jetzt?"

„Nicht gut", erwiderte Streith.

Brittas Augen wurden größer und angstvoller: „Das tut mir sehr leid."

„Nichts zu machen", meinte Streith. „Was hast du denn getrieben?"

„Ich? O nichts. Ich weiß nicht." Sie errötete,

Digitized by Google

sie fühlte, jetzt müsse sie etwas erzählen, um den Kranken zu unterhalten, sie fand jedoch nichts. Vorsichtig wurde die Tür geöffnet, und Frau von Syrman trat in das Zimmer. Mit ihren kleinen Schritten und unter dem leisen Klingeln ihrer Armbänder kam sie bis an das Bett, blieb stehen und drohte mit dem Finger: „Schwiegersohn, Schwiegersohn, was Sie uns für Sorgen machen. Als wir hörten, daß Sie krank seien, war meine Kleine nicht mehr zu halten. Sie müssen ihr schon erlauben, bei Ihnen zu sein. Kann ich nicht etwas tun? Soll ich nicht Ihre Kissen richten? Kranke haben mir gesagt, ich hätte eine besonders glückliche Hand darin."

„Ich danke", erwiderte Streith abweisend. „Oskar macht das sehr gut."

„Das ist ja schön," versetzte Frau von Syrman und schaute sich im Zimmer um, „aber soll ich nicht das Fenster schließen, es geht draußen ein kleiner Wind."

„Ich bitte, das Fenster offen zu lassen", entgegnete Streith nachdrücklich.

„So, so." Frau von Syrman wurde unsicher. „Du bleibst wohl noch hier, Kind? Ich glaube, zwei sind zuviel für das Krankenzimmer. Auf baldige gute Besserung, lieber Schwiegersohn." Damit ging sie.

Streith und Britta schwiegen eine Weile. Streith verzog schmerzhaft sein Gesicht, und endlich sagte er: „Im Garten soll eine Rose aufgeblüht sein, die ‚Baronin Rothschild'. Willst du nicht hinausgehen und sie dir ansehen?"

„Ja", erwiderte Britta gehorsam, stand auf und ging hinaus.

Nun lauschte Streith auf die Stimmen und Schritte im Nebenzimmer, er hörte Frau von Syrmans

ſpitze Abſätze auf und ab klappen. Jetzt geht ſie und faßt meine Sachen an, dachte er ingrimmig. Im Garten begann Roller laut zu bellen. Streith klingelte. Als Oskar kam, fragte er ungeduldig: „Warum bellt Roller?“

„Das gnädige Fräulein läuft mit ihm um den Raſenplatz“, berichtete Oskar.

„Roller ſoll hereingerufen werden,“ befahl Streith, „und zu mir wird niemand mehr hereingelaſſen, ich ſchlafe.“ Damit kehrte er ſich der Wand zu.

Streith hatte eine ſchlimme Nacht. Am Tage lag er in leichtem Schlummer oder wachte über ſeine Schmerzen. Er beobachtete, wie ſie kamen, zunahmen, nachließen, wieder mit neuer Kraft einſetzten; dieſen Feind zu ſtudieren war ihm eine peinvolle und ermüdende Aufgabe. Für die Phantaſie des Fiebernden nahmen die Schmerzen Geſtalt an, er ſah das graue Hundegeſicht mit den bleichen Augen und den gelben Zähnen, das ſich wütend in ſeine Glieder verbiß.

Am Nachmittage, während Streith im Halbſchlafe dalag, fühlte er, daß jemand neben ſeinem Bette ſaß. Er wußte, es war Britta; er wußte, jetzt ſah ſie ihn mit ihren großen, angſtvollen Augen an, der Stuhl, auf dem ſie ſaß, knarrte leiſe. Eine Weile konnte er ſich nicht entſchließen, die Augen zu öffnen, er war zu müde, um zu lächeln, zu ſprechen. Endlich ſchlug er doch die Augen auf, Britta ſaß an ſeinem Bett, ſie trug ihr rotes Sonntagskleid. Sie mußte ſchnell gegangen ſein, denn das Geſicht war ganz roſig unter dem Gewirr ſchwarzer Haare; auf ihren Knien lag ein großer Strauß gelber Trollblumen, der einen leichten Geruch von Honig und feuchten Blättern um ſich verbreitete.

„Guten Tag, Kind“, ſagte Streith leiſe.

Digitized by Google

„Guten Tag," erwiderte Britta, „wie geht es dir?"
„Nicht gut", meinte Streith. „Schöne Blumen."
„Ja, ich habe dir einige Trollblumen gebracht."
„So, blühen die noch?"
„Ja, die blühen noch."

Streith wurde unruhig, die Gewaltſamkeit der Farben an dem Mädchen, der Glanz der Augen, das ſtarke Blühen dieſer Jugend, dieſes Leben bedrückten ihn und taten ihm weh. Er ſah zur Decke auf, ſein hageres Geſicht mit der kühn geſchwungenen, bleichen Naſe ſah ſtreng und unzufrieden aus. „Liebes Kind, ich wollte dir etwas ſagen", begann er.

„Ach ja", rief Britta und beugte ſich vor, bereit, etwas für ihn zu tun.

„Es iſt ſehr liebenswürdig von dir und deiner Mutter, zu mir zu kommen," fuhr er fort, „ſehr liebenswürdig, und ich bin äußerſt dankbar dafür. Aber ſiehſt du, der Menſch, wenn er krank iſt, iſt eben ein anderer; er iſt eigentlich nur ein halber Menſch und ein unintereſſantes, unliebenswürdiges Weſen. Auch bin ich gewohnt, allein zu ſein, wenn ich krank bin. Krankheit iſt nun einmal eine einſame Sache, Ruhe brauche ich, ſonſt nichts. Und du, was ſollſt du in einem Krankenzimmer? Du gehörſt in den Wald und in den Sonnenſchein. Wenn es beſſer geht, ſchicke ich nach dir, aber bis dahin —."

Britta ſchlug beide Hände vor das Geſicht und begann zu ſchluchzen.

Ungeduldig zog Streith die Augenbrauen zuſammen: „Warum weinſt du?" fragte er. „Da iſt ja nichts zu weinen."

Sie aber glitt von ihrem Stuhl herab, kniete vor dem Bett, beugte ſich auf ſeine Hand nieder und ſtöhnte: „Du magſt mich nicht mehr."

„Ach, Kind," sagte Streith müde, „wie habe ich deine Jugend, deine Schönheit angebetet. Jetzt möchte ich, daß es ein wenig stille um mich ist. Später vielleicht gehen wir wieder zusammen in den Wald oder wir tanzen zusammen in der blauen Stube. Vielleicht, wer kann das wissen."

Britta erhob den Kopf, ihr Gesicht war von Tränen überströmt, und mit einer Stimme, die heiser vom Weinen war, sagte sie böse: „Warum mußt du krank sein!"

„Das weiß ich nicht," erwiderte Streith, „geh jetzt, Kind."

Britta stand auf und verließ das Zimmer, den Kopf gesenkt, wie ein gescholtenes Kind.

Sie ging hinaus in den Wald, gerade vor sich hin, und während sie ging, flossen die Tränen über ihr Gesicht, sie weinte über Streith, über sein bleiches, kummervolles Gesicht, das sie so fremd und alt angesehen hatte, aber sie weinte auch aus Zorn, am liebsten hätte sie laut in den Wald hineingescholten: „Warum das, warum das? Krank sein, Sterben, das verdirbt alles, das zerstört alles. Warum?" Sie ging, bis sie müde wurde, dann warf sie sich auf das Moos nieder, lag regungslos da und horchte in sich hinein, auf die ungewohnte Klage ihres ganzen Wesens.

Sie mochte lange dort gelegen haben, denn ihre Haare und ihre Kleider wurden feucht vom Nachttau, sie sprang auf, tiefe Dämmerung herrschte unter den Bäumen, der Wald war ganz still, und Nebel schlichen über den Sumpf. Britta fürchtete sich, zum ersten Male fürchtete sie sich im Walde und begann schnell zu gehen, sie wußte nicht, wohin, nur nach Hause wollte sie nicht. Jetzt in der blauen Stube

Digitized by Google

bei der Lampe ſitzen und ihre Mutter ſprechen hören, das konnte ſie nicht. Auf einer kleinen Lichtung ſah ſie ſich um, grau in der grauen Dämmerung ſtand hier das Häuschen der alten Annliſe, dahin wollte ſie. Britta kannte Annliſe gut, ſie war Andrees Mutter und Marguſchs Großmutter. Früher, wenn Frau von Syrman verreiſte, mußte Annliſe kommen, auf die kleine Britta achtgeben.

Britta trat in das Häuschen. Die niedrige Stube war finſter, nur die glimmenden Kohlen des Herdes warfen ihren roten Schein in die Dämmerung. Es roch hier nach Rauch und den Kräutern, die Annliſe zu ſammeln pflegte. Aus einer Ecke tönte leiſes Schnarchen, Marguſch war es, die dort ſchlief, Annliſe ſaß müßig vor ihrem Herde. „Was iſt das, mein Fräulein kommt ſo ſpät?“ ſagte ſie.

„Ja, Annliſe,“ erwiderte Britta, „ich komme zu dir, nach Hauſe will ich nicht, ich bleibe bei dir.“

„So, ſo,“ brummte die Alte, „komm nur her.“

Britta ſetzte ſich auf einen Schemel zu Annliſe; jetzt in der ſanften Wärme des Herdes fühlte ſie, daß ſie müde war und gefroren hatte.

„Mein Fräulein iſt ja naß,“ ſagte Annliſe und ſtrich mit der Hand über Brittas Haar, „was iſt denn geſchehen? Dein Herr iſt krank, ich habe es gehört, iſt es denn ſo ſchlecht? Jung iſt er ja auch nicht mehr.“

Da fuhr Britta auf: „Warum ſprichſt du ſo, Annliſe? Ich glaubte, bei dir wird es ruhig und gemütlich ſein, und nun ſprichſt du ſolche Dinge.“

„Ich ſag' ja nichts, ſei nur ruhig“, meinte die Alte.

Britta ſchwieg einen Augenblick und ſchaute in die Kohlen, dann fragte ſie: „Fürchteſt du dich vor dem Tode?“

„Was ſoll ich mich fürchten?“ brummte die Alte.

„Ich habe mich genug geplagt im Leben, was kann der Tod mir tun?"

Das klang so beruhigend, fast gemütlich. „Ich bin hungrig", sagte Britta.

„Brot haben wir heute gebacken", erwiderte Annlise, stand auf, holte eine Tasse Milch und ein Stück Brot. „Iß, Kind, iß", sagte sie.

Britta trank und aß, jetzt fühlte sie sich hier sicher und geborgen, und als sie satt war, wurde sie heiterer. „Jetzt, Annlise," sagte sie, „mußt du erzählen, aber nichts Trauriges. Erzähl' so was von Liebe. Wie war es, als Andrees Vater dich liebte?"

„Da ist nicht viel Gutes zu erzählen," antwortete Annlise, aber Britta drängte sie: „Erzähle, erzähle."

„Nun, er war hier beim Grafen bei den Pferden, der Peter," begann die Alte, „ich war bei der Wäsche. Damals wurden die Arbeitspferde im Sommer bei Nacht auf den Klee getrieben, um zu weiden. Er hatte eine kleine Holzhütte auf Rädern, sowie ein Hundehaus, die schob er sich auf das Feld, und da konnte er hineinkriechen, wenn es regnete. Nun, wie Marjellen schon sind, ich ging damals oft des Nachts zu dem Peter hinaus auf das Feld."

„Das war hübsch", schaltete Britta ein.

„In den hellen Nächten war es ganz gut," fuhr die Alte fort, „aber später, wenn die Nächte dunkel wurden, da hatten wir unsere liebe Not. Immerfort mußte der Peter nach den Pferden sehen, viel Zigeunervolk trieb sich damals hier herum, leicht konnte einer ein Pferd fortführen, ohne daß der Peter und der Hund es merkten. Wenn nun der Peter fort war, um nach den Pferden zu sehen, dann saß ich allein vor der Hütte, und da fürchtete ich mich zuweilen, besonders auf dem einen Felde, bei dem das Wasser

Digitized by Google

ganz nahe ist, in dem der lange Jakob ertrank. Besoffen ist er da bei Nacht hineingegangen, nur seinen Hut und Stock fand man, ihn selbst hat man nicht gefunden, so tief ist das schwarze Wasser dort. So sitze ich einmal vor der Hütte, die Nacht ist ganz schwarz und mir so eigen zumute. Da merke ich, daß einer vor mir steht, ich denke, es ist der Peter. ‚Bist du es, Peter?' fragte ich. Er antwortet nicht, ich fühle aber, wie es ganz kalt zu mir herüberkommt, als ob ein Windchen den Nebel vom Wasser heranbläst, und ich rieche auch einen ganz starken Geruch nach Schlamm und Sumpf. Da weiß ich, es ist der lange Jakob. Vor Furcht kann ich nicht sprechen, und ich zittere nur so am ganzen Leibe. Da höre ich, wie er einmal ganz tief aufseufzt, dann höre ich nichts mehr. Als der Peter kommt, frage ich ihn: ‚Warst du eben hier?' ‚Nein', sagt er. ‚Dann war's der lange Jakob', sage ich. ‚Dummheiten,' sagt er, ‚komm, kriechen wir in die Hütte', und da krochen wir in die Hütte."

„Da war es sicher," bemerkte Britta; „wenn man nah beieinander ist, dann ist es sicher, wenn auch draußen die Gespenster herumlaufen."

„Freilich," meinte Annlise, „ich bin damals auch nicht früher nach Hause gegangen, als bis es hell war. Ja, das waren so Zeiten. Was half es? Der Peter ging zum Militär, und ich saß da."

„Nein, nicht das," fuhr Britta heftig auf, „nicht das! Warum muß alles traurig enden?"

Die Alte seufzte: „Da ist nichts zu machen, Kindchen, zum Lachen sind wir nicht auf der Welt."

Beide schwiegen nun, Britta stützte die Ellbogen auf die Knie und das Gesicht in die Hände und starrte in die Kohlen, die flüsternd verglommen.

Digitized by Google

Es gab Stunden, in denen Streith das Glück des Kranken genoß, das müde Glück, wenn die Schmerzen für eine Weile ihn verließen, er erschöpft wie von schwerer Arbeit dalag und dachte: Wie leicht ist doch das Leben ohne Schmerzen. Dann ließ er die Tür seines Zimmers öffnen, um in die Zimmerflucht hinabschauen zu können, er wollte sehen, wie das Licht und die Blätterschatten auf dem blanken Parkett lagen, wie Roller auf seinem sonnigen Plätzchen schlief, wie die Möbel feierlich an den Wänden standen und die Goldrahmen der Bilder blitzten. Die Fenster waren geöffnet, vom Garten strömten warme Düfte herein, zuweilen verirrte eine Biene sich in das Zimmer und erzählte mit ihrem Summen von den sonnenbeschienenen Rosen draußen. Übermannte der Schlummer ihn in solchen Stunden, so kamen angenehme Traumbilder, Bilder früherer Reisen. Er saß in einer Gondel, greller Sonnenschein fiel auf den Kanal, und der Widerschein des Lichtes zitterte wie kleine, rege Goldwellen an den roten Mauern der Paläste hinauf. Oder er stand unter Hollands grünlichem Himmel vor einem blauen Hyazinthenfelde; tiefes, sattes Blau, wohin er auch sah. Ab und zu kam Frau Buche mit ihrer weißen Schürze und ihren friedlichen, grauen Augen und reichte ihm eine Tasse Fleischbrühe. „Ganz frische Hühnerbouillon," sagte sie, „einige Spargelköpfe habe ich hineingetan, von den kleinen, dunklen. Die großen sind wohl süßer, aber die kleinen bitteren haben noch so die Kraft der Erde."

„Sie mögen recht haben", meinte Streith, schob ein Spargelköpfchen in den Mund und sah Frau Buche mit dem hilflosen Blick des Kranken an. „Sie mögen recht haben, das schmeckt allerdings nach Kraft."

Und dann fragte er, wie er das in letzter Zeit öfter getan: „Ist niemand gekommen?“

„Niemand, Herr Graf“, war die Antwort.

„Wen erwartet er denn“, sagte Frau Buche zu Oskar. „Sind es wieder die vom Forsthause?“

„Nein, die sind es nicht“, antwortete Oskar geheimnisvoll.

Das Rollen eines Wagens vor dem Hause ließ Streith gespannt aufhorchen. Der Wagen hielt, eine Tür ging, Stimmen wurden laut, Oskar kam eilig in Streiths Zimmer und meldete: „Ihre Hoheit, die Frau Fürstin sind da und lassen fragen, ob sie den Herrn Grafen sehen dürfen.“

„Ich lasse bitten“, erwiderte Streith und fuhr mit der Hand ordnend über Bart und Haar.

Die Fürstin trat in das Zimmer, sie blieb vor dem Bette stehen und sagte: „Ich wollte doch nach Ihnen sehen, lieber Graf.“

„Sehr gnädig“, antwortete Streith und versuchte es, in das Nicken seines Kopfes etwas Zeremonielles zu legen.

„Dann setze ich mich zu Ihnen“, fuhr die Fürstin fort und setzte sich auf den Stuhl, der an Streiths Bette stand. Als sie jedoch dort saß, fand sie nicht sogleich etwas zu sagen. Sie schaute Streith an mit ihren klaren, ruhevollen Augen; die Wangen waren von der Luft leicht gerötet, die Lippen lächelten ein befangenes Lächeln.

Den kleinen, hellen Sommermantel kannte Streith, die leichte Seide des Kleides hatte eine milde Heliotropfarbe, und am gelben Strohhut steckte ein weißer Möwenflügel. Vor der milden Feierlichkeit dieser Gestalt fühlte Streith wieder die andächtige Zärtlichkeit, die ihm einst so wohl getan hatte.

Digitized by Google

„Freuen Sie sich ein wenig?“ fragte die Fürstin, und eine leichte Aufregung bebte in ihrer Stimme.

„Ja, ich freue mich,“ erwiderte Streith ernst, „nur wünschte ich mehr Kraft zu haben, um mich zu freuen.“

„Das kommt noch,“ tröstete die Fürstin, „Sie werden sehen, bald geht es wieder aufwärts.“

„Bald,“ wiederholte Streith, „bald muß es sein, denn sonst kommt der Mut zum Aufwärtsgehen abhanden. Oft denke ich schon, vielleicht ist es genug, obgleich,“ seine Stimme wurde schwach und leise, „hat man da so viel Zeit verschwendet, eine gute Figur zu machen.“

„Wie meinen Sie?“ fragte die Fürstin und beugte sich ein wenig vor.

„Ich meine,“ versetzte Streith lauter, „wir können aus unserem Leben doch nicht das machen, was wir daraus machen wollen, es tut immer, was es selbst will.“

„Ach, Streith, so geht es uns allen,“ meinte die Fürstin, und die Erregung ließ ihre Augen glitzern, „wir alle glauben, würde unser Leben uns gegeben, damit wir es noch einmal leben, wir würden es besser machen. Wenn es so Korrekturbogen — nicht wahr, so nennt man das? — Korrekturbogen des Lebens gäbe.“

Streith lächelte: „Korrekturbogen, ganz richtig, in denen wir alles, was uns mißfällt, mit dicken, schwarzen Strichen ausstreichen könnten.“

„Und doch,“ sagte die Fürstin sinnend, „in guten Stunden, wenn wir geneigt sind zu verzeihen, dann verzeihen wir auch unserem Leben.“

„Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig,“ antwortete Streith, „besonders da mir jetzt der Verdacht

Digitized by Google

gekommen ist, daß es gar nicht für uns ist, daß wir leben. Meine Großmutter erzählte uns Kindern das Märchen von der hochmütigen Rosine, die glaubte, der Kuchen wäre nur deshalb gebacken, damit sie ein weiches und warmes Bett habe." Streith lachte, und auch die Fürstin lachte; es tat ihr wohl, wieder einmal wie früher mit Streith lachen zu können. Aber eine plötzliche Schwäche machte Streiths Gesicht ganz bleich, und er schloß die Augen.

„Das Sprechen greift Sie an," rief die Fürstin besorgt, „Sie müssen stilliegen, Sie müssen versuchen, zu schlafen. Ich sitze noch ein wenig hier, wenn es Ihnen gut tut."

„Ja, das tut gut", sagte Streith leise.

Nun saß die Fürstin schweigend da, die Hände im Schoß gefaltet, sie schaute zum Fenster hinaus, und der Blick ihrer Augen wurde stetig, wie er es in Augen wird, die nicht auf ihre Umgebung, sondern träumend auf ein fernes Erinnerungsbild schauen. Da Streith wirklich ruhig zu schlafen schien, erhob sich die Fürstin und verließ leise das Gemach.

Rote Abendlichter glitten schon über die Wand, als Streith erwachte. Doktor Ruck stand vor dem Bette und rieb sich die Hände. „Geschlafen, das sehe ich gern", sagte er und griff nach dem Puls des Patienten. „Unser Puls gefällt mir zwar nicht recht. Nun, wir wollen eine kleine Spritze geben." Er ging zum Tische, um seine Spritze vorzubereiten. Streith richtete sich ein wenig in den Kissen auf; das abends zunehmende Fieber regte ihn an, es verlangte ihn danach, zu sprechen und sprechen zu hören. „Wie geht es Ihren Kindern, Doktor?" fragte er.

Digitized by Google

„Danke, gut," antwortete der Doktor, „lauter Musterbuben."

„Wie viele?" fragte Streith weiter.

„Bis jetzt vier."

„Bis jetzt?" wiederholte Streith, „rechnen Sie auf mehr?"

„Das will ich meinen," erwiderte der Doktor, „Kinder sind doch das Beste, das wir der Welt geben können, sie sind doch sozusagen unsere Unsterblichkeit."

„So, so, Ihre Unsterblichkeit," meinte Streith, „ich weiß nicht, ob diese Unsterblichkeit mich besonders locken würde; aber das sind doch so die eigentlichen Lebensgeschäfte, und ich bin gegenwärtig nicht recht in der Lage, kompetent darüber mitzureden."

Der Doktor trat an Streiths Bett: „Ach was," sagte er, „wenn Sie die Spritze im Leibe haben, dann sind Sie wieder in der Lage, über alles mitzureden." Er beugte sich über den Kranken, um die Einspritzung zu machen, und als er fertig war, setzte er sich auf Streiths Bett und sagte befriedigt: „So. Nun fühlen wir uns gleich frischer."

„Ja, vielleicht", gab Streith zögernd zu. „Aber, sagen Sie, Doktor, Sie sprechen von Ihrer Unsterblichkeit. Sie glauben also, daß mit diesem Leben alles zu Ende sei."

„Ich weiß nicht," erwiderte der Doktor und schaute ein wenig betroffen drein, „es sieht fast so aus."

„Gut, gut," fuhr Streith fort, „es kommt nur darauf an, ob das Wort ‚zu Ende' über unser Leben hinaus noch einen Sinn hat, oder ob das nicht nur eine irdische Einrichtung ist, daß etwas zu Ende geht."

Digitized by Google

„Wie gesagt..." stotterte der Doktor.

„Sie wissen es nicht," unterbrach ihn Streith, „woher sollten Sie auch. Ich meine nur, wenn nach unserem Leben hier doch etwas anderes kommt, müßten wir nicht etwas davon spüren, wenn wir ihm nahe sind? Wenn hier alles anfängt zu verblassen, müßten wir dann nicht ganz in der Ferne, so etwas wie Farben sehen? Na, gleichviel, hören Sie, Doktor, sind Sie einmal so vom Binnenlande her dem Meere zugefahren?"

„Nein, ich erinnere mich nicht", antwortete der Doktor.

„Ich bin einmal in Pommern", fuhr Streith fort, „durch den Wald dem Meere zugefahren. Es war der heißeste Tag, dessen ich mich erinnern kann. Die Föhrenstämme, an denen ich hinfuhr, glühten wie überheizte Öfen, die Luft lag auf mir wie eine wollene Decke. Das Atmen war unter diesen Umständen kein Vergnügen, so ließ ich mich stumm und gedankenlos durch den heißen Sand vorwärtsschleppen. Da plötzlich fühlte ich, als würde der Druck, der auf mir lag, leichter, das Atmen wurde bequemer, ein Windchen kam und spielte mir um die Lippen und schmeckte so gut, wie mir lange nichts geschmeckt hatte, und je weiter wir fuhren, um so angenehmer wurde das Atmen, und der kleine Wind kam immer häufiger und verstärkte sich. Er fing schon an, in den Föhrennadeln zu flüstern und wurde zu einem leisen Rauschen, und ich sperrte den Mund auf und die Nasenflügel und trank diesen Wind in mich hinein, denn er schmeckte nach Weite; er roch köstlich nach unendlicher Weite. Und dann hörte ich einen Ton, ganz weit, ganz leise, und doch lag in ihm etwas Großes, etwas Befreiendes, Kühlendes, es lag in

Digitized by Google

dieſem leiſen, fernen Ton etwas wie das Donnern der Stimme der Unendlichkeit. Sehen Sie, Doktor, das war das Meer.“

Streith ſchwieg und ſchloß die Augen, auch der Doktor ſchwieg eine Weile, und als er zu ſprechen begann, mußte er ſich räuſpern, er fürchtete, ſeine Stimme würde unſicher klingen. „Jetzt werden Sie ſchlafen, lieber Graf,“ ſagte er, „und angenehm träumen, vielleicht von der großen Stimme.“

„Ja, vielleicht von der großen Stimme,“ antwortete Streith ſchlaftrunken, „gute Nacht, Doktor.“

Graf Donalt Streith war geſtorben. Im Schloſſe hörte man, der Bruder des Grafen ſei gekommen, um die Leiche auf das Stammgut der Streiths überführen zu laſſen, am Vormittag ſollte der Wagen mit dem Sarge unten auf der Landſtraße am Schloſſe vorüberfahren. Um dieſes zu ſehen, ließ Baron Fürwit, Rekonvaleſzent und noch ſchwach, einen Seſſel auf die Hoftreppe ſtellen, dort ſaß er und wartete. Neben ihm ſtand der Major, die hervortretenden, blauen Augen ſtarrten traurig vor ſich hin. „Ein edler, ein nobler Menſch war unſer Streith, es iſt ſchade um ihn“, ſagte er.

„Natürlich war er edel und nobel,“ meinte der Baron, und ſeine Stimme nahm etwas Zänkiſches an, „ich bin gewiß der letzte, der von einem verſtorbenen guten Bekannten etwas Schlechtes ſagt, aber er wußte nicht, was er wollte. Bald wollte er dies, bald wieder etwas ganz anderes. Er hatte ein unruhiges Herz und, ſehen Sie, Major, ein unruhiges Herz taugt nicht, iſt nicht geſund, unruhige Herzen dauern nicht.“

„Das mag ſein,“ erwiderte der Major, „wir alle irren. Ich habe unſeren Streith verehrt.“

Digitized by Google

Das schien den Baron zu ärgern: „Ja, ja, wer sagt denn etwas anderes? Nun, das ist nicht zu leugnen. Sehen Sie, Major, es gibt eben Menschen, die sich einzurichten verstehen und Menschen, die sich nicht einzurichten verstehen. Streith war einer von denen, die sich nicht einzurichten verstehen."

Auf der anderen Seite des Schlosses auf der Gartenveranda lag Prinzessin Marie in einem Korbsessel, und die runden, blauen Augen sahen in den Mittagsonnenschein hinein, ruhig und ein wenig traurig, Augen, die nicht mehr erwarten, daß dort vor ihnen in dem flimmernden Lichte etwas Schönes und Erregendes auftauchen könnte. Neben der Prinzessin saß Fräulein von Dachsberg und warf eine weißwollene Haube auf, welche die Prinzessin für eine arme Frau im Dorfe stricken sollte.

Die Fürstin aber war in den Garten hinabgestiegen, sie ging bis zum Gartengitter, blieb dort stehen, schützte die Augen mit der Hand und spähte auf die Landstraße hinaus. Auf der anderen Seite der Straße, am Waldrande, standen zwei Frauen in schwarzen Trauerkleidern, Frau von Syrman und ihre Tochter. Britta hielt einen großen Feldblumenkranz, flammend von den Farben der Trollblumen, Lichtnelken, Sumpforchideen und Skabiosen. Nun hörte man den Hufschlag von Pferden, und der Leichenwagen kam, mit einem Viererzuge bespannt. Der Sarg war mit einer schwarz und silbernen Decke überdeckt und auf ihr lagen Palmenzweige und große Kränze aus weißen Rosen. Als der Wagen langsam am Waldrande hinfuhr, traten die beiden Frauen vor, und Britta legte ihren Kranz auf den Sarg. Dann setzte Britta sich am Wegrain nieder, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. Die Fürstin stand noch immer regungs-

Digitized by Google

los da und ſchaute dem Wagen nach, wie er die Allee hinabfuhr, umgeben von dem blonden Flimmern einer leichten Staubwolke, immer kleiner wurde mit ſeinem ſchwarzbedeckten Sarge, ſeinen weißen Kränzen, in deren Mitte Brittas Kranz lag, heiter in ſeiner Farbenpracht, wie ein helles Jugendlachen.

Digitized by Google

Am Südhang

Erzählung

Digitized by Google

(1914)

Digitized by Google

Karl Erdmann von West-Wallbaum war Leutnant geworden, und während er durch den Sommerabend dem elterlichen Landhause zufuhr, sagte er sich, daß all die klugen, hochmütigen Leute, welche schlecht vom Leben sprachen, ja, daß seine eigenen weltschmerzlichen Stunden dem Leben unrecht taten. Es gab wirklich ganz einwandfreie Lebenslagen. Und mit wie geringen Mitteln baute das Leben oft solch ein Glück auf. Wie viele junge Leute wurden jedes Jahr Leutnant, und mit dem Leutnant war schließlich auch noch nicht allzuviel erreicht. Dennoch, und es war vielleicht lächerlich, aber dieser Leutnant machte ihn glücklich. Er hatte das Gefühl, als sei etwas Neues in ihm; das ihn zu einem anderen machte, zu einem, der mehr Recht auf Liebe, Bewunderung und alles Gute der Welt hatte als der frühere Karl Erdmann. Das würden sie dort zu Hause wohl verstehen. Das war es ja, was das Leben zu Hause so weich und verwöhnend machte, daß man so mühelos einander verstand. Menschen, die einander leicht verstehen, wissen, daß sie einander leicht verwunden können. Daher kam vielleicht in das Leben dort zu Hause die köstliche Behutsamkeit des Umganges, die Karl Erdmann stets die Empfindung gab, als sei sie etwas sehr Kostbares, das zart angefaßt werden mußte. Nun lagen zwei Monate in dem Elternhause vor ihm, zwei ganz sorglose Monate, denn die Schulden hatte er schon gebeichtet. Er würde nichts anderes zu tun haben,

Digitized by Google

als im alten Garten umherschlendern, auf den Wiesen liegen, von seiner Mutter und seinen Schwestern sich verwöhnen lassen, des Vaters gute Zigarren rauchen und ungestört dieses Gefühlvolle in sich gewähren lassen, wie es nur in den alten elterlichen Landhäusern gedieh. Seltsam war es, wie sich dort jedes kleine Ereignis mit einer Gefühlsatmosphäre umgab, die es groß und farbig erscheinen ließ wie den durch Abenddünste aufsteigenden Mond. Karl Erdmann war häufig schon verliebt gewesen, als Kadett und als Fähnrich. Und draußen in der Garnison hatte manche Liebesaffäre gespielt. Allein das war ganz etwas anderes, als zu Hause in den Ferien verliebt zu sein. Da war es eine stille, stetige und erregende Beschäftigung. Man lag stundenlang im Grase und war verliebt, ließ sich von einem starken, süßen, ein wenig erschlaffenden Gefühle wiegen. Draußen konnte Karl Erdmann zynisch und schneidig sein, hier wurde er empfindlich und feinschalig wie eine Frucht, die auf dem Südhange gereift ist. Karl Erdmann war also in den Ferien immer verliebt gewesen, und zwar immer in Frau von Bardow. Das gehörte zu den Ferien wie das Glitzern des Weihnachtsschnees oder wie die gelben Augustbirnen. Eigentlich waren alle zu Hause in Frau von Bardow verliebt, selbst der Vater holte, wenn er mit ihr sprach, seine alten ritterlichen Gardedukorpsmanieren hervor, und Frau von Bardow schien das zu wollen. Sie sprach mit allen diesen Männern so, als wünschte sie, ihnen den Kopf zu verdrehen, oder als bestände zwischen einem jeden von ihnen und ihr ein einzigartiges Verhältnis. So war es mit Botho, dem Hauptmann, Karl Erdmanns älterem Bruder, so mit dem Legationsrat Grafen Ottomar von der Lynck, dem Verlobten von Karl Erdmanns

Digitized by Google

Schweſter Oda; ja ſogar mit dem fünfzehnjährigen Leo und ſeinem Hauslehrer Herrn Ariſtides Dorn hatte Frau von Bardow eine beſondere erregende Art zu verkehren. Nur mit ihm, Karl Erdmann, hatte ſie ſtets eine ſchweſterliche, faſt mütterliche Art des Verkehrs gehabt. Und doch hatte er ſchon als Knabe den Zauber dieſer ſeltſamen, ſchönen Frau ſtärker als alle anderen empfunden, ſo ſtark, daß er oft wehrlos gegen das eigene Gefühl auf die Wieſe hinausrannte, ſich auf einen Heuhaufen warf, das Geſicht in das Heu ſteckte und weinte. Frau von Bardow aber tat nie ſo, als merkte ſie etwas davon, während ſie doch bei allen anderen Herren von vornherein ſo tat, als ſei es kein Zweifel, daß ſie ganz unter ihrem Zauber ſtanden. Nun, der Leutnant würde auch hier alles verändern, und dieſe Überzeugung trug nicht wenig zu Karl Erdmanns augenblicklichem Glücke bei.

Daniela von Bardow war von ihrem Gemahl geſchieden. Karl Erdmann erinnerte ſich des ſeltſamen geheimnisvollen Mitleidgefühls, das er als Knabe empfunden hatte, wenn die Erwachſenen andeutungsweiſe davon ſprachen, daß Bardow ein ſchlechter Menſch ſei, daß die arme Daniela viel gelitten habe und noch immer von der Welt verkannt und falſch beurteilt werde. Frau von Weſt-Wallbaum liebte Daniela ſehr und verteidigte ſie ſtets leidenſchaftlich. „Es tut immer weh," pflegte ſie zu ſagen, „wenn jemand leidet, weil ihm Unrecht geſchieht. Wenn aber Daniela beleidigt wird und leidet, dann empört das wie eine ſinnloſe Grauſamkeit. Es iſt ſo, als ob jemand eine Blume beleidigt." Karl Erdmann verſtand das wohl, und jetzt, da er für Daniela doch auch etwas bedeuten würde, jetzt ſollte ſie erfahren, wie tief er für ſie fühlte. Er hob die Arme und ſtreckte ſich behaglich,

Digitized by Google

so daß das Seidenfutter der neuen Uniform angenehm knisterte. Also für die nächsten zwei Monate stand lauter Gutes und Schönes in Aussicht, und Karl Erdmann wollte es sich schmecken lassen. Da war noch zwar dieses Duell, aber das sollte ihn nicht stören. An ein Duell dachte man wie an eine unvermeidliche Geschäftssache, die abgemacht werden mußte, nicht anders. Es war eine häßliche Szene gewesen drüben in der Garnison mit einem betrunkenen Referendar, der sich Redensarten gegen das Regiment erlaubt hatte. Übrigens hatten der Ehrenrat und die Kameraden anerkannt, daß Karl Erdmann sich gut benommen hatte. Natürlich bat der Referendar um Aufschub, weil er noch manches zu ordnen hatte, Zivilisten bitten immer um Aufschub und haben immer etwas zu ordnen. Aber in den nächsten Wochen sollte das Duell stattfinden. Gut, Karl Erdmann störte das nicht, im Gegenteil, es fiel ihm zwar nicht ein, gefühlvoll an dies Duell zu denken, allein die Tatsache, daß es zu den Ereignissen dieses Sommers gehören würde, gab dem Bilde dieses Sommers, gab der Gestalt Karl Erdmanns doch ein eigenes, ein wenig mystisches Licht. So störte denn nichts seine Freude.

Der Wagen bog in die lange Lindenallee ein. Hier war es dunkel und so still, daß das Rascheln des Taues in den Blättern hörbar war. Karl Erdmann wurde es ganz feierlich zumute. Hier erst schien es ihm, als ließe er endgültig die Welt der Garnisonen, der Kasinos, der Rekruten und der frechen, kleinen Mädchen hinter sich und fuhr durch diesen stillen, finsteren Korridor, in dem es erfrischend nach feuchtem Laub duftete, dem Erdflecken zu, auf dem es galt, nichts zu tun, als tief zu fühlen, gut zu essen und sich verwöhnen zu lassen.

Digitized by Google

Da war schon das Landhaus mit der langen, weißen Front. Auf der Freitreppe hatte sich die ganze Familie versammelt, all die großen blonden Gestalten, aus der Sommerdämmerung schimmerten die weißen Kleider der Mädchen und die roten Pünktchen der brennenden Zigarren. Eine sich überschlagende Knabenstimme rief: „Hurra." Karl Erdmann eilte sporenklirrend die Treppe hinan und suchte sich unter den großen Gestalten die kleinste heraus, um sie in seine Arme zu nehmen, seine Mutter. Dann begann das Begrüßen der anderen. Niemand sprach. Es hatte etwas Sakramentales, so von einem zum anderen zu gehen und sich küssen zu lassen. Zuerst die Schwestern Oda und Heida, dann der Bruder Hauptmann und der fünfzehnjährige Leo. Selbst der kühle Legationsrat, Odas Bräutigam, küßte Karl Erdmann auf beide Wangen. Fräulein Undamm, die Gouvernante, und Herr Dorn, der Hauslehrer, drückten Karl Erdmanns Hand so innig, wie man es sonst nur bei Begräbnissen oder Trauungen zu tun pflegt. In einer Ecke stand eine schmale, weiße Gestalt, in der Dämmerung erschien auch das Gesicht sehr weiß zwischen den schwarzen Scheiteln. Es war Frau von Bardow. Als Karl Erdmann ihr die Hand küßte, sagte sie mit ihrer hübschen, singenden Stimme: „Gut, daß Sie da sind, nun ist der Sommer komplett."

„Na, also!" rief Herr von West-Wallbaum laut, als wollte er dadurch den Schluß einer feierlichen Zeremonie ankündigen, und man ging in das Haus.

Die Zimmer waren voller Licht, voller Blumen und weißer Mullgardinen. Durch die geöffneten Fenster duftete der dunkle Garten herein. Nach der stillen Fahrt machten die vielen Menschen, das Kommen und Gehen, all die Stimmen Karl Erdmann ein

Digitized by Google

wenig schwindlig. Er unterhielt sich ernst mit seinem Vater, mit seinem Bruder über die Flotte und das Regiment, dabei bemerkte er, daß in dem Gespräch der beiden Herren mit ihm ein Ton achtungsvoller Gleichstellung durchklang, der ihm neu war. Neben ihm stand schweigend seine Mutter und hielt seinen Arm. Das kleine Gesicht mit den vielen Fältchen unter der großen Spitzenhaube war erhitzt, weiß und rosa wie das Gesicht eines Kindes.

Während der Abendmahlzeit dauerten die militärischen Gespräche fort, und alle an der langen Tafel hörten zu und sahen Karl Erdmann an, wie etwas, das sie sehr interessierte und das sie bewunderten. Alle, auch die Kinder, selbst Herr Aristides Dorn, der dabei zwar sein verhaltenes hochmütiges Lächeln lächelte und sich immer wieder eine schwarze Haarlocke aus der Stirn strich, mit einer Bewegung, die wie ein Protest aussah. Nur Daniela war unaufmerksam, ordnete die Brotkrümchen auf dem Tischtuch zu kleinen Mustern, flüsterte ihrem Nachbar etwas zu, worüber gelacht wurde, und benahm sich wie jemand, der entschlossen ist, die Andacht einer Zeremonie nicht zu teilen. Das quälte Karl Erdmann; er fand sie wieder ergreifend schön, das schmale Gesicht mit der wunderbaren Klarheit der feinen Züge, dazu die schieferblauen Augen, die von den Wimpern so seltsam umschattet wurden, und der hellrote Mund, dessen Lächeln dem strengen Gesicht etwas Strahlendes und Blühendes verlieh. Bei Gott, diese Frau wirkte auf Karl Erdmann so stark, daß, wenn er sie ansah, er sich so wehrlos und schwach wie ein verliebter Schuljunge fühlte.

Nach dem Essen trank man zur Feier des Tages auf der Gartentreppe eine Bowle. Man saß da zusammen

Digitized by Google

in der Dämmerung der nordiſchen Sommernacht, die ſchwer von Düften war, und Karl Erdmann, direkt von der Garniſon hier hineingekommen, empfand alles als ſeltſam traumhaft und unwirklich, den ſo in der Finſternis getrunkenen Wein, die Zigarre, die Stimmen, die in die Dunkelheit hineinſprachen. Der Vater fragte noch immer nach dem Oberſtleutnant von Treskow und dem General von Langen, und dann begann er die oft erzählten Geſchichten aus ſeiner Militärzeit zu erzählen. Die anderen hielten es nicht lange beim Wein aus, einer nach dem anderen ſchlich ſich in den Garten hinab. Der Graf Lynck legte ſeinen Arm um Odas Taille, um mit ihr die dunkle Kaſtanienallee entlang zu gehen. Karl Erdmann ſah noch, wie Odas hohe üppige Geſtalt ſich feſt an den Grafen anſchmiegte, und er dachte ärgerlich: was nur dieſes herrliche Mädchen an dem ſchmalſchulterigen, fiſchblütigen Diplomaten haben kann. Die beiden Kinder ſuchten im feuchten Raſen nach den Frühbirnen, die man in der Dunkelheit vom Baum fallen hörte. Botho unterhielt ſich mit Daniela. Er ſprach halblaut und machte ſeine Stimme weich und muſikaliſch, wie die meiſten Männer es taten, die mit Daniela ſprachen. Daniela antwortete zögernd, als müßte ſie über das, was Botho ſagte, nachdenken. Und dann plötzlich erhob ſie ſich, ſtieg die Treppenſtufen hinab und rief eine dunkle Geſtalt an, die unten auf dem Gartenwege ſtand: „Ach, Herr Dorn, Sie haben mir da ein Buch gegeben, das ich nicht verſtehe.“ Sie lachte, ſie blieb dort unten ſtehen und unterhielt ſich mit Ariſtides Dorn. Ja, das war Daniela, Karl Erdmann kannte das, ſie ruhte nicht eher, als bis der Zauber der Sommernacht für alle Männer um ſie her voll von ihr war. Nur mit ihm hatte ſie heute noch

Digitized by Google

nicht gesprochen. Nun, er gehörte heute noch nicht dazu, er kam sich selber ein wenig wie ein fremder Besuch vor, aber das würde morgen vorüber sein.

Man trennte sich spät. Karl Erdmann schlief mit Leo in einem Zimmer. Der Knabe erwachte, als Karl Erdmann eintrat, und sagte schlaftrunken: „Ah, der Leutnant! Man wird sehen, ob er weniger schnarcht als der Fähnrich." Später kam noch Botho, um von Karl Erdmann noch Genaueres über die Affäre zu hören. Sie sprachen halblaut, um Leo nicht zu wecken, Botho ließ sich alles genau erzählen, äußerte sich sehr sachlich über den Fall und sagte, es freue ihn außerordentlich, daß alles so korrekt abgelaufen sei, und daß Karl Erdmann sich so gut gemacht habe: „Also in nächster Zeit muß es zum Klappen kommen, schön, schön. Gute Nacht", und damit ging er anscheinend sehr befriedigt.

Karl Erdmann stand noch einen Augenblick am geöffneten Fenster und schaute in den Garten hinab. Das Lob des Bruders hatte ihm wohlgetan, auch er war zufrieden damit, daß alles korrekt verlaufen war, und dabei war er ein wenig stolz darauf, so einer auserwählten Klasse von Menschen zu gehören, die sich über so etwas freuten. Unten im Garten trieb sich noch eine einsame Gestalt umher, das war ja der unheimliche Hauslehrer, den ließ wohl die Liebe zu Daniela nicht schlafen. Wenn Daniela vom Duell wüßte, fuhr es Karl Erdmann durch den Kopf, würde er dann nicht für sie ein anderer sein? Würde er ihr dann nicht wichtiger werden? Ach lächerlich. Die ungewohnte Stille der Nacht machte ihn sentimental, er wollte lieber schlafen gehen.

Digitized by Google

Den nächsten Tag begann Karl Erdmann damit, sich, wie er es nannte, systematisch zu akklimatisieren. Er ging durch das ganze Haus, hörte den bekannten Ton jeder Türklinke, roch den jedem Zimmer eigentümlichen Geruch. In einem Zimmer fand er Heida, die bei Fräulein Undamm Unterricht nahm. Die Gouvernante sah sehr klein und braun aus neben dem großen Mädchen mit dem honigblonden Haar. Fräulein Undamm errötete und sagte: „Ah, der Herr Leutnant gibt uns die Ehre." Heida lachte über das ganze rosa Gesicht, es war ihr, als sei mit Karl Erdmann eine Flut von Ferienluft in das Zimmer gedrungen. „Ach," meinte sie, „heute ist er gar nicht mehr imposant, ja, gestern in der Uniform." — „Ich will nicht imponieren," erwiderte Karl Erdmann, „ich will mich akklimatisieren. Entschuldigen Sie, ich gehe schon weiter." Im anstoßenden Zimmer fand er Herrn Dorn, der Leo eine lateinische Stunde erteilte. Herr Dorn begrüßte Karl Erdmann sehr formell, lächelte ironisch und strich sich die schwarze Locke aus der Stirn.

„Der Herr Leutnant wollen vielleicht ein wenig prüfen?" Aber Leo zog die Augenbrauen hoch und äußerte: „Prüfen? Bei der Kadettenbildung!"

„Nein, nein," sagte Karl Erdmann, „ich wollte nur hier dringewesen sein; entschuldigen Sie."

Er ging in den Hof hinunter, um die Hunde zu sehen, um im Stall den Pferden auf die blanken Hälse zu klopfen, um den Geruch von Heu, Teer, von in der Sonne heißgewordenen Steinen und Holz einzuatmen. Dann ging er wieder ins Haus, um seine Mutter zu begrüßen.

Frau von Wallbaums Zimmer, himmelblau und

Digitized by Google

weiß, sah aus wie das Zimmer eines jungen Mädchens. Sie selbst im hellgeblümten Sommerkleide, blaue Bänder auf der weißen Morgenhaube, saß an ihrem Schreibtisch und schrieb ihr Tagebuch. Sie war die einzige der Familie, die ein Tagebuch schrieb. Als ihr Sohn eintrat, lächelte sie ihm entgegen, den Kopf ein wenig zurückgebogen, damit der Kneifer nicht von der Nase falle. „Ah, da bist du", sagte sie. „Ich habe eben deine Ankunft ganz ausführlich beschrieben, und jetzt wollen wir in den Garten gehen." Sie hing sich in seinen Arm, und sie stiegen über die sonnenheißen Steinstufen der Gartentreppe in den Garten hinab. Es war ein altmodischer Garten mit langen Rabatten voll altmodischer Blumen, dicke Zentifolien an niedrigen Büschen, Gebrochenes Herz und gelbe Immortellen, die in der Sonne wie Zwanzigmarkstücke glänzten. Unter den Fenstern aber stand die Reihe der Lilien weiß und feierlich.

„Ach Kind," sagte Frau von Wallbaum, „ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen vor Freude, daß du da bist. Es ist, glaube ich, mehr als die Freude darüber, daß ich mein Kind wieder habe; wenn du da bist, ist es mir, als hätte ich einen Verbündeten. Die anderen sind ja alle so gut und lieb, aber sie sind doch alle vernünftiger als ich. Noch gestern sagte Heida, als ich etwas tun wollte: ‚Ach, Mama, laß mich das machen, du kannst es ja doch nicht.' Und sie hat auch recht. Aber mit dir habe ich das Gefühl, daß ich so unvernünftig, wie ich will, sein kann, daß du mich doch verstehst. Ja, mit dir und mit Daniela habe ich dies Gefühl, wie es vielleicht Kinder haben, wenn die Erwachsenen fortgehen und die Kinder ungestört miteinander ihre Sprache sprechen können. Aber was ich nicht für Zeug zusammenspreche." Sie bog ihren

Digitized by Google

Kopf zurück, um zu Karl Erdmann hinaufzusehen und lächelte. Als jedoch Karl Erdmann sagte: „Daniela, wie geht es ihr? Gestern schien sie heiter", da machte Frau von Wallbaum gleich wieder ein besorgtes Gesicht:

„Heiter! Mein Gott, die arme Frau hat auch ihre Kämpfe, sie hat ihre Feinde, die alles falsch deuten, was sie tut. Daniela erträgt es nun einmal nicht, daß es um sie her traurig oder alltäglich ist, sie kann nichts dafür. Lilien können auch nichts dafür, daß es um sie her süß und ein wenig schwül duftet, nicht wahr? Nun, bei uns wird sie immer Schutz finden, und für mich ist sie eine große Freude. Mit Daniela fühle ich mich so jung. Wenn wir abends zusammen bis zur Wiese gehen, um den Sonnenuntergang zu sehen, dann habe ich zuweilen das Gefühl, wie an Festtagen in meiner Jugend. Und dann — mit Daniela kann ich so lachen wie sonst nur noch mit dir." Plötzlich wurde Frau von Wallbaum zerstreut und hielt inne. Sie hatte auf dem Rasenplatz zwei gelbe Löwenzahnblüten entdeckt. Der Löwenzahn war ihr Feind, sie trug stets kleine Werkzeuge bei sich, um ihn auszurotten. „Da sind wieder zwei," rief sie und ließ den Arm ihres Sohnes los, „geh nur weiter, geh zu Daniela, sie sitzt in der Bohnenlaube, ich muß die beiden dort haben." Und geschäftig eilte sie zum Rasenplatz.

Karl Erdmann schlenderte langsam den Kiesweg entlang. In der Bohnenlaube fand er Daniela. Sie trug ein erdbeerfarbenes Sommerkleid, ein Buch lag vor ihr aufgeschlagen, aber sie lehnte den kleinen Kopf mit den schwarzen Scheiteln zurück in das Laub und die roten Blüten der Bohnen. Als Karl Erdmann in die Laube trat, nickte sie freundlich; freundlich,

Digitized by Google

ja, dachte Karl Erdmann, aber ihr strahlendes Lächeln, das sie für die andern hat, hat sie für mich nicht. Er setzte sich zu ihr und fragte: „Störe ich?“ — „O nein“, erwiderte Daniela. „Heute sind Sie schon ganz Hausgenosse. Gestern ja, da waren Sie ein wenig imposant wie — wie die Puppen, die man zu Weihnachten bekam und die noch zu blank waren, um damit zu spielen.“

„Können Sie heute mit mir spielen?“ fragte Karl Erdmann schnell. Daniela lachte: „Es ist sehr hübsch, ein Leutnant muß ja wohl Damen hübsche Sachen sagen, aber dieses war ungewöhnlich hübsch.“

Karl Erdmann lachte nicht mit. Er zog die Augenbrauen ein wenig zusammen und meinte: „Ich glaube, für Sie ist ein Leutnant an sich etwas Lächerliches.“

„O nein,“ erwiderte Daniela ernst, „und jetzt am wenigsten, da Ihre Mutter um Ihretwillen um den Leutnant etwas wie einen Heiligenschein gelegt hat. Wenn Ihre Mutter jetzt von Leutnants spricht, dann scheint mir ein Leutnant etwas sehr Schönes, und Sie wissen, ich schaue alles am liebsten mit den Augen Ihrer Mutter an, das macht mich glücklich.“ —

„Hm, recht schön,“ brummte Karl Erdmann, „nur würde ich gern wissen, wie ich ausschaue, wenn Sie mich mit Ihren eigenen Augen ansehen.“

Daniela zog die Augenbrauen ein wenig empor: „Warum wollen Sie das, seien Sie zufrieden, daß Sie mit den gütigsten Augen der Welt angesehen werden.“ Das klang hübsch und schwesterlich und kränkte Karl Erdmann doch. Beide schwiegen jetzt und schauten auf einen Trauermantel nieder, der vor ihnen auf dem besonnten Kies lag wie ein kleines Stück Samt. Über Danielas Stirn hingen rote Bohnenblüten wie Blutstropfen, und all das Laub

Digitized by Google

ringsum mischte viel Grün in das Schieferblaue ihrer Augen, daß sie zu schimmern begannen wie die Brust eines Pfaues.

Plötzlich stand Botho vor ihnen in seinem hellen Sommeranzuge, den Strohhut im Nacken, der Schnurrbart sehr blank, die Augen sehr blau. Er lächelte ein zärtliches Lächeln zu Daniela hinüber. Karl Erdmann sah ihn mit Abneigung an. Ihm mißfiel dies Prachtexemplar von Mann. Er hatte stets das Gefühl gehabt, daß Botho ihn verachte, weil er schmalschulterig und braun und nicht groß und blond wie die anderen der Familie war. Und jetzt noch dieses süße Lächeln.

„Nun, Daniela," sagte Botho, „das ist ja Ihre Stunde. Soll ich Sie nicht wieder unter den Weiden hinrudern?"

Daniela schien sich wirklich darüber zu freuen. „Ach ja, das wird schön sein. Mit Karl Erdmann sind wir im Gespräch so wie so bis zu einem Absatz gekommen."

Sie stand eilig auf und griff nach ihrem Sonnenschirm. Karl Erdmann schaute den beiden nach, wie sie nebeneinander den Kiesweg hinabgingen, bis Danielas roter Sonnenschirm unter den Parkbäumen verschwand. Plötzlich war Karl Erdmanns froherregte Stimmung verflogen. Was sollte er denn jetzt tun? Was tat man denn überhaupt hier in dieser Zeit, wenn — wenn man nicht bei Daniela war? Er erhob sich und ging langsam, leise vor sich hinpfeifend, auch den Kiesweg hinab und auch dem Parke zu. Dort setzte er sich auf eine Bank, die im Schatten der großen Ulmen stand. Er konnte ein Stück des Teiches sehen, der mit einer grellgrünen Pflanzendecke überdeckt war, er sah das Boot und Danielas roten Sonnenschirm, die langsam unter den Weiden dahinfuhren. Gut, das war es also, was man hier tat. Man sitzt

Digitized by Google

auf einer schattigen Bank, sieht einen roten Sonnenschirm durch all das Grün fahren und denkt an nichts. Nur daß, wenn man von da draußen kommt, so was immer wieder gelernt werden will.

„Guten Morgen", sagte eine hohe, schnarrende Stimme, der Legationsrat war die Allee herabgekommen und stand vor Karl Erdmann, im weißen Pikeeanzug, das Gesicht mit den scharfen, ein wenig gespannten Zügen war bleich und müde, das Monokel war ganz grün von dem Laub, das sich in ihm spiegelte. „Du sitzest hier ja sehr schön", fuhr er fort. „Erlaube, daß ich mich zu dir setze." Er setzte sich auf die Bank und betrachtete eine Weile schweigend seine polierten Nägel. „Ich sitze nämlich," begann er in seiner nachlässigen und schnarrenden Weise, „ich sitze nämlich sehr gern neben dir, denn ich vermute, daß du heute derjenige im Hause bist, der die beste Laune hat. Ich weiß, in deiner Situation fühlt man sich immer sehr glücklich, und neben einem solchen zu sitzen ist recht zuträglich."

Karl Erdmann lachte. „Du gefällst mir. Ich denke, du bist hier der Glückliche. Wenn man verlobt ist, ist man doch glücklich."

„O gewiß," erwiderte der Graf höflich, „besonders wenn man mit deiner Schwester verlobt ist. Aber in der Technik des Glücklichseins kann man von euch jungen Leuten immer etwas lernen." Jetzt schwiegen sie beide und schauten dem roten Sonnenschirm unter den Weiden nach. Endlich sagte Karl Erdmann halblaut: „Und das da drüben? Was geht da vor?"

Der Graf zuckte die Achseln: „O nichts, gar nichts. Frau von Bardow schafft sich ihre Atmosphäre. Eine scharmante Frau. In Petersburg kannte ich einen alten Fürsten. Er besaß ein Gut in Südrußland und

Digitized by Google

verbrachte im Sommer einige Wochen auf diesem Gute. Da wurde nun erzählt, daß er eines Tages spazieren fährt und eine Windmühle sieht, die still steht. Er ruft einen Bauer heran und fragt: ‚Warum dreht sich die Windmühle nicht?' ‚Weil wir keinen Wind haben, Exzellenz', sagt der Bauer. Da fährt ihn der Fürst an: ‚Sage dem Inspektor, ich befehle, daß, wo hier bei mir Windmühlen stehen, sie sich auch drehen sollen.' ‚Zu Befehl, Exzellenz', sagte der Bauer... Nun ja, Frau von Bardow will eben auch, daß, wenn Windmühlen um sie her sind, sie sich drehen. Ah, da kommt Oda."

Er stand auf und ging Oda entgegen, die ohne Hut im weißen Kleide unter den Bäumen in dem grünen zitternden Lichte stand. Als er den Arm um ihre Taille legte, bog Oda sich wieder mit der hübschen, leidenschaftlich hingebenden Bewegung zurück. Karl Erdmann wandte sich ab, er wollte das nicht sehen, Oda tat ihm leid. Dieser Herr, dachte er, braucht noch irgendeine Technik des Glückes bei andern zu lernen; mit solch einem Mädchen. Und dann die dumme Windmühlengeschichte. Der Platz war ihm verleidet. Er erhob sich. Es hatte um diese Stunde ja doch niemand Zeit für ihn, so wollte er denn auf der Hoftreppe sitzen, dem Treiben dort zusehen und auf das zweite Frühstück warten. Das gehörte ohnehin zum Urlaubsleben auf dem Lande, daß man immer auf eine Mahlzeit wartete. So saß er denn auf der Hoftreppe und sah, wie der Koch ganz weiß, das blanke Küchenmesser in der Hand, zum Eiskeller ging, Milchmädchen mit ihren Eimern ab und zu liefen. Am Stall longierte der Kutscher den Braunen und im Stallteich wurden Arbeitspferde geschwemmt. Dem zuzuschauen war heimatlich und interessant, aber

Digitized by Google

plötzlich ging Karl Erdmann ein unerwarteter Gedanke durch den Kopf. Das Bewußtsein, daß dieses Treiben hier ruhig fortging, wenn er drüben in der Garnison war, das war beruhigend und angenehm, aber zu denken, daß, wenn er überhaupt nicht mehr wäre — nach dem Duell vielleicht — alles hier so weiter ginge, dieser Gedanke war unerträglich, fast demütigend. Ärgerlich fuhr er auf. Was war es denn heute mit ihm? So etwas denkt man doch nicht.

In den Nachmittagsstunden dieser langen Sommertage pflegte es im Hause, Hof und Garten stille zu werden. Frau von Wallbaum nahm Daniela in ihr Zimmer, die Herren zogen sich zurück. Botho behauptete in der Bibliothek lesen zu wollen und schlief in dem großen Sessel ein. Den Grafen Lynck machten die Nachmittagstunden nervös, und er mußte in seinem Zimmer still auf der Couchette liegen. Nur den beiden Kindern ließ der Sommer keine Ruhe. Sie trieben sich draußen unter den Obstbäumen umher, und über den einsamen Hof hastete nur die Kammerjungfer Lina sehr erhitzt, die Stirn voll nasser Haarsträhne. Sie kam von einem Stelldichein hinter den Jasminbüschen, denn Lina hatte zu jeder Tageszeit Stelldicheins hinter den Jasminbüschen.

Karl Erdmann hatte es früher auch nicht anders gekannt, als daß man sich um diese Zeit faul hinstreckte. Er wunderte sich daher über sich selbst, über die seltsame Unruhe, die ihm jetzt im Blute saß, als könnte er etwas versäumen, als müßte etwas geschehen, etwas getan werden. Es war ihm, als hätte

Digitized by Google

er die Aufgabe, etwas sehr Wichtiges seines Lebens zu erleben und sei ungeduldig, daß die Sache nicht schnell genug vorwärts ginge. Nein, so etwas hatte er noch nie empfunden. Er hoffte sehr, daß dieses nicht mit sentimentalen Kommißgedanken an Tod und solchen Geschichten zusammenhing. Aber da es nun einmal so war, so konnte er ja in den Garten zu den Kindern gehen.

Als er aus dem Hause trat, fand er unter zwei großen Linden Oda in der Hängematte liegen. Sie hielt ein Buch in der Hand, aber sie hielt die Augen geschlossen. Er ging zu ihr hinüber und sah, daß ihr Gesicht feucht von Tränen war. „Warum weinst du, Oda?" fragte er, „quält er dich?"

Oda schlug die Augen auf und errötete: „Es ist nichts," sagte sie, „nein, warum soll er mich quälen. Komm, Karl Erdmann, es ist gut, daß du da bist, es ist so beruhigend, mit dir zu sprechen, du bist, wie sagt man doch, so neutral."

„Oh, bin ich neutral?" fragte Karl Erdmann und zog die Augenbrauen hinauf.

Oda schaute in die Baumzweige und sprach langsam vor sich hin, als setzte sie ein Gespräch fort: „Ich glaube, es liegt daran, daß wir hier in unserem stillen Winkel ein wenig einfältig werden. So stellte ich mir immer vor, Sich-lieben und Sich-verloben, das sei eine einfache Sache. Nun sehe ich aber, daß Sich-lieben etwas ganz Kompliziertes ist. Zuweilen kommt es mir vor wie eine sehr schwierige Rechnung so mit Klammern und Xen. Ottomar sagt wohl, das sei so ein sentimentaler Unsinn, daß Menschen, die sich lieben, sich verstehen müssen. Menschen können sich wohl lieben, aber verstehen werden sie sich doch nicht. Wozu auch? Lieben ist doch genug. Das ist gewiß

Digitized by Google

schön und mag so sein; aber, ich weiß nicht, wenn man nicht versteht, wird es leicht unheimlich, und du erinnerst dich, ich fürchtete mich von jeher im Dunkeln."

„Warum er dich mit seiner Rätselhaftigkeit ängstigt, verstehe ich nicht", fuhr Karl Erdmann auf.

„Nein, sag' nichts gegen ihn", sagte Oda und schloß wieder die Augen. Sie schwieg jetzt und lag regungslos da. Karl Erdmann saß noch eine Weile auf der Bank und schaute das stille Mädchen an. Also sie fürchtet sich vor ihrer Liebe, wie Mädchen sich vor dem Dunkeln fürchten. Na wirklich, der Herr Legationsrat, unser Herr Graf, müßte sich wirklich eine andere Technik anlegen. Dann erhob er sich und ging tiefer in den Garten hinein.

Leo stand unter einem Birnbaum und warf mit Steinen nach Birnen. Heida saß auf dem Aste eines alten, schiefen Pflaumenbaumes, aß wachsgelbe Eierpflaumen und spie die Kerne weit von sich. Als sie Karl Erdmann erblickte, sprang sie herunter. „Gott sei Dank, daß du kommst," sagte sie, „dann brauche ich nicht mehr diese Pflaumen zu essen, man denkt, sie sind gleich vorüber und man muß sie essen, aber es ist nicht immer leicht."

„Ach ja," meinte Karl Erdmann, „ich erinnere mich der Zeit, wo man solche Pflichten hatte." Heida nahm Karl Erdmanns Arm. „Wollen wir in den Schatten gehen," schlug sie vor, „heute kann man ja mit dir sprechen, heute bist du nicht mehr der fremde Herr von gestern, heute bist du reçu."

„So, so, sehr gütig," sagte Karl Erdmann, „aber ganz eingeweiht bin ich doch noch nicht. Warum liegt nämlich Oda in der Hängematte und weint?"

„Das kann ich dir sagen", berichtete Heida eifrig. „Weil sie eifersüchtig auf Daniela ist. Das ist auch

Digitized by Google

natürlich. Zuweilen macht Ottomar Daniela so feurig den Hof, als ob es keine Oda gäbe. Noch vorgestern ging er mit Daniela bis elf Uhr abends den Gartenweg auf und ab, und Oda saß in ihrem Zimmer und hatte rotgeweinte Augen. Das ist auch etwas Angenehmes an dir, daß du, glaube ich, noch nicht in Daniela verliebt bist. Sonst alle, auch Leo. Er will, wenn sie reitet, Kletten unter den Sattel legen, damit, wenn das Pferd durchgeht, er sie retten kann. Solch ein Unsinn. Und dann Herr Dorn. Fräulein Undamm weint sich deshalb die Augen aus. Und Botho. Daniela ist gewiß reizend, aber ich wundere mich, daß alle in eine und dieselbe verliebt sind, das hat doch keinen Sinn."

„Das ist ja recht interessant," bemerkte Karl Erdmann, „nur wundert es mich, daß ein kleines Mädchen wie du den Kopf so voller Liebesgeschichten hat." Heida zuckte die Achseln: „Was kann ich dafür, das liegt hier in der Luft. Das atmet man ein. Selbst Lina, wenn sie mich abends frisiert, fragt mich: ‚Haben Fräuleinchen den neuen Gärtner gesehen?' Und dann sieht sie zur Decke hinauf und sagt: ‚Der ist ein Mann!'"

Dann plötzlich wurde ihr Gesicht ganz ernst, und sie schaute zu Karl Erdmann auf mit weit offenen, erschreckten Augen, die feucht glänzten: „Und ist es wahr, daß du ein — ein Duell haben wirst? Ach, du brauchst nicht so böse auszusehen, ich weiß, ich weiß, es ist ein Geheimnis und niemand darf es wissen. Aber Leo hat gehört, wie du mit Botho sprachst."

Karl Erdmann wurde blaß vor Zorn. „Leo hat geträumt," sagte er, „und es ist sehr unrecht von euch, solche Dinge zu erzählen, die ihr nicht versteht. Ihr könnt großes Unheil anrichten."

Digitized by Google

Heida nickte bekümmert: „Natürlich, wir durften es nicht wissen, wir sagen es auch niemand. Aber gestern abend im Bett habe ich darüber weinen müssen. Fräulein Undamm sagte, als sie es hörte —."

„Fräulein Undamm", fuhr Karl Erdmann auf.

„Ja, ihr haben wir es gesagt", meinte Heida. „Sie schweigt schon, aber sie sagte, als sie das hörte: ‚Er sei so jung und hoffnungsreich.' Daran mußte ich immer denken."

„Das ist ja aber alles nicht wahr", rief Karl Erdmann. „Nur du und Leo seid ungezogene Kinder, und ich verbitte mir das." — „Das mag sein," sagte Heida ruhig, „aber ergreifend ist es doch", und jetzt rannen wirklich Tränen über die Wangen des Mädchens. Karl Erdmann wandte sich ab und ging. Er war sehr ärgerlich über das, was er gehört hatte, und ärgerlich darüber, daß dieses kleine Mädchen, das über ihn weinte, ihn mit einer Rührung erfüllte, die ihm die Kehle zusammenschnürte.

Gegen Abend, als die Jalousien aufgezogen und die Fenster geöffnet wurden, erwachte das Leben wieder, und Karl Erdmann empfand es deutlich, daß er jetzt wieder ganz zu diesem Leben gehörte, er fand sogar, daß er hier besonders beliebt war. Ein jeder hatte ihn nötig, wollte bei ihm sein und mit ihm sprechen. Er kannte die Scherze, über die gelacht wurde, und konnte mitlachen. Er verstand wieder so leicht und wurde wieder so leicht verstanden, wie er es hier gewohnt war. Aber ein Vorfall überraschte ihn doch. Es war nach dem Abendessen. Man saß wieder auf der Gartentreppe in der Sommernacht oder ging langsam die dunklen Gartenwege entlang. Karl Erdmann brauchte nicht mehr wie ein Herr, der zum

Digitized by Google

Besuch da ist, neben seinem Vater zu sitzen und von alten Garnisongeschichten zu sprechen. Er stieg die Treppe hinab, um zu seinen Schwestern zu gehen, die er drüben bei den Lilien lachen hörte. Mitten auf dem Gartenwege stand Daniela. Der Graf Lynck kam auf sie zu, er blieb vor ihr stehen, und sich ein wenig vorbeugend, sagte er leise etwas zu ihr. Daniela lachte, wandte sich dann kurz ab und ging Karl Erdmann entgegen: „Kommen Sie, Karl Erdmann," sagte sie und nahm seinen Arm, „gehen wir sehen, wie es über dem Walde wetterleuchtet." Während sie zusammen den Weg hinabgingen, dachte Karl Erdmann darüber nach, was er sagen sollte. Es sollte nichts Gewöhnliches sein, jetzt mußte ein Erlebnis beginnen, allein er war so erregt, daß ihm nichts einfiel. Unterdessen begann Daniela unbefangen zu plaudern: „Mit Ihnen ist es so gemütlich. Was man mit Ihnen unternimmt, ist ganz einfach und selbstverständlich, wir gehen sehen, wie es wetterleuchtet, das ist ganz einfach, nicht wahr? Sie wollen nicht, daß das ein Symbol sei oder irgendwie tief." Karl Erdmann versuchte zu lachen, aber es klang gezwungen. „Also," meinte er, „Sie halten mich für gemütlich, harmlos und sehr einfach." Daniela schüttelte ein wenig seinen Arm. „Nein, nein," sagte sie, „Sie sollen nicht auch kompliziert sein wollen, alle wollen jetzt kompliziert und geheimnisvoll sein, sie glauben, dann gefallen sie uns. Was heißt denn dies ‚Interessantsein' anders, als ich leide an mir selber und bin bereit, dich an diesem Leiden teilnehmen zu lassen. Ach Gott, wenn die Männer doch wüßten, wie angenehm sie sind, wenn sie glücklich und verständlich sind."

„Dazu gehört," begann Karl Erdmann mit Anstrengung, denn jetzt glaubte er es gefunden zu haben,

Digitized by Google

das Bedeutungsvolle, „dazu gehört, daß einer einen glücklich macht und versteht.“

Daniela antwortete nicht darauf, sie standen jetzt am Ende des Weges und schauten über die Wiese zum Walde hinüber, der drüben wie eine stille schwarze Mauer stand. Über ihm hing eine schwere, graublaue Wolke, in der sich beständig ein grelles Gold regte. So zu stehen in dem Duft der Abendnebel und neben sich diese Frau atmen zu hören, ergriff Karl Erdmann so stark, daß er sein eigenes Herz klopfen hörte. „Heute sprach ich mit Ihrer Mutter,“ begann Daniela wieder, und er wunderte sich, daß ihre Stimme so ruhig in seine Erregung hineinklang, „ich sprach heute mit Ihrer Mutter von Ihrer künftigen Frau. Wir waren uns darüber einig, daß sie eines jener entzückenden, kleinen, rundlichen, blonden Wesen sein muß. Ein rundes rosa Gesicht und einen sehr roten Mund.“

„Oh, ich kenne diese runden Apfelgesichter“, sagte Karl Erdmann bitter. „Zu denen gehört dann gewöhnlich ein Paar dummer fayenceblauer Augen.“

„Durchaus nicht,“ widersprach Daniela, „sie wird hellbraune Augen haben. Die lassen sich so hübsch vom Licht durchleuchten. Und dumm, das wird sie nicht sein, sie wird sehr gescheit sein, sie wird sofort verstehen, daß es Sie schmerzt, wenn Sie nicht für kompliziert und geheimnisvoll gehalten werden und, obgleich sie Sie deshalb lieben wird, weil Sie frisch und klar sind, so wird sie doch tun, als müsse sie irgendein geheimnisvolles Leiden, eine geheimnisvolle Zerrissenheit an Ihnen heilen und trösten.“

„Was für ein lächerliches Paar das geben wird“, warf Karl Erdmann verächtlich hin.

„Nein, ein glückliches,“ sagte Daniela, „gehen wir jetzt.“ Während sie wieder dem Hause zuschritten,

Digitized by Google

ſchwieg Karl Erdmann, aber es war, als ſchnürte etwas Böſes, etwas, das Daniela erſchrecken und erſchüttern ſollte, das er ſagen wollte, ihm die Kehle zuſammen. Er brachte es jedoch nur zu einem kleinlauten: „Daniela, Sie ſagen das alles, um mich zu kränken.“ — „Kränkt Sie das, armer Karl Erdmann?“ erwiderte ſie, und im Schein eines Wetterleuchtens ſah er, wie das ſchmale weiße Geſicht zu ihm aufblickte und mitleidig lächelte. Dann ſprachen ſie nichts mehr und gingen in das Haus hinein.

Die Nacht war ſchwül, und Karl Erdmann konnte ſich nicht entſchließen, ſich niederzulegen. Er ſtand am geöffneten Fenſter ſeines Schlafzimmers und ſchaute in den Garten hinab, und in das tiefe Dunkel fuhr zuweilen das Wetterleuchten wie eine plötzliche Erregung. Karl Erdmann fühlte in ſich eine quälende Lebensungeduld, ein zorniges Verlangen, als würde ihm verſagt, worauf er doch ein Recht hatte, und allerhand ſeltſame waghalſige Pläne gingen ihm durch den Kopf. Dieſe Gewitternacht regte ihn auf wie eine Nacht am Spieltiſche. Unten auf den Gartenwegen irrte die einſame Geſtalt Ariſtides Dorns umher. Den läßt wieder die Liebe zu Daniela nicht ſchlafen, dachte Karl Erdmann. Nun, der Gedanke, dort unten umherzuirren, war nicht ſchlecht, und dann mit jemand zu ſprechen, der jetzt gewiß auch nur an Daniela dachte, konnte wohltuend ſein. So beſchloß er auch hinunterzugehen.

Als er unten zwiſchen den Levkoienbeeten Ariſtides Dorn begegnete, ſchrak dieſer ein wenig zuſammen, dann lachte er leiſe und ſagte: „Oh, der Herr Leutnant iſt es, Sie können wohl auch nicht ſchlafen?“

„Ja, die Gewitternacht macht es“, erwiderte Karl Erdmann. — „Vielleicht ja,“ erwiderte Dorn zögernd,

„ich finde, man schläft hier überhaupt nicht gut.“ — Karl Erdmann lachte. „Ich habe hier schon viele Jahre vortrefflich geschlafen.“ Die beiden jungen Leute hatten begonnen langsam nebeneinander herzugehen. Aristides Dorn hielt den Kopf gesenkt; nur wenn ein Wetterleuchten den Garten erhellte, schaute er auf und strich sich die Locke aus der Stirn. Er begann wieder zu sprechen, leise und versonnen: „Natürlich, Sie sind hier in dieser Luft aufgewachsen, ich meine die ganze Lebensatmosphäre, aber wenn einer von außen kommt, aus einer ganz anderen Atmosphäre, dann wirkt das seltsam stark auf ihn.“

„Gefällt Ihnen das Leben hier nicht?“ fragte Karl Erdmann leichthin. Der schwere, gedrückte Ton, in dem Dorn sprach, war ihm unbehaglich. „So etwas gefällt immer,“ erwiderte Dorn, „es ist ja hier alles zusammengetragen, was gefallen muß, und nach Möglichkeit alles ausgeschaltet, was verletzen könnte. Das ist alles sehr schön, natürlich sollte es solch ein Leben nicht geben.“

„Erlauben Sie,“ fuhr Karl Erdmann auf, „warum darf es das nicht geben? Es ist doch genug Häßliches auf der Welt, warum soll es nicht solche stille Reservoirs geben, in denen sich das Hübsche und Vornehme und Kultivierte ansammelt, so Musterwirtschaften des Lebens?“ Aristides Dorn schwieg eine Weile, ehe er wieder begann: „Es ist sehr hübsch gesagt, ein Reservoir für das Schöne, Vornehme und Kultivierte. Im Mai, glaube ich, war es, daß der Geburtstag von Fräulein Oda gefeiert wurde. Für das Diner waren Birnen aus der Stadt geholt worden. Es waren die größten Birnen, die ich je gegessen habe, und auch wohl die süßesten und die saftigsten, wundervolle Birnen, aber genau genommen, sind solche wundervollen

Digitized by Google

Birnen kranke Birnen. Es sollte vielleicht solche Birnen nicht geben."

Der Herr erlaubt sich etwas, ging es Karl Erdmann durch den Sinn, deshalb nahm er seinen Ton etwas hochmütig, als er sagte: „Das Bild ist originell, aber ich finde, daß wir hier alle recht kräftig und gesund gediehen sind."

„Gewiß!" gab Dorn höflich zu, „hier gedeiht und blüht ja alles prächtig. Ich spreche ja natürlich nur von meinen eigenen persönlichen Erfahrungen. Da scheint es mir denn, daß hier das Lebensbild einigermaßen gefälscht wird. Das Leben ist doch eine gefährliche, drohende Sache, in die einiges Hübsche hineingestreut ist und sehr viel Hinwegdenken über alles Schlimme. Hier soll es nur weich und hübsch sein und ganz aus dem Hinwegdenken über das Schlimme bestehen. Ich habe gefunden, daß uns das ein wenig widerstandslos, ein wenig feige gegen uns selbst macht. Es ist natürlich lächerlich, wenn ich wieder auf die großen Birnen zurückkomme, aber wirklich, ich habe daran gedacht, daß ich einige Ähnlichkeit mit solch einer Birne bekomme, so weich und innerlich ganz süß. Wenn man nicht geboren ist, um in Seidenpapier gewickelt zu werden, so ist das gefährlich." Dorn schwieg, sah in das Wetterleuchten und lächelte sein hochmütiges ironisches Lächeln. Das ärgerte Karl Erdmann, und er schnarrte im Leutnantstone: „Sehr unangenehm allerdings, eine Ducheſſebirne zu werden, und Sie sind recht streng mit uns hier, aber vielleicht sind es Ihre politischen Ansichten, die Zustände hier zu hassen."

„Politische Ansichten? O nein", erwiderte Dorn lebhafter als früher, und jetzt klang es, als mache es ihm Vergnügen zu sprechen. „Wir, das heißt ich und

Digitized by Google

meine Freunde, wollen keine politiſchen Überzeugungen haben, wir wollen Weltanſchauungen haben. Es iſt ja ſehr gut, zu verſuchen, den Beſitz gleichmäßig zu verteilen, ſo daß jeder genug zu eſſen und zu leben hat, aber iſt das auch erreicht, dann ſind die Daſeinsfragen, die uns quälen, damit um keinen Schritt ihrer Löſung näher gerückt. Haſſen, ſagen Sie, nun ja, vielleicht haſſe ich das Leben hier, ich lehne es ab. Natürlich, das muß ich, das iſt meine Art, mich zu verteidigen, ſo etwas wie eine Schutzimpfung. Denn ſonſt könnte es mir paſſieren, daß ich nicht mehr hinaus könnte. Solche Erfahrungen ſind ja ſehr intereſſant, aber manche gehen dabei zugrunde. Nun ſchließlich, irgendeine Erfahrung bringt uns immer um.“ Er wartete einen Augenblick, ob Karl Erdmann etwas ſagen würde, da dieſer jedoch ſchwieg und nicht wußte, was er mit dieſen Geſtändniſſen machen ſollte, ſo fuhr Ariſtides Dorn fort: „Ja, ich habe eigentümliche Züge an mir beobachtet, die neu ſind. So war ich früher ſehr ſchnell, ja haſtig von Entſchluß. Jetzt paſſiert es mir, daß ich etwas tun will und Abend für Abend umhergehe und mich nicht dazu entſchließen kann. Und jetzt, daß ich Ihnen alles das ſage, das hätte ich früher nicht getan, ich war immer ſehr verſchloſſen gegen Fremde, und nun ſchwatze ich und ſchwatze ich.“

„Machen Sie ſich nichts daraus, Herr Dorn,“ ſagte Karl Erdmann gutmütig, „in ſolch einer elektriſch geladenen Nacht wird man mitteilſam, morgen bei Tage ſieht das alles anders aus.“

Im Geſpräch waren ſie durch den ganzen Garten gegangen, aus den Düften der Roſen waren ſie in den Duft der reifen Pflaumen gekommen und von da in den Gemüſegarten mit den ſcharfen Gerüchen

Digitized by Google

der Sellerie- und der Zwiebelpflanzen. Dann gingen sie den Weg zurück und standen wieder vor dem Hause. Die lange Front war dunkel bis auf ein Fenster, aus dem ein Lichtschein durch die Vorhänge fiel. „In der Bibliothek ist noch Licht", bemerkte Karl Erdmann. — „Ja," erwiderte Dorn, „dort ist gewöhnlich noch Licht. Frau von Bardow pflegt dort noch zu lesen. Sie ist es gewohnt, spät zu Bette zu gehen."

Schweigend standen die beiden jungen Leute eine Weile da und schauten den Lichtschein an. Plötzlich sagte Karl Erdmann: „Gute Nacht, Herr Dorn, es hat mich sehr interessiert, Sie bleiben wohl noch draußen." — „Ich gehe hier noch ein wenig umher," antwortete Dorn, „gute Nacht, Sie — Sie gehen wohl noch in die Bibliothek?" — „Ja, vielleicht", sagte Karl Erdmann leichthin. Er reichte Dorn die Hand und ging. Das ist es, lieber Freund, dachte er, wozu du dich nicht entschließen kannst.

Mit leichten hastigen Schritten eilte er durch die dunkle Zimmerflucht. Die Tür zur Bibliothek stand offen. Es wurde dort gesprochen, Ottomar Lyncks Stimme war es, die Worte konnte Karl Erdmann nicht verstehen, aber die Stimme erschien ihm ungewöhnlich wach und eindringlich. Jetzt sprach Daniela, langsam und eintönig, wie wir sprechen, wenn wir ein wenig schläfrig sind: „Wenn das nun alles so ist, so vergessen Sie eins, lieber Graf, daß Sie von Ihren Gefühlen sprechen, nicht von meinen Gefühlen." Nun bemerkte sie Karl Erdmann, der in der Tür stand. „Karl Erdmann ist auch da," sagte sie, „können Sie auch nicht schlafen?" Sie saß in einem der großen Sessel, hatte den Kopf zurückgebogen, und ihr Gesicht trug den Ausdruck von jemand, der sich etwas müde von einer Musik einschläfern läßt. Am Kamin stand

Digitized by Google

der Graf Lynck, zwei rote Flecken brannten auf seinen Wangen, die ihn hübscher und jünger machten. Auch er lächelte Karl Erdmann entgegen und meinte, „in solchen Gewitternächten gespenstern wir alle umher.“ Brillante Haltung! dachte Karl Erdmann, denn er ist doch wütend, daß ich komme, und dann berichtete er, daß er noch unten im Garten spazierengegangen sei, und da er hier oben Stimmen gehört habe, sei er gekommen, um auch dabei zu sein. „Ja,“ sagte Daniela, „der Graf Lynck erzählte mir hier seltsame und interessante Dinge, nur fürchte ich, daß ich nicht recht imstande war, ihm zu folgen.“

„Es ist ja auch spät“, meinte der Graf höflich und schaute nach der Uhr. „So werde ich denn gute Nacht wünschen. Karl Erdmann gelingt es vielleicht, verständlicher zu sein.“ Er verbeugte sich freundlich und unbefangen und ging. Karl Erdmann hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, saß gerade da wie gespannt auf etwas, das da kommen sollte. Daniela lag noch immer regungslos in ihrem Sessel. Eine Weile schwiegen beide. Endlich begann Karl Erdmann: „Ottomar Lynck hat Ihnen ganz einfach eine Liebeserklärung gemacht, ich hab' es seiner Stimme angehört.“

„Konnte man ihr das anhören?“ erwiderte Daniela, noch immer in dem ruhigen, müden Tone. „Ach ja, es kam vielleicht auf so etwas hinaus, aber sehr auf Umwegen. Durch was für Gefühlslabyrinthe sind wir nicht geirrt. Eine Liebeserklärung? Natürlich. Diese Herren der großen Welt sind alle Pedanten, weil sich in ihrem Leben so oft die gleichen Lebenslagen wiederholen. Man ist eben nicht erfinderisch in der großen Welt, deshalb tun sie in der gleichen Lebenslage immer das gleiche. Eine gewitterschwüle Sommernacht, es ist spät in der Nacht, eine Dame ist allein

Digitized by Google

in einer Bibliothek, da nicht eine Liebeserklärung zu machen ist für diese Herren ebenso unmöglich, wie zum Frack eine schwarze Krawatte umzulegen."

Karl Erdmann lachte nicht, er sah böse zu Daniela hinüber und sagte: „Ich hörte seiner Stimme aber auch an, daß er litt." Daniela zog die Augenbrauen ein wenig empor: „Gott, wer leidet nicht zuweilen, und wenn ein Herr, der von einem Mädchen wie Oda geliebt wird, leidet, wer kann ihm da helfen?"

Das Gewitter war heraufgezogen, der Birnbaum vor den Fenstern begann plötzlich eifrig zu rauschen und streute seine Birnen auf den Rasenplatz. Der Donner ließ sich vernehmen, aber ganz fern, ein tiefes weiches Rollen. Karl Erdmann schwieg eine Weile, als warte er, bis der Donner ausgesprochen hatte, dann begann er wieder zu sprechen und es klang eigensinnig und ungeduldig: „Es ist mir auch ganz gleichgültig, ob Ottomar Lynck leidet oder nicht. Ich bin gerade viel zu sehr damit beschäftigt, selbst zu leiden."

„Sie?" fragte Daniela und richtete sich in ihrem Stuhle auf, um Karl Erdmann anzusehen, „ach nein, das sollen Sie nicht."

„Warum soll ich das nicht," fuhr er böse fort, „wahrscheinlich weil ich ein so guter, gemütlicher, einfacher Junge bin, und weil ich so furchtbar glücklich bin und so neutral, wie Oda sagt, das ist doch die Rolle, die Sie mir zugedacht haben. Aber Sie wissen sehr gut, daß ich all das nicht bin. Warum lassen Sie es denn zu, daß Ottomar und Botho und der Hauslehrer in Sie verliebt sind, und wenn Sie den Arm um Leos Schulter legen, so macht es Ihnen Spaß, daß der Junge ganz rot wird und wie hypnotisiert ist. Aber ich, nein, ich soll der Harmlose sein, der Kameradschaftliche. Ich kann das nicht, ich kann das

Digitized by Google

weniger als all die anderen. Bei Ottomar Lynck ist die Liebe eine Gemütskomplikation, und bei Botho ein Urlaubsflirt, und bei dem Hauslehrer eine Krankheit, aber bei mir ist es Ernst. Sie halten mich ja für einen einfachen, harmlosen Menschen, nun, bei denen wird so was immer Ernst. Es hilft ja nichts, daß ich Ihnen das sage, aber ich will, daß Sie es wissen. Ich will nicht mehr den harmlosen Kameraden spielen, das ertrage ich nicht mehr."

Daniela ließ ihn sprechen und schaute ihn dabei teilnehmend und ein wenig ratlos an, als ob sie einen Kranken anblickte und über das Mittel nachsänne, das ihm Linderung verschaffen könnte. Als er zu Ende gesprochen hatte, errötete sie, zog die Augenbrauen zusammen und schlug mit der Hand auf die Stuhllehne: „Nein, das will ich nicht, das habe ich nie gewollt und das ist auch nicht, Sie täuschen sich, Karl Erdmann, es kommt Ihnen heute vielleicht so vor, aber morgen wird das ganz anders sein. Was würde Ihre Mutter sagen, wenn sie das hörte, sie will Sie doch ruhig und glücklich sehen. Es käme mir vor, als ob ich irgendein Heiligtum Ihrer Mutter zerstörte, etwas ihren geliebten Rasenplätzen antun würde oder so was."

Karl Erdmann lachte schmerzhaft: „Oder als ob Sie die Meißner Zuckerdose zerschlügen. Es tut mir leid, ich bin aber nicht mehr in der Lage, die Rolle einer friedlichen Lieblingssache zu spielen. Sie verstehen es wohl zu machen, daß die Männer Sie lieben, aber wenn Sie wollen, daß *einer* Sie nicht liebt, dann sind Sie machtlos."

Daniela hatte sich erhoben und war zu Karl Erdmann hinübergegangen. Sie blieb vor ihm stehen und schaute ihm sorgenvoll in das bleiche erregte Gesicht:

Digitized by Google

„Sie sehen schlecht aus," sagte sie, „Sie müssen krank sein. Legen Sie sich jetzt zu Bett, morgen, wenn es nicht mehr so schwül ist, dann wird alles anders sein." Sie redete ihm zu wie einem Kinde, streichelte seinen Rockärmel, legte die Hand auf seine Stirn: „Ja, Ihre Stirn ist heiß, warten Sie, ich habe Brom bei mir, ich hole Ihnen etwas, trinken Sie das, Sie werden sehen, es tut Ihnen gut." Geschäftig eilte sie aus dem Zimmer. Karl Erdmann blieb sitzen, er fühlte sich kraftlos vor Rührung, vor Mitleid mit sich selber und schämte sich dessen. Dann sprang er plötzlich auf, er durfte hier nicht warten. Wenn er hier noch ihre Medizin nahm, dann war er unrettbar lächerlich, und hastig ging er auf sein Zimmer.

Herr von Wallbaum kam von seinen Feldern zurück, wo er dem Roggenmähen zugesehen hatte, sein Gesicht war rot und erhitzt unter dem weißen Leinwandhelm, der lange Backenbart glänzte wie Silber. Als ihm Karl Erdmann im Hofe begegnete, stieß er seinen Stock auf die Erde und schmunzelte: „Nun, mein Junge, was tust du, was treibst du? Du willst wohl Enten schießen. Na ja, du weißt, ich liebe es nicht, wenn man so früh auf den See geht, aber dies Jahr können wir mal eine Ausnahme machen, schieß' meinetwegen deine Enten."

Gewiß, Karl Erdmann wollte gern Enten schießen, er fragte sich jedoch, warum dieses Jahr diese Ausnahme. Er fand, daß er in letzter Zeit von kleinen Rücksichten umgeben war, die ihn verwirrten. Da war der Rauentaler, der beim Mittagessen öfters

Digitized by Google

erschien als sonst, die große Bockzigarre, welche der Vater sonst nur nachmittags herumreichte und die Karl Erdmann auch jetzt zuweilen abends bekam. Unerträglich waren die beiden Kinder. Sie sahen ihn mit erstaunten, erschreckten Augen an und erwiesen ihm kleine, gerührte Aufmerksamkeiten. Fräulein Undamm, wenn sie ihm ihr „Gute Nacht, Herr Leutnant" sagte, nahm einen Ton an, als sei es ein Abschied fürs Leben. Das alles kam natürlich von dem albernen Gerede der Kinder, aber es war ihm unangenehm, die Atmosphäre um ihn wurde so weich, und er wurde, ohne es zu wollen, in eine feierliche Ausnahmestimmung hineingetrieben. Und zu all dem war doch gewiß kein Grund vorhanden. Nur seine Mutter war ganz unbefangen und Daniela, ja, trotz des Gespräches in der Bibliothek war Daniela ganz unbefangen, vielleicht noch schwesterlicher und kameradschaftlicher als sonst. Als sie abends mit Frau von Wallbaum zur Wiese gingen, nahm sie seinen Arm und sagte: „Karl Erdmann, kommen Sie mit, Sie sind ja auch eine Art Freundin." Das Gespräch in der Bibliothek hatte ihn nicht befriedigt, dennoch gab es ihm eine Art Ruhe. Jetzt wußte sie alles, und wenn sie tat, als sei nichts geschehen, so verstellte sie sich. Jeden Augenblick konnte er das Gespräch jener Nacht wieder aufnehmen; jede Andeutung, jeden Blick mußte sie verstehen, und nun galt es nur etwas zu tun, etwas zu sagen, das sie von dem furchtbaren Ernst seiner Liebe überzeugte. Was war das? Daran zu denken, das war die Grundbeschäftigung dieser Tage. Ein jeder hatte hier ja solch einen stetigen Gedanken, den er immer wieder hervorholte, der in der heißen Mittagstille anders aussah als abends unter dem Dunkel der Parkbäume oder als in den

Digitized by Google

heißen, ſchlafloſen Nächten. Oda riet an ihrer Liebe herum, Ariſtides Dorn fühlte ſich in ſeiner Verliebtheit weich und ſüß werden wie eine Birne, Leo hatte die Aufregungen ſeiner Knabenjahre, und Ottomar Lynck träumte von dem Labyrinth ſeiner Seele, in das ſich alle ſchönen Frauen verirren ſollten. Das gehörte zu dieſen goldenen, ſchwülen Tagen.

Er ging auf die Landſtraße hinaus, die gelb und heiß in der Mittagſonne dalag. Die Blätter des Huflattichs, die Diſteln und Wegwarte ſtanden am Rain graubeſtaubt, als kämen ſie von der Reiſe. Karl Erdmann bog in den kleinen Pfad ein, der zwiſchen den Feldern hinführte, und ging die blanken gelben Wände des reifenden Korns entlang. Unter einer Eiche waren Schnitter verſammelt, die ihre Mahlzeit einnahmen. Die Männer hatten ſich auf den Erdboden hingeſtreckt und ſchnitten ſich große Stücke vom ſchwarzen Brote ab, um ſie langſam in den Mund zu ſchieben und träge zu kauen, während die Augen ſtarr und ruhig über das Land hinſchauten. Vor ihnen hockten ihre Frauen, die Hände um die Knie geſchlungen, und ſahen regungslos zu, wie ihre Männer aßen. Die tun ſo, dachte Karl Erdmann, als würde dieſer Tag ewig dauern. Mitten in einem Kornfelde, faſt bis zur Bruſt in dem blonden Glanz der Halme, ſtanden ein Burſch und ein Mädchen, ſie ſtanden da und blickten ſich mit blauen, ausdrucksloſen Augen unverwandt an. Auch das machte Karl Erdmann ungeduldig. Warum ſtanden ſie da? Warum nahmen ſie ſich, warum faßten ſie ſich nicht? Gott, hatten alle dieſe Menſchen Zeit! Das Land war um dieſe Mittagſtunde ſehr ſtill, überall der ſeidige Glanz der Felder, über dem fernen Walde lag blauer Duft, und zwiſchen den grünen Schilfinſeln des Sees dort unten

Digitized by Google

funkelte das Waſſer hart und grell wie Metall. Nur die Feldgrillen waren allerort dabei, ihr endloſes Lied abzuſchnurren. Man ſitzt auf ſeinem Halme, dachte Karl Erdmann, und ſchnurrt ſein Lied ab, das iſt dann Leben. Er hatte auch ſein Lied abzuſchnurren, ſeinen ſtetigen Gedanken zu denken. Wenn er nicht aß, nicht mit den anderen plauderte, nicht Tennis ſpielte oder in den Stall zu den Pferden ging, dann dachte er an den Brief, den er ſich entſchloſſen hatte an Daniela zu ſchreiben. Das ſollte ein Brief werden, der mit einem Male die ſchöne, ſpieleriſche Sicherheit dieſer grauſamen kleinen Frau in Stücke riß und ein Menſchenſchickſal ſchwer und furchtbar in ihre Hände legte. So ungefähr lauteten die Sätze, bei denen er jetzt angelangt war: „Ihnen, Daniela, iſt die Liebe der Männer, welche Sie umgeben, eine angenehme Gewohnheit, aber Sie vergeſſen, daß es auch eine Liebe gibt, die —," ja, jetzt mußte etwas kommen, das erſchüttert, das erſchreckt, faſt verwundet. Drüben vom See erſcholl plötzlich der Schrei eines Tauchers; laut, unendlich klagend wie der Aufſchrei einer furchtbaren Not klang er in die Mittagsſtille hinein. Es war, als machte dieſer Schrei einen Riß in die ſchläfrige Ruhe, die über dem Lande brütete. Ja, ſo mußte es ſein, das, was er Daniela zu ſagen hatte, ſo ein Schrei aus tiefſter Not. Aber wo das finden? Hier in der Mittagsſchwüle, in der alle ſo viel Zeit hatten, fiel ihm nichts ein, das ſo verzweifelt ungeduldig und böſe klang wie der Schrei des Tauchers dort drüben.

Den Brief ſchrieb Karl Erdmann in der Nacht in ſeinem Schlafzimmer. Wenn er ſich zum offenen Fenſter hinausbeugte, konnte er den Lichtſchein von dem Bibliothekfenſter auf den Lilien vor dem Hauſe liegen ſehen, und in der Dunkelheit hörte er Ariſtides

Digitized by Google

Dorns raſtloſe Schritte auf den Kieswegen. Karl Erdmann hatte dieſen Brief all dieſe Tage hindurch unaufhörlich überdacht und redigiert, allein jetzt wurde er doch ganz anders, ganz neu für ihn. Die leidenſchaftlichen Worte, die er hinſchrieb, überraſchten ihn ſelbſt, ſie erſchütterten ihn. Er hatte an der Kraft ſeiner Liebe nie gezweifelt, aber daß ſie ſo gewaltſam und drohend ſein konnte, das erfuhr er erſt aus dieſem Brief, den er ſchrieb. Da war eine Stelle, die ihm ganz Neues über ſein eigenes Leben offenbarte. Sie ſprach davon, wie öde und leer das Soldatenleben war, dem er von Jugend auf angehörte, und wie das einzig Reine, Schöne und Starke in ihm von Jugend auf die Liebe zu Daniela geweſen ſei. „Dieſes Reine, Schöne und Starke," hieß es weiter, „können Sie mit Ihrem Spott und Ihrer ſpieleriſchen Verachtung totſchlagen, aber dann liegt auch an mir nichts mehr." Zuweilen mußte er im Schreiben innehalten. Er lehnte ſich in ſeinen Stuhl zurück, ſchloß die Augen und ließ die Muſik der großen Worte in ſich nachklingen, ließ ſich von ihr das Blut erwärmen, und ſie brachte ihm Daniela ſo nahe, als ſtünde ſie dort hinter ſeinem Stuhle und beugte ſich auf ihn nieder, beſiegt und gebrochen von all ſeiner Leidenſchaft.

Es war ſpät geworden, als er den Brief beendete. Ariſtides Dorns Schritte auf dem Kies waren nicht mehr hörbar, aber der Lichtſchein aus dem Bibliothekfenſter lag noch immer auf den Lilien.

Karl Erdmann beſchloß leiſe in den Garten hinabzugehen und ſeinen Brief durch das geöffnete Fenſter in das Bibliothekzimmer zu werfen. Da ſollte er denn plötzlich und geheimnisvoll wie ein Schickſal vor Danielas Füßen liegen. Dieſe Unternehmung erregte in Karl Erdmann den angenehmen Kitzel, den

Digitized by Google

er als Knabe bei gewagten Streichen empfunden hatte. Behutsam schlich er die Treppe hinab, näherte sich vorsichtig dem Fenster, stand dort einen Augenblick mitten unter den feuchten Lilien und horchte. Deutlich hörte er das leise Knistern der Blätter eines Buches, die umgeschlagen wurden. Nun warf er den Brief durch die halbgeöffneten Vorhänge geschickt ins Zimmer. Dann wartete er, noch so erregt, daß er mit seinen heißen Händen in die kühlen Lilien hineingriff. Als sich drinnen nichts regte, schlich er davon. Oben in seinem Zimmer atmete er tief auf, als sei ihm eine gefahrvolle Aufgabe gelungen, sein Herz klopfte noch heftig, seine Hände waren voller Lilienblätter, und er lächelte stolz und zufrieden, als hätte er einen großen Sieg errungen.

Daniela saß, wie jeden Morgen, in der Bohnenlaube und schrieb einen Brief. Zuweilen hob sie den Kopf und blinzelte aus ihrem Schattenversteck in die gelbe Welt des Sonnenscheins hinaus, in der die Farben so grell und heiß auf den Blumenbeeten standen. Sie schaute zur Spiräahecke hinüber, wo schon geraume Zeit Karl Erdmann tief in Gedanken versunken auf und ab schritt. Wenn sie sich überzeugt hatte, daß er immer noch dort auf und ab ging und sich noch nicht anschickte, zur Bohnenlaube herüberzukommen, dann beugte sie sich wieder auf ihren Briefbogen nieder und schrieb ruhig und gleichmäßig weiter. Einmal jedoch, als sie aufblickte, fand sie, daß er schon auf halbem Wege zu ihr war. Sie beendete den angefangenen Satz ihres Briefes, legte die

Digitized by Google

Feder nieder, lehnte sich in die Bohnenranken zurück und sah ihm nachdenklich entgegen. Karl Erdmann schien sehr ernst, verbeugte sich förmlich und fragte: „Störe ich?“ Daniela schüttelte den Kopf. Da setzte er sich und schaute schweigend vor sich nieder. „Ach, geben Sie mir eine Zigarette“, sagte Daniela. Karl Erdmann reichte ihr die Zigarette und ein brennendes Zündholz. „Rauchen Sie nicht?“ fragte Daniela, „schade, es plaudert sich gemütlicher, wenn beide rauchen.“ Karl Erdmann zuckte mit den Schultern und sagte ein wenig feierlich: „Ich bedaure, aber ich sagte es Ihnen schon, Gemütlichkeit ist nicht meine Spezialität.“ Daniela hatte sich wieder zurückgelehnt, der Genuß der ersten Züge ihrer Zigarette machte sie zerstreut; sie ließ den Rauch sich langsam zwischen den halbgeöffneten Lippen hervorkräuseln und schauerte wohlig in sich zusammen, als fühlte sie all die grünlichen Schatten, welche über sie hinrannen, wie ein angenehmes, kühles Bad. Dann dachte sie wieder an Karl Erdmann. „Sie haben mir einen Brief geschrieben,“ sagte sie, „davon wollen wir jetzt sprechen. Natürlich sollten Sie lieber nicht solche Briefe schreiben. Das Zusammenleben ist doch ohne solche Briefe viel einfacher und angenehmer.“ Karl Erdmann antwortete nicht, er zuckte wieder die Achseln und lächelte, ein mattes, ironisches Lächeln. „Da nun aber Ihr Brief einmal geschrieben ist,“ fuhr Daniela fort, „so muß ich sagen, daß er mich beruhigt hat. Vorige Nacht in der Bibliothek haben Sie mich ein wenig erschreckt, aber dieser Brief beruhigt mich. Er ist so hübsch lang und so hübsch in jeder Hinsicht. Sie pflegen Ihren Stil, da sind schöne Gedanken und schöne Worte drin, es muß Ihnen Vergnügen gemacht haben, ihn zu schreiben, und es muß Sie beruhigt haben, nicht

wahr?" Da Daniela innehielt und eine Antwort zu erwarten schien, schaute Karl Erdmann auf, er war sehr bleich geworden, und es klang feindselig, als er sagte: „Oh, bitte, sprechen Sie nur, ich höre."

Daniela schwieg eine Weile, rauchte und sann. Einen Augenblick nur ruhten ihre Augen auf Karl Erdmann mit dem scharfen forschenden Blick, der zuweilen in Frauenaugen kommt und goldene Funken in ihnen erweckt, wie in den Augen eines sichernden Wildes. „Ach ja," begann sie dann, „Sie können den Rat einer älteren und erfahrenen Frau wohl anhören, er kann Ihnen für Ihr späteres Leben nutzen, für eine Gelegenheit, in der für Sie wirklich etwas auf dem Spiele steht."

„Bitte", sagte Karl Erdmann und bemühte sich, das kalt und höhnisch zu sagen.

„Also," fuhr Daniela fort, „solche Briefe dürfen Sie nicht schreiben, wenn es einmal Ernst wird. Wenn Sie ihn schreiben, fühlen Sie vielleicht stark und wird Ihnen warm ums Herz, aber glauben Sie mir, solch ein hübscher Brief macht keinen Eindruck. Wir lesen darüber hinweg wie über eine Romanseite. Ich weiß nicht, Männer, die in einem Brief einen so schönen Stil schreiben, kommen mir immer verheiratet vor, und dann, nur Näherinnen und Konfektionsfräulein lieben lange, hübsche Liebesbriefe, über die sie dann weinen."

„Sehr interessant," warf Karl Erdmann ein, seine Stimme war heiser und zitterte ein wenig, „wie muß denn so ein Brief sein?"

„Kurz muß er sein", erwiderte Daniela. „Wenn ein Mann einer Frau sagt, daß er sie liebt, so ist das doch bald gesagt, darüber läßt sich doch nicht viel herumreden, alles andere ist für die beiden doch

Digitized by Google

uninteressant, und für jeden anderen als die beiden muß wieder dieser Brief uninteressant sein. Liebe ist doch nur für die beiden, die es angeht, nicht trivial. Ich kann mir denken, daß ein Telegramm zur rechten Zeit abgeschickt, und in dem nichts weiter steht als: ‚Ich liebe dich', die stärkste Wirkung tut. Da haben wir also Ihren Brief." Daniela entnahm ihrer Mappe Karl Erdmanns Brief, entfaltete ihn und beugte sich darüber. Karl Erdmann bemerkte, daß einige Worte und Sätze des Briefes mit Rotstift angestrichen waren. Sie hat also den Brief korrigiert, dachte er, und die Fehler angestrichen. Daniela las halblaut einige Sätze des Briefes: „Also hier, ‚den Ernst eines Menschenschicksals in Ihre kleinen Hände legen' usw., das ist so hübsche Literatur, daß, wer das geschrieben hat, schon ganz befriedigt ist, er ist verliebt in seinen Stil und die Geliebte ist ihm treu. Und dann hier dies von Ihrer Liebe, die das einzige Wertvolle in Ihnen ist. Was soll denn die Frau an Ihnen lieben? Nein, wenn Sie einer Frau Ihre Liebe erklären, müssen Sie immer tun, als machten Sie ihr ein längst erwartetes großes Geschenk. So, nun habe ich Ihnen einen Vortrag gehalten, hier ist Ihr Brief." Sie steckte den Brief in den Umschlag und legte ihn vor Karl Erdmann hin. Sie lächelte ihm dabei freundlich zu und schaute ihn an, als sei er ein Kind, das sie gescholten und dem sie nun verziehen hatte. „Ich sehe dort Herrn Dorn mit seinen Büchern aus dem Hause kommen," fügte sie hinzu, „ich nehme nämlich jetzt griechische Stunden bei Herrn Dorn."

„Dann muß ich wohl gehen", bemerkte Karl Erdmann. Er erhob sich, nahm den Brief, der auf dem Tisch lag und begann ihn langsam zu zerreißen. Er schien dabei angestrengt nachzudenken. Plötzlich

Digitized by Google

erhellte ein heiteres, wirklich ausgelassenes Lächeln sein Gesicht. „Sehen Sie, Daniela," sagte er, „was Sie da tun, beruhigt mich wieder. Sie geben sich kolossal Mühe für mich. Wenn Ottomar Lynck Ihnen eine Liebeserklärung macht, dann hören Sie zu, als ob er Ihnen Klarinette vorspielte. Bei Herrn Aristides Dorn nehmen Sie griechische Stunden. Für mich aber verstellen Sie sich. Sie versuchen anders zu sein, als Sie wirklich sind, Sie spielen Rollen, die Ihnen gar nicht gut stehen, die Rolle der Schwester und der erfahrenen Frau und der Gouvernante der Liebe, und das ist mehr, als Sie für die anderen tun, und das beruhigt mich ein wenig."

Daniela hatte erstaunt aufgeblickt, und dann schauten ihre Augen vor sich hin, ohne zu sehen, wie es Frauen tun, die in sich hineinhorchen, weil ein starkes Gefühl in ihnen erwacht ist. „Ich mache also Herrn Aristides Dorn Platz," schloß Karl Erdmann, „Herrn Aristides Dorn, auf den ich natürlich nicht eifersüchtig bin, denn er ist nur, wie Ottomar Lynck sagt, eine Windmühle, die sich drehen muß." Damit verbeugte er sich, grüßte und ging. Er spürte es an seinen Beinen, daß sein Gang nicht natürlich war, aber das kam daher, daß sein Abgang ihn so außerordentlich befriedigte.

Frühmorgens brach man zur Entenjagd auf. Auf der großen Bankdroschke sollte zum See gefahren werden, und die ganze Familie nahm an der Jagd teil. Nur Frau von Wallbaum blieb zu Hause. Sie stand bei der Abfahrt auf der Treppe in ihrem hellen, Morgenkleide, das Gesicht ganz rosa von der Teil-

Digitized by Google

nahme an der Jagderregung der anderen. „Unterhaltet euch gut, vertragt euch gut", rief sie hinab. Sie hob dabei die Hände und winkte wie eine kleine Priesterin der Heiterkeit, die ihre Gläubigen segnet.

Der Morgen war hell, und der Tag versprach heiß zu werden. Jetzt sandten noch die tauigen Felder eine leichte, starkduftende Kühle herüber, die sich köstlich atmete und das Blut erregte. Überall auf dem Lande, an dem sie vorüberfuhren, fing das Licht sich in Tropfen und feuchten Spinnweben. Auf dem Felde waren die Schnitter bei der Arbeit, weiße Gestalten, die in lauter Glanz zu waten schienen. Wenn der Wagen an ihnen vorüberfuhr, hielten die Männer in ihrer Arbeit inne, schauten blinzelnd auf, zogen die Mützen und lachten über das ganze Gesicht.

„Wie gutmütig dieses Volk ist," sagte Aristides Dorn, „sie müssen arbeiten, und wir fahren müßig in den Morgen hinein, und doch lachen sie und zeigen keine Spur von Neid." Dorn fühlte sich heute angeregt und sicher, daher wollte er mit einer hübschen Bemerkung die Unterhaltung beleben, da gerade keiner sprach. Der Graf Lynck zog die Augenbrauen ein wenig empor und meinte: „Gott, Neid! Man kann doch nicht vom Morgen bis zum Abend beneiden, und an einem Sommermorgen bei gutem Wetter denkt man nicht an die soziale Frage. Das kommt abends, wenn der Rücken schmerzt."

„Die Leute lachen, weil das hübsch ist, was an ihnen vorüberfährt, das ist doch natürlich", bemerkte Oda, und es klang ein wenig gereizt. Dorn lächelte hochmütig und griff nach seiner Stirnlocke. Er empfand jedoch, daß seine Bemerkung der Gesellschaft nicht sympathisch war. Er schaute zu Daniela hinüber, diese schien nichts gehört zu haben, sie blickte vor sich

Digitized by Google

hin mit glitzernden Augen, die Lippen halb geöffnet, ganz versunken in ein starkes körperliches Genießen.

„Überhaupt Neid," nahm Herr von Wallbaum jetzt das Wort, der heute ganz wohlwollendes und gut gelauntes Familienoberhaupt war, „was fehlt denn den Kerls mit solchen Gliedern? Um die könnte ich sie jetzt beneiden. Na ja, früher, meine Generation die war nicht so feingliedrig wie ihr Heutigen. Damals eine Entenjagd war doch eine andere Sache. Man band sich Bastschuhe an die Füße, ging am Seeufer entlang und sank jeden Augenblick bis zur Brust in den Sumpf ein. Da war noch was von Gefahr, ein bißchen Wildheit dabei, so was von Urinstinkten. Heute gehen Damen und Kinder auf die Jagd." Herr von Wallbaum lachte und beugte sich vor, um seinen langen Backenbart im Winde flattern zu lassen, was ihm besonders wohlzutun schien.

„Wildheit und Urinstinkte," meinte Graf Lynck, „müssen etwas Berauschendes haben, denn diejenigen, die sie verspürt zu haben meinen, sprechen davon, wie man von einem ganz hohen Bordeaux spricht."

„Ich liebe wilde Männer", erklang Heidas Stimme, und als sie das laute Lachen der anderen hörte, wurde sie dunkelrot. Leo aber meinte: „Für Legationssekretäre also bei Heida keine Aussicht." — „Still!" befahl Herr von Wallbaum, „bei Kindern wünsche ich weniger Urinstinkt und mehr Haltung."

„Freuen Sie sich?" fragte Karl Erdmann Daniela leise.

„Ja", antwortete sie ebenso leise, ohne ihn anzusehen, als wollte sie sich im Genuß von Licht und Luft nicht stören lassen. „Ich freue mich sehr auf diesen Tag. Und Sie, freuen Sie sich? Oder sind Sie heute auch düster und geheimnisvoll?"

Digitized by Google

„Nein, nein," sagte Karl Erdmann, „ich freue mich kolossal." Das leise Zwiegespräch machte ihn glücklich, es schien ihm, als verbände es ihn mit Daniela und rückte sie beide zusammen, von den anderen ab. — „Still!" kommandierte Herr von Wallbaum jetzt, „sonst fliegen die Enten aus." In der Nähe des Sees hielt der Wagen, die Gesellschaft stieg aus und ging schweigend zum Seeufer, wo die Kähne bereitlagen. Herr von Wallbaum hielt streng darauf, daß das Besteigen der Kähne ganz geräuschlos vor sich ging. Daniela fuhr mit Karl Erdmann und Leo, sie war die einzige Dame, die schießen wollte. Ein Waldhüter stieß mit einer langen Stange den Kahn vorsichtig in das Schilf hinein.

Der See glich einem großen Felde voll hellgrüner Halme, das hier und da von breiten Wasserstraßen durchkreuzt wurde. Kein Luftzug regte sich, unbeweglich stand das Schilf da, und das Zittern des Lichtes auf dem Wasser und auf den feuchten Spitzen der Schachtelhalme schien die einzige Bewegung. Große Stille lag über der Fläche, nur zuweilen erklang schläfrig und klagend der Ruf eines Bläshuhns, oder ein Fisch schnalzte, oder es raschelte leise wie von Wesen, die heimlich durch das Schilf schritten. „Köstlich!" flüsterte Daniela, „ist das nicht wie ein großes, vornehmes Haus, in dem die Herrschaft noch schläft, und in dem nur die Dienstboten schon leise bei der Arbeit sind." — „Und wir sind die Einbrecher", ergänzte Leo. — „Ach ja," meinte Daniela, „wer weiß, ob Einbrecher, wenn sie in ein Haus schleichen, auch so angenehmes Herzklopfen haben, wie ich jetzt." — „Ganz gewiß", versicherte Leo. Dann plötzlich rauschte und klatschte es von allen Seiten, und schwerfällig stiegen die Enten auf. Daniela war aufgesprungen,

Digitized by Google

sie stützte das eine Knie auf das Sitzbrett des Bootes und schoß. Karl Erdmann vergaß zu schießen, weil es ihn so interessierte, Daniela anzusehen, wie die schlanke Gestalt im grauen Leinwandkleide, einen Knabenhut aus weißem Stroh auf dem Kopfe, die Wangen heiß, sich in der Erregung aufrichtete und straffte. Und wenn sie geschossen hatte, und der große Vogel dort in der Luft schlaff wurde, wie ein abgespannter Bogen, und schwer in das Wasser fiel, dann ließ sie das Gewehr ein wenig sinken, und es zuckte um ihre Lippen ein seltsames, fast leidenschaftliches Lächeln. Dann aber regte sie sich sofort auf, sie fürchtete, die Ente könnte verloren gehen, sie rief dem Waldhüter zu, hinzusteuern, beugte sich weit aus dem Kahn, faßte die Ente an den Ständern und hob sie triumphierend empor. Allmählich wurde auch Karl Erdmann von der Jagdleidenschaft erfaßt, wurde ganz Auge und Ohr, und alles um ihn her, das Schilf und die Blätter wurden zur Partei, wurden zu Dingen, die entweder auf Seite der Jäger oder auf Seite der Enten waren. Lange und hitzig war die Verfolgung eines alten mausernden Erpels, der ihnen immer wieder entwischte und immer wieder neue Listen erfand, um sich zu verstecken und zu entkommen. Daniela war so erregt, daß sie zitterte und kleine schrille Schreie ausstieß. Endlich hatten sie ihn, Daniela faßte ihn, warf ihn in das Boot und lachte. Und da überkam Karl Erdmann plötzlich ein wunderliches und unerwartetes Gefühl. Er sah auf den Haufen toter Vögel nieder, die im Boote lagen, auf die schlaff wie müde gebogenen Hälse, auf das geronnene Blut, er sah, wie der eben geschossene Vogel noch matt und hilflos die Ständer bewegte, und ein Zucken wie eine plötzliche Angst seinen Körper schüttelte, wie er

Digitized by Google

sich streckte und dann schlaff und regungslos liegen blieb. Das empfand Karl Erdmann als furchtbar traurig, ja es wurde ihm so unerträglich, daß es ihm die Kehle zusammenschnürte und er merkte, daß er sein Gesicht verzog. Schnell blickte er auf, besorgt, jemand könnte es gesehen haben. Daniela saß auf ihrem Sitzbrett und schaute ihn so angstvoll an, daß es ihm schien, als ahmte sie unwillkürlich den Ausdruck seines Gesichtes nach. Sie weiß alles, dachte Karl Erdmann sofort. Er errötete und wandte sein Gesicht ab, er schämte sich wie nach einer schlechten Tat. Da hörte er Daniela mit einer Stimme, die sehr heiter und unbefangen zu klingen sich bemühte, ausrufen: „Sehen Sie, wie da etwas durch die Schachtelhalme fortschießt, ein Hecht wohl. Möchten Sie auch so dahinschießen können? Das muß doch gut sein."

„Für einen Krieger wohl kein passender Wunsch", bemerkte Leo. Darüber begannen sie nun alle drei zu lachen, sie lachten sehr laut und sehr lange, als könnte das Lachen sie vor etwas schützen, das für einen Augenblick unheimlich und hinterrücks sie überfallen hatte.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und zwischen dem Schilf und dem Kolbenrohr wurde es schwül. Enten wollten auch nicht mehr steigen. Wie eine große Schläfrigkeit legte es sich über den See, regungslos standen die Fische im Wasser, und die Frösche saßen schweigend auf den Blättern der Wasserrosen und schienen zu schlafen. „Fühlen Sie, wie die Mittagstunde einem in die Glieder fährt?" fragte Karl Erdmann. Ja, Daniela fühlte es und war müde. Alle drei setzten sich auf die Sitzbretter des Kahnes und legten die Gewehre beiseite. „Fahr' ans Land

Digitized by Google

zum Frühstück", befahl Karl Erdmann dem Waldhüter. — „Wir haben gute Arbeit getan", meinte Daniela. — „Ja," sagte Karl Erdmann, „zusammen eine Arbeit tun und dann zusammen müde sein, das ist sehr gemütlich, das verstehen die Wenigsten." —

„Wie muß man das machen?" fragte Daniela.

„So," Karl Erdmann legte beide Hände mit gespreizten Fingern auf seine Knie, „und dann starrt man einander an mit ganz leeren friedlichen Augen. Das habe ich bei den Bauern gesehen, wenn sie sich um die Mittagszeit unter die Eiche setzen und nach dem Essen noch ein wenig warten, ehe sie sich ausstrecken, um zu schlafen."

Gehorsam legte Daniela ihre Hände auf die Knie und sah vor sich hin. „Wirklich," meinte sie, „es ist sehr angenehm." So saßen sie nun alle drei da und schwiegen. Endlich schloß Daniela die Augen. „Seltsam," rief sie, „wenn Sie die Augen schließen, hören Sie einen einzigen Ton, einen Ton, als ob jemand schläft und leise zu schnarchen beginnt." — „Ich behalte die Augen lieber offen," sagte Karl Erdmann, „wenn ich die Augen schließe, dann bin ich allein, und wir wollen doch zusammen müde sein." Daniela schlug die Augen auf: „Gewiß," versetzte sie schnell, „wir wollen beisammen sein." Ihre Stimme klang bei diesen Worten freundlich und mitleidig, als spräche sie zu einem Kranken. Daß ihn das plötzlich rührte, fand Karl Erdmann albern genug.

Sie näherten sich jetzt einer schmalen mit Erlen bestandenen Landzunge, dort sollte das Frühstück eingenommen werden. Die anderen waren schon da, die Herren hatten sich um ein weißes Tischtuch auf den Rasen hingestreckt, Heida und Oda packten die Vorräte aus.

Digitized by Google

„Kommen Sie", sagte Daniela, als sie ans Land stiegen, und legte einen Arm in Leos, den anderen in Karl Erdmanns Arm. „Jetzt wollen wir essen wie Ihre Bauern, ganz still, lange kauen und dabei zum Horizont hinabsehen, und vor allem uns um die anderen gar nicht kümmern." Auf dem Frühstücksplatz setzten sie sich ein wenig abseits von den anderen. „Ist das eine Demonstration?" fragte Botho. — „Wir sind eine Gruppe für uns," erwiderte Daniela, „und ich werde meine Herren bedienen." — „Bitte!" meinte Heida ein wenig gereizt, „wir sind hier auch exklusiv." — „Gruppe, Gruppe!" begann Herr von Wallbaum und lächelte. Er wollte etwas Hübsches sagen, denn er fühlte sich jugendlich und galant. „Eigen, daß Damen, schöne Damen, immer Parteibildungen begünstigen. Das kommt wohl daher, daß Damen, schöne Damen, geborene Parteihäupter sind." Er sah die anderen an, um Beifall für seine Bemerkung zu ernten, allein nur Aristides Dorn lächelte ironisch. „Die Sache ist die," erklärte Leo, „wir sind zusammen müde, das ist Karl Erdmanns neueste Erfindung, das soll ein großer Genuß sein."

Graf Lynck klemmte sein Glas in sein linkes Auge und schaute zu Daniela hinüber. „Ah," meinte er, „das scheint allerdings eine gute Erfindung zu sein, ziemlich raffiniert, zu der kann man Karl Erdmann Glück wünschen." Oda lehnte ihren blonden Kopf an die Schulter ihres Bräutigams und sagte klagend: „Ach, Lieber, das haben wir doch schon längst erfunden."

Die Gesellschaft wurde jetzt einsilbig, jeder aß und trank schweigend, Botho schien verstimmt, die anderen Herren waren nachdenklich, Graf Lynck gähnte diskret, und um sie her standen die sonnenwarmen Erlen-

Digitized by Google

büsche voll mittäglichen Gesummes, als wollten sie die Gesellschaft in Schlaf singen.

Endlich hielt es Aristides Dorn nicht länger aus, so still von Daniela unbemerkt dazusitzen, er eröffnete daher wieder die Unterhaltung, er sprach scharf und ein wenig zu laut, weil es ihn aufregte, so in die Stille hineinzusprechen: „Müde, ich gebe zu, daß wir müde sind, wir haben uns aufgeregt, ich gebe zu, ich habe mich aufgeregt, als gälte es etwas ganz Großes, und warum das alles? Einiger Enten wegen, eines Bratens wegen. Ist das nicht seltsam? Ist das ein Resultat?" Er schaute gespannt zu Daniela hinüber, errötete und drehte seine schwarze Stirnlocke. Aber Botho ärgerte diese Rede. „Was wollen Sie denn für Resultate haben?" sagte er. „Ein Vergnügen hat eben kein Resultat, das man einkassieren kann. Ist es vorüber, dann muß es vorüber sein, wie ein gutes Parfüm, das auch verfliegt und nichts zurückläßt." — Graf Lynck hatte sich flach auf den Rasen gelegt, rauchte eine Zigarette und schaute zum Himmel hinauf. „Ich kannte in England einen alten Lord, begann er langsam und knarrend zu erzählen, „der hatte irgendein böses Magenleiden. Er litt an starkem Hunger, aber wenn er sich zu Tische gesetzt hatte und zu essen beginnen wollte, bekam er einen solchen Widerwillen vor den Speisen, daß er die Tafel verlassen mußte. Nun, dieser alte Herr pflegte zu sagen, ihr braucht mich nicht zu bedauern; wenn ich mich zu Tische setze, so freue ich mich so stark auf das Essen, daß ich mehr Vergnügen daran habe als ihr an eurem ganzen Diner." Niemand fand darauf etwas zu sagen, und die Unterhaltung verstummte wieder, nur Heida flüsterte Fräulein Undamm zu: „So geht es immer. Daniela sucht sich ein oder zwei Herren als Privat-

Digitized by Google

besitz aus; das kann sie ja tun, nur daß alle anderen Herren dann verstimmt und langweilig werden."

Endlich gab Herr von Wallbaum das Zeichen zum Aufbruch, und man bestieg wieder die Kähne. Allein die heißen Nachmittagstunden dämpften die Jagdlust. Daniela und Karl Erdmann spannten bald ihre Gewehre ab, setzten sich und sahen zu, wie Leo schoß. Dabei unterhielten sie sich in abgebrochenen Sätzen, sprachen von friedlichen Dingen, von den Sonntagmittagessen im Kadettenhause, von früheren Jagden und früheren Sommern, und dann, als wären sie auch noch dazu zu träge, verstummte das Gespräch. Daniela versank in Sinnen, ließ ihre Hände über den Rand des Bootes hinabhängen und zog, um sie zu kühlen, die Schachtelhalme durch die Finger. Jetzt könnte es langweilig, fast traurig werden, dachte Karl Erdmann. Es gibt Stunden, wie es Menschen gibt, die mit säuerlicher Nüchternheit uns die Freuden und Hoffnungen des Lebens ausreden. Karl Erdmann hatte plötzlich das Bedürfnis, sich über etwas zu ärgern, daher sagte er: „Der Ottomar Lynck hat immer so dumme Geschichten. Was ist das nun wieder mit dem alten Mann, dessen größte Freude es ist, sich zu Tisch zu setzen und mit leerem Magen aufzustehen. Phantasien eines verdorbenen Magens; Ottomar Lynck ist, glaube ich, auch so einer, der sich immerfort zu Tisch setzen möchte und dem die Suppe schon die Illusion verdirbt."

Daniela zuckte leicht mit den Schultern und schaute zerstreut dem lautlosen Fluge der Libellen über den Wasserrosen zu. „Nun ja," meinte sie, „aber wir sitzen alle immer zu lange bei Tisch. So diese Jagd, nicht wahr? Das Wahre ist, sich lange auf ein Glück freuen, und dann kommt das Glück ganz stark und

Digitized by Google

schnell, und dann ist es wieder fort, dann ist es aus, und um uns ist es still und dunkel. Möchten Sie das nicht auch?"

„Ja", sagte Karl Erdmann leise. Er errötete dabei und fühlte es deutlich, daß Daniela von ihm sprach. Eine starke Freude fuhr ihm heiß in die Glieder, und plötzlich sah er sich wieder in seiner eigenen, schönen und traurigen Geschichte, empfand die Erregung alles dessen, was er noch erleben mußte. —

Die Jagd war zu Ende, und alle waren zufrieden damit. Jetzt kam das angenehme Nachhausefahren mit dem kühler werdenden Abend, die Sonne stand schon tief und lag rotgolden über den Grannen der Gerstenfelder, und die Hütejungen sangen aus Leibeskräften auf den Weiden. Dann kam das Mittagessen mit dem großen Appetit und das Beieinandersitzen auf der Veranda. Alle waren müde, streckten die heißen Glieder von sich, starrten mit den Augen, die zu viel grelles Licht hatten trinken müssen, in die kühle Finsternis des Gartens hinein. Zum Sprechen hatte keiner Lust, nur Frau von Wallbaum sprach mit ihrer gleichmäßigen, freundlichen Stimme, als wollte sie die anderen einschläfern. Sie erzählte ihren Tag, sie hatte ihr Tagebuch geschrieben und Jagd auf Löwenzahn gemacht, endlich war sie hinausgegangen, um ihre Kühe auf der Weide zu sehen. Auf dem Wege jedoch hatte sie, zwischen den Feldern eingeschlossen, ein kleines, ungemähtes Stückchen Wiese bemerkt, das heiß von Sonnenschein und voller Schafgarbenduft und kleiner blauer Schmetterlinge war. Das hatte ihr gefallen, sie hatte sich dort niedergesetzt, um den Thomas a Kempis zu lesen bis zum zweiten Frühstück. Später war sie durch das Haus gegangen, durch die stillen leeren Zimmer, und hatte sich gefreut,

Digitized by Google

daß sie über die Stille und Leere nicht betrübt zu sein brauchte, denn gleich würden alle wieder da sein und würden wieder gemütlich und glücklich beieinander sitzen. „Ach ja," dachte Karl Erdmann, „glücklich und gemütlich beieinander sitzen!" Eine Ewigkeit hätte er so dasitzen können, die müden Glieder von sich strecken, die laue Luft einatmen, die ganz süß von den Düften des Gartens war, die schlaff machte, daß er glaubte, er werde nie mehr etwas wollen können, und dennoch das Blut seltsam erhitzte und aufpeitschte. „Ein schnelles, starkes Glück, das uns überrumpelt," hatte Daniela gesagt, „und dann Stille und Dunkelheit." So mußte diese Stille sein und diese Dunkelheit, in der er fühlte, daß Daniela nicht fern von ihm saß.

Am nächsten Tage kam ein Brief des Baron von Asch, Sekundanten des Referendars von Treschke an den Grafen Lynck, der wiederum Karl Erdmanns Sekundant sein sollte. Der Baron schlug den Herren eine Zusammenkunft für den nachnächsten Tag im Staatswalde beim Lehtschen Kruge in früher Morgenstunde vor. Hatten die Herren etwas gegen diesen Vorschlag einzuwenden und wollten einen anderen Vorschlag machen, so war der Referendar von Treschke zu allem bereit und erkannte dankbar das ihm in dieser Affäre bisher erwiesene Entgegenkommen an, usw.

In Herrn von Wallbaums Zimmer versammelten sich die Herren zu einer Beratung. Die Sache wurde

Digitized by Google

gründlich und sachlich durchgesprochen. Man beschloß den Vorschlag anzunehmen. Am nächsten Tage schon sollten Karl Erdmann, Graf Lynck und Botho in den Staatswald fahren und beim Sturre Waldhüter übernachten, um am bestimmten Tage zeitig auf dem Platze zu sein. Unterwegs wollten sie beim Doktorat anfahren und den Doktor Ulich mitnehmen. Der Familie gegenüber aber konnte die Fahrt als Jagdpartie hingestellt werden, Jagd auf Birkhühner. So war alles wohlgeordnet, und die Beratung nahm jetzt einen mehr heiteren Charakter an, als die Herren ihre Duellerfahrungen zu erzählen begannen. Herr von Wallbaum blieb zwar ernst, allein über diese Ehrenaffäre hin und her zu reden, gewährte ihm doch einige Befriedigung. Er saß soldatisch stramm in seinem Sessel, strich sich energisch den Backenbart, sprach von Duellen mit sehr scharfen Bedingungen, die er früher mitgemacht, und gab Ratschläge. „Vor allem schnell schießen, der erste sein, das ist die Hauptsache", und er hob die Hand empor, kniff das eine Auge zu, zielte und tat, als drücke er ab. Damit wurde die Sitzung geschlossen, und Karl Erdmann war froh, daß alles so hübsch und praktisch eingerichtet war, und in bester Laune beschloß er, den Rest des Tages recht angenehm zu verbringen.

Draußen ging ein plötzlicher, heftiger Regen nieder, in den zuweilen die Sonne hineinschien, wie durch ein gläsernes Gitter. Durch die geöffneten Fenster sandte er sein Rauschen und seine Kühle in die Zimmer und regte die Menschen auf, als vollzöge sich da draußen ein lustiges Ereignis. Frau von Wallbaum, Oda, Heida standen jede an einem Fenster, schauten hinaus und lächelten. Daniela hatte sich ans Klavier gesetzt und spielte einen Walzer, während Leo Fräulein

Digitized by Google

Undamm zwang, mit ihm zu tanzen. Als die Herren von ihrer Beratung in das Wohnzimmer kamen, verkündete Herr von Wallbaum den Jagdplan. Frau von Wallbaum war sehr zufrieden damit und beschloß, den Herren viel und gut zu essen mitzugeben. Oda schaute Karl Erdmann erschrocken an, und Heida an ihrem Fenster begann zu weinen. Fräulein Undamm mußte sie hinausführen, damit Frau von Wallbaum es nicht bemerke. Karl Erdmann war sehr ärgerlich darüber, er zog Oda in eine Fensternische und sprach sich scharf aus: „Das kommt davon, wenn Kinder die Angelegenheiten der Erwachsenen ausspionieren. Dieses Getue ist unerträglich. Da die Affäre nun unglücklicherweise bekannt ist, so nehmt euch zusammen. Es ist wirklich kein Grund, Aufhebens zu machen."

Wirklich, sie schienen sich zusammenzunehmen, denn um ihn her begann ein ganz unbefangenes, heiteres Treiben. Er hörte Heida im Nebenzimmer wieder recht ausgelassen mit Leo lachen, Oda zog sich mit ihrem Bräutigam in die Bibliothek zurück, und Daniela forderte Botho auf zu singen. Er sang Schuberts Wanderer, und sie begleitete ihn. Das war alles gut, aber was sollte er, Karl Erdmann, jetzt tun? Etwas ganz Unbefangenes, ganz Natürliches. Das war das Fatale. Ihn genierte dieses Duell gewiß nicht, er hätte gar nicht daran gedacht, allein die anderen konnten denken, er sei heute anders als sonst, konnten denken, er wolle sich interessant machen oder sei gezwungen heiter. Das alles gab ihm das Unbehagen eines Menschen, der zuviel Wein getrunken hat und in Gesellschaft sich bemüht, ganz natürlich zu erscheinen. Er saß da und hörte dem Gesange zu, ärgerte sich über den großen Aufwand an Gefühl, den Botho in

Digitized by Google

das „Wo bist du, o mein geliebtes Land?“ legte, ja, er begann überhaupt sich zu ärgern. Es gelang den anderen doch ein wenig zu gut, so zu tun, als sei nichts geschehen. Jedenfalls war es nicht nötig, daß niemand sich um ihn bekümmerte.

Plötzlich, wie der Regen gekommen war, hörte er auch auf. Karl Erdmann nahm seine Mütze und ging in den Garten hinaus, auf die Gefahr hin, melancholisch zu erscheinen. Er irrte auf den Kieswegen hin und her, besah sich die Blumen, die blank vom Regen waren, ging in den Park, hörte dem Klingen der Tropfen in den Bäumen zu, atmete den köstlichen, feuchten Duft ein. Nun wollte er auch angenehme Gedanken haben, aber er wurde ein verstimmtes, bitteres Gefühl nicht los. Er verlangte gewiß nicht, daß etwas Besonderes für ihn geschehen sollte, nur war auch kein Grund da, daß dieser Tag für ihn ereignisloser und alltäglicher sein sollte als andere. Warum mußte er heute gerade allein hier spazieren gehen? Daniela würde noch Zeit genug haben, Botho den ‚Wanderer‘ singen zu lassen, und Oda, sich mit Ottomar Lynck zu zanken. Karl Erdmann konnte es ja ertragen, allein spazierenzugehen, nur wunderte er sich darüber, daß die anderen, da sie nun einmal wußten, was ihm bevorstand, das zuließen. Man nimmt sein eigenes Duell leicht, allein, daß die anderen es so leicht nahmen, war doch seltsam. Jedenfalls mit den angenehmen Gedanken war es jetzt nichts, daher ging Karl Erdmann in den Pferdestall. Dort war es hübsch, die Nachmittagsonne lag hell auf den Steinfliesen des Fußbodens, auf dem Stroh, auf den blanken Leibern der Tiere, das sah lustig und herrschaftlich aus. Karl Erdmann setzte sich auf die Haferkiste und begann eine Unterhaltung mit dem

Digitized by Google

alten Kutscher, ließ sich vom Charakter der einzelnen Pferde erzählen, von dem Charakter früherer Pferde, und hier fühlte er sich endlich ganz gemütlich und ganz unbefangen.

Der Sommertag ging friedlich und ereignislos zu Ende. Als Karl Erdmann aus dem Stalle wieder auf den Hof trat, war die Sonne im Untergehen. Vom Tennisplatz klangen Stimmen herüber, eine große Partie war dort im Gange. Mich haben sie dazu nicht nötig gehabt, nun, so will ich auch nicht hingehen, dachte Karl Erdmann. Solche kleine Empfindlichkeiten waren ihm an sich selbst neu, allein in dieser seltsamen Zeit hatte er so manche Entdeckungen an sich zu machen. Er beschloß, den Sonnenuntergang zu betrachten. Die Sonne stand rot über dem Waldrande, große Wolken hingen in dem glashellen Himmel, schmal und langgestreckt, rot und goldangeleuchtet wie riesige, purpurne, goldverbrämte Hechte, die in einem blaßrosa Meere schwimmen. Er steckte die Hände in die Rocktaschen und betrachtete das, als wäre es eine ihm zugedachte Aufmerksamkeit.

Später am Abend auf der Gartenveranda wurde es recht heiter, und hier fühlte Karl Erdmann wieder, daß seine Schwestern und die anderen ihm heute gewissermaßen mehr Beachtung schenkten als sonst. Über seine Witze und Geschichten wurde mehr gelacht, als er es gewohnt war. Das tat ihm wohl. Es freute ihn auch, daß er so ausgelassen sein konnte, nur bisweilen empfand er ein unbändiges Bedürfnis nach Feierlichkeit und Sentimentalität, am liebsten hätte er eine seiner Schwestern beiseite genommen, um ihr etwas ganz lächerlich Gefühlvolles zu sagen, wie zum Beispiel: „Komm, ich möchte noch einmal die Lilien riechen.“ Gut, daß die anderen das nicht merkten.

Digitized by Google

Statt dessen sagte er zu Leo: „Komm zu den Birnen, ich höre welche fallen.“ Sie gingen zum Birnbaum und begannen die kalten feuchten Birnen zu essen. Dabei kann man auch sentimental sein, dachte Karl Erdmann.

Herr von Wallbaum mahnte heute früher zum Aufbruch wegen der für morgen festgesetzten Fahrt. Man wünschte sich gute Nacht, und Karl Erdmann bemühte sich, sein Gutenacht ganz gewöhnlich und obenhin zu sagen. Als er noch ein wenig auf der Veranda zurückblieb und in den dunklen Garten hinaussah, legte sich eine Hand leicht auf seinen Arm und Daniela sagte leise: „Wollen wir heute noch beisammen sein? Dann erwarten Sie mich im Park auf der Bank unter dem Ahorn.“ Dann war sie fort.

Er blieb eine Weile auf demselben Fleck stehen, eine große Ruhe legte sich über ihn, es war, als löste sich etwas in ihm, denn das war es, was kommen mußte, das war es, auf das er den ganzen Tag gewartet hatte. Jetzt war es gut. Er zündete sich eine Zigarette an, stieg in den Garten hinunter und begann langsam dem Parke zuzugehen, ganz langsam, denn jetzt waren Stunden seines Lebens gekommen, die sehr behutsam Minute für Minute ausgekostet werden mußten. Alle Sinne waren in ihm wach, jedes Gefühl und jeder Eindruck wurden nun etwas Kostbares und Seltenes, der Duft der Spiräahecke, an der er vorüberging, der feuchte Samt einer Blume, über die er leicht mit der Hand hinstrich, die dicke Kröte, die träge über den Kiesweg ihren nächtlichen Freuden nachschlich, all das gehörte von nun ab zu dem Unvergeßlichen seines Lebens. Vor der Bank an dem Ahorn angelangt, setzte er sich, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Wie ruhevoll

Digitized by Google

war es nicht, an alles mögliche denken, alles mögliche fühlen zu müssen, sondern nur ganz voll von der reinen, starken, freudigen Erwartung zu sein.

Er vernahm ein leises, seidiges Knistern neben sich, und der Duft von Teerosen und Ambra, den Daniela an sich zu haben liebte, schlug ihm entgegen. Zwei kühle Hände legten sich auf seine Stirn, und Daniela sagte leise: „Armer, wenn ich ein Glück bin, soll es kommen." Sie stützte die Arme auf seine Schultern, die helle, schmale Gestalt beugte sich über ihn und glitt dann auf ihn nieder.

Durch das Laub der Bäume lief ein beständiges Rauschen und Wispern, kühle Tropfen regneten auf die Bank nieder. In irgendeinem Baumwipfel regte sich eine verschlafene Krähe und schlug laut mit den Flügeln. Ganz fern auf der dunklen Wiese wurde eine Stimme laut, ein einsames Rufen oder Singen. Karl Erdmann hörte das alles, aber es schien nicht außer ihm, sondern mit ihm eins zu sein, eins mit der Bewegung seines Blutes, mit dem Pulsschlag der Arme, die ihn umschlangen, mit dem Leben der Lippen, die sich auf die seinen drückten. Die ganze große Finsternis um ihn her mit ihrem Wehen und Klingen war ganz nur sein eigenes Fühlen.

Eine Elster begann leise in einem Busch vor sich hin zu plaudern, auf dem Wasser des Teiches lag es wie ein blinder Glanz, die Gestalten der Bäume und die Nebel auf den Rasenplätzen, grau in der grauen Dämmerung, wurden sichtbar. „Der Morgen kommt", sagte Daniela. Sie stand vor Karl Erdmann, schauerte ein wenig in sich zusammen und strich sich das vom Tau feuchte Haar aus der Stirn. Dann nahm sie seinen Kopf mit beiden Händen, küßte seinen Mund, und er fühlte, wie zwei warme Tropfen auf sein

Digitized by Google

Gesicht niederfielen. Sie weint, dachte Karl Erdmann, ach ja, weil ich sterben werde. Leise knisterten Danielas Kleider wieder, und sie lief die Allee hinab in die aufsteigenden Nebel hinein. Karl Erdmann blieb auf der Bank sitzen und schloß wieder die Augen, wie jemand, der einen schönen Traum geträumt hat und, einen Augenblick erwacht, nun diesen Traum weiterträumen will. Allein das Weiterträumen solcher Träume ist mühsam und will nie recht gelingen. Ringsum erwachten immer neue Vogelstimmen und im Teich begann ein plätscherndes Leben. Er fror und erhob sich, um ein wenig zu gehen, er hatte noch immer die Empfindung, als träume er, nur daß ein anderer Traum gekommen war, nebelgrau und voll einer starken Traurigkeit.

Während er langsam und versonnen am Teich entlang ging, sah er plötzlich vor sich auf einer Bank Aristides Dorn sitzen. Er hatte seinen Hut abgenommen, schwer und feucht hing ihm die Locke in die Stirne, dunkel und erregt schauten die Augen aus dem bleichen Gesicht. Er schien zu frieren, denn die Lippen waren bläulich, lächelten nur mühsam ihr ironisches Lächeln, und die Hände rieb er eifrig aneinander. Karl Erdmann wunderte sich nicht, in dieser gespenstischen Dämmerungswelt konnte ihn nichts überraschen. Er nickte und sagte: „Guten Morgen, Herr Dorn, Sie sind schon auf?" Dorn erwiderte den Gruß, ohne aufzustehen: „Guten Morgen, Herr von Wallbaum, ja, ich bin schon auf, oder vielmehr ich habe auch nicht die Nacht geschlafen." „So, so," meinte Karl Erdmann zerstreut und setzte sich zu Dorn auf die Bank, „ein frischer Morgen." Er hatte das Bedürfnis, jemand sprechen zu hören; als Dorn jedoch zu sprechen begann, da hörte er ihm

Digitized by Google

kaum zu. „Nun ja", sagte Dorn und drückte seine frierenden Hände, so daß sie leise knackten. „Sie haben ja auch ein erregendes oder sozusagen dramatisches Ereignis vor. Sie gehen einer Gefahr entgegen, wie ich höre." Karl Erdmann zuckte leicht mit den Schultern: „Ach, da haben die Kinder so etwas erlauscht, aber das ist nicht so schlimm, das ist nun mal eine Einrichtung."

„Eine Einrichtung," wiederholte Dorn, „ja, das ist es, und zwar eine in ihrer Art fein erfundene Einrichtung. Sie erreicht ihren Zweck, sie drapiert, möchte ich sagen. Gefahr drapiert immer. Die Todesmöglichkeit als Dekoration, aha." Dorn lachte mit seinen frierenden, steifen Lippen.

„Sehr gut", sagte Karl Erdmann und lachte auch, obgleich er nicht zugehört hatte.

„Aber Sie müssen hier so etwas haben," fuhr Dorn fort, „hier, wo niemand den Alltag vertragen kann. Leo ist in den Unterrichtsstunden unmöglich, wenn nichts los ist, wenn nicht irgendein Extravergnügen in Aussicht steht. Aber das ist nun die Regel dieses Lebens hier, immer ausschmücken, und da muß denn so etwas Dramatisches Effekt machen, Todesgefahr ist eine Art bengalischer Beleuchtung. Dagegen kommt natürlich ein einfacher Werktagsmensch wie ich nicht auf. Solch einer nimmt sich ebenso lächerlich aus wie ein Theaterarbeiter, der sich auf der Bühne verspätet hat, wenn das Drama schon anfängt. Ich habe das einmal bei einer Vorstellung gesehen, und hier habe ich oft an diesen grauen Arbeiter auf der Bühne denken müssen."

Karl Erdmann wurde aufmerksam, Dorn sprach jetzt schnell, und seine Stimme hatte einen hohen, zänkischen Klang. „Herr, was sprechen Sie da?" fragte

Digitized by Google

Karl Erdmann, „wem machen Sie Vorwürfe? Ich habe nicht recht verstanden? Ich glaube, Sie sind krank, ja, Sie sehen krank aus. Sie sollten von hier fortgehen, Sie vertragen die Luft hier nicht."

Aristides Dorn war wieder ganz ruhig geworden, mit nervösen Fingern griff er nach seiner Stirnlocke und meinte: „Ach nein, wem sollte ich Vorwürfe machen? Es ist ja möglich, daß ich krank bin, vielleicht vertrage ich die Luft hier nicht, aber das ist meine Sache. Vielleicht muß ich von hier fortgehen, ob ich das kann und ob ich das nicht kann, das ist meine Sache." Seine Stimme zitterte ein wenig und klang seltsam kummervoll und mutlos. Karl Erdmann tat der bleiche junge Mann leid, gutmütig klopfte er ihm auf die Schulter. „Wissen Sie was," sagte er, „Sie sollten schlafen gehen. Die Morgendämmerung gibt einen Katzenjammer, man weiß nicht wovon. Dagegen gibt es nur ein Mittel: schlafen. Sie werden sehen, vom Bett aus nimmt sich die Welt wieder ganz erträglich aus."

„Ich danke," erwiderte Dorn steif und sah Karl Erdmann mit Abneigung an, „ich möchte hier noch eine Weile sitzen. Es gibt Dinge, die man fürchtet mit in den Schlaf hineinzunehmen."

Karl Erdmann zuckte die Achseln und stand auf. „Na, wie Sie wollen, ich wenigstens freue mich kolossal auf mein Bett. Dann also guten Morgen." Damit ging er eilig dem Hause zu.

Die Abfahrt zu früher Stunde war lustig. Frau von Wallbaum stand wieder auf der Treppe, hob segnend die Hände und sagte: „Unterhaltet euch gut."

Digitized by Google

Die Herren lehnten sich behaglich in den Landauer zurück und zündeten ihre Morgenzigarren an. „Angenehme Lebenslage", sagte Graf Lynck. „Ja, sehr angenehm", bestätigte Karl Erdmann. Trotz der wenigen Stunden Schlaf fühlte er sich ausgeruht und war mit dem Leben zufrieden, zufrieden mit dem, was er erlebt hatte, und dem, was er erleben sollte. Vor allem aber war er heute mit sich selbst ganz einverstanden, er war sozusagen gern mit sich selbst zusammen, mit diesem Karl Erdmann, der geliebt und beweint wurde und nun fröhlich seiner ritterlichen Pflicht entgegenfuhr. Bis zur Wohnung des Doktors Ulich war es eine Stunde. Dort hielt dann der Wagen vor dem roten Backsteinhause, das mitten in einem flachen baumlosen Garten lag, der voller Gemüsebeete, roter Verbenen und Johannisbeerbüsche war. Der Doktor wartete bereits vor der Haustür, ein junger Mensch mit einem runden Kindergesicht, dem wie zum Scherz ein roter Backenbart angeklebt schien. Als er in den Wagen stieg, richtete er sich noch einmal auf, um in den Garten hinüberzugrüßen, wo seine Frau bei den Johannisbeeren beschäftigt war. Die kleine Frau, der die dicken blonden Zöpfe sich wie ein gelber Metallhelm um den Kopf legten, hob die Hände, die rot von Johannisbeeren waren, in den Sonnenschein hinein und winkte. Dann fuhr man ab.

„Sehr hübsch dieser Garten," bemerkte Graf Lynck, „all das viele Rot im Sonnenschein, die roten Verbenen, die rotbemalten Hände Ihrer Frau Gemahlin." Doktor Ulich errötete und lächelte: „Ja, Johannisbeeren, wir haben sehr viel Johannisbeeren, da gibt es zu tun. Meine Frau macht sie für den Winter ein, das ist sehr angenehm, aber — —," er hielt inne und schaute Karl Erdmann erschrocken an, „ich

Digitized by Google

erzähle hier von Johannisbeeren, es ist wohl nicht am Platz, — die Herren haben gewiß an andere, ernste Dinge zu denken.“ — „Daß ich nicht wüßte,“ sagte Graf Lynck, „im Gegenteil, ich denke gern an Johannisbeeren. Der Geruch und der Geschmack von Johannisbeeren sind mir mit einer hübschen Jugenderinnerung verbunden. An einem Johannisbeerbusch machte ich als Achtzehnjähriger meine erste Liebeserklärung, und zwar der Engländerin meiner Schwester; eine blonde junge Dame, weiß und rot wie Porzellan, und sie hatte einen kleinen runden Mund, der aussah, als sei er vom vielen ‚O‘-sagen selbst ein blutrotes O geworden. Sie war sehr erschrocken über meine Erklärung und zerdrückte in ihren Händen die Johannisbeeren, die sie hielt, so daß sie ganz rote Hände bekam.“ Ja, die Engländerinnen, Botho hatte auch welche gekannt. Und nun sprach man von Engländerinnen und von andern Damen, endlich von Weibern im allgemeinen. Der Doktor hörte aufmerksam zu und lachte viel, indem er den Mund dabei weit öffnete.

Es begann sehr heiß zu werden, dichte Staubwolken hüllten den Wagen ein. Die Herren zogen die Kapuzen ihrer Staubmäntel über die Köpfe und wurden schläfrig. Einer nach dem andern schloß die Augen, nur der Doktor behielt seine runden, blauen Augen weit offen, er wollte keinen Augenblick des interessanten Erlebnisses versäumen.

Um die Mittagzeit wurde vor einem Kruge haltgemacht, die Pferde sollten ein wenig ausruhen, und die Herren gingen in die Krugstube, um dort ihren Imbiß zu nehmen. Die Stube roch nach Kalk und Bier, an den Fenstern lärmten zahllose Fliegen, und hinter seinem Schenktische schlummerte dick und

Digitized by Google

erhitzt der Wirt. In einer Ecke des Zimmers saßen drei wandernde Musikanten vor ihrem Glase Bier, grau vom Straßenstaub, vor sich hinstarrend, als könnten sie sich vor Hitze und Müdigkeit nicht regen. „Auch Musik ist da, das ist gut", sagte Karl Erdmann, und während Graf Lynck sorgsam das Frühstück auspackte, den Wein eingoß, ermunterte Karl Erdmann die drei schlaffen Burschen: „Spielt etwas, so was Patriotisches, einen Marsch oder ‚Heil dir im Siegerkranz'!"

Widerwillig zogen die Musikanten ihre Hörner hervor und spielten traurig und falsch einen Marsch, während die Herren frühstückten. „Köstlich, famos," sagte der Doktor, „dieser Wein, diese Musik, diese ganze Lebenslage, unerhört interessant."

„Marguſch, bedien' die Herren", rief der Wirt, und Marguſch kam, eine seltsam grelle, farbige Gestalt, unter dem roten Kopftuch quoll das ungeordnete schwarze Haar hervor, in dem blanken, bräunlichen Gesicht saßen die Augen wie braunrote Glaskugeln, und der Mund sah aus, als hätte ein in Karmin getauchter Pinsel einen saftigen roten Fleck in das Gesicht gemacht. „Ein Farbkasten, die Person", bemerkte Lynck. — „Neapel!" rief der Doktor begeistert. Da die Musikanten jetzt einen Walzer spielten, so erhob Karl Erdmann sich und tanzte mit Marguſch, die dabei ganz ernst blieb, die Augen schloß und sich mit Gewalt drehte. Endlich war Karl Erdmann atemlos, er ließ das Mädchen stehen und sagte: „Nun, meine Herren, jetzt können Sie tanzen." — „Ich will lieber nach den Pferden sehen," sagte Botho, „komm, Marguſch." Er erhob sich und ging mit dem Mädchen hinaus. Doktor Ulich rieb sich die Hände und murmelte: „Herrlich, herrlich. Ich bin glücklich, das zu

Digitized by Google

erleben. Man denkt sich das alles ganz anders, ein Duell, mein Gott, und nun —."

„Trinken Sie, Doktor," sagte Karl Erdmann und schlug Ulich auf die Schulter, „Sie sind wirklich von einer erfrischenden Empfänglichkeit."

Als die Fahrt fortgesetzt wurde, führte der Weg durch den Wald, an prachtvollen Föhrenstämmen hin und dann durch alten Tannenbestand, in dem es fast dämmerig war. Die Feierlichkeit des Waldes machte die Herren schweigsam, und nachdenklich ließen sie die großen Baumgestalten an sich vorüberziehen, sie machten ernste Gesichter, als müßten sie jetzt einer Zeremonie beiwohnen.

Bei Sonnenuntergang hielten sie vor der Waldhüterei. Ein niedriges Holzhaus stand zwischen den großen Tannen, daneben ein kleiner, offener Heuschober und ein Stall. Die Gebäude waren noch neu und schimmerten grell und unruhig aus der großen Ruhe des Waldesschattens heraus. Vor der Tür stand der Waldhüter, ein Riese, den Kopf und das Gesicht voll struppiger Haare, neben ihm seine Frau, hübsch und bleich, ein Kind an der Brust.

„Es ist alles fertig, wie die Herren es bestellt haben", sagte der Waldhüter, und die Frau sah die Ankommenden ernst und feindselig an. Die Herren mußten durch eine dunkle Küche gehen, in der der Rauch ihnen die Tränen in die Augen trieb, dann kamen sie in die beiden Zimmer, die für sie bereitet waren. Es roch hier nach frischen Brettern, nach Harz und feuchtem Leim. „Herrlich," rief Doktor Ulich, „man steht mitten im Märchen, man hätte Lust zu sagen, laßt die Hexe herein." Graf Lynck verzog sein Gesicht: „Ja, wenn wir nur die zum Komfort nötig hätten, dann würde es ja gehen."

Digitized by Google

Botho und Graf Lynck machten sich zum nahegelegenen Kruge auf, um mit den Herren, die dort ihr Quartier aufgeschlagen hatten, die Verabredung für morgen zu treffen. Doktor Ulich ging unter den Tannen auf und ab, den Hut in der Hand, um sich ganz in die Natur zu versenken. Karl Erdmann trat vor die Haustür. Es dunkelte schon stark, an der Hauswand lehnten zwei weiße Gestalten, ein großes Mädchen, nur mit Rock und Hemd bekleidet, und ein Bursche in einer weißen Leinwandhose. Sie standen schweigend da, ließen die nackten Arme schlaff niederhängen und kühlten sich. Auf einer niedrigen Holzbank saß in Tücher gewickelt und in sich zusammengebogen eine ganz alte Frau. Karl Erdmann setzte sich zu ihr auf die Bank. „Nun, Mutter, gut ist es hier", sagte er.

„Kalt," antwortete die Alte verdrießlich, „wie kann es gut sein, wenn es kalt ist, mir ist immer kalt."

„Aber am Tage," wandte Karl Erdmann ein, „wenn die Sonne da ist?"

Die Stimme der Alten wurde tiefer und böser, als sie erwiderte: „Die Bäume, die Luder, lassen sie nicht heran," und dann wies sie mit einem seltsam knorrigen Finger zu dem Mädchen und dem Burschen hin, „die da schwitzen und mir ist kalt, anders ist es nicht. Ist man jung, dann ist einem zu heiß, ist man alt, dann friert man, anders ist es nicht."

Durch die geöffnete Haustür klang das Wimmern eines Kindes, das Schelten einer Frauenstimme, Schritte nackter Füße auf Steinfliesen. Hinten im Stall grunzten Schweine, die beim Schlafengehen wohl in Streit geraten sein mochten. Die Finsternis sank immer tiefer hernieder. „Kalt, kalt", sprach die böse Stimme der Alten zuweilen vor sich hin. Über

Digitized by Google

dem allen aber, aus den schwarzen Wipfeln, ertönte das große Rauschen des Waldes langatmig und ernst. Karl Erdmann schloß die Augen, um ihm zuzuhören, um zu hören, wie es die kleinen, kummervollen Töne um ihn her überdeckte, als unwesentlich und sinnlos auslöschte. Es mag wohl sein, dachte Karl Erdmann, daß es sich in dem großen Rufen dort oben um andere wichtige Sachen handelt, als wir hier treiben."

Endlich kehrten Botho und Graf Lynck von ihrem Gange zurück. Botho rief nach Essen, und Graf Lynck ließ einen Tisch, Stühle und eine brennende Petroleumlampe an der Schmalseite des Hauses aufstellen. Dann begann er sehr sorgsam die Eßvorräte auszupacken und auf dem Tische anzuordnen. „So, meine Herren, das Souper ist bereit", sagte er und setzte sich. Der Doktor rieb sich vergnügt die Hände, beugte sich mit seinen kurzsichtigen Augen nahe auf die Speisen nieder und murmelte: „Welche Herrlichkeiten! Da sind Rebhühner und Eier, und sogar Gänseleberpastete, und der göttliche Östricher! Was nimmt man zuerst? Ich möchte keinen Fehler begehen."

„Nun," meinte der Graf ernst, „ich würde zur Pastete raten, denn die Trüffel verlangt sozusagen eine noch jungfräuliche Zunge."

„Ich danke, Herr Graf, ich werde mir das merken", sagte der Doktor.

Eine Weile aßen nun die Herren eifrig und schweigend, allein nach dem dritten Glase Rheinwein vermochte der Doktor mit seiner Begeisterung nicht mehr an sich zu halten. „Wir tafeln hier, und hinter unsern Stühlen steht der Wald wie ein Diener, groß und schwarz. — „Das ist allerdings ein wenig seltsam," bemerkte Botho, „diese Dunkelheit da. Ich habe die ganze Zeit das Gefühl, als stünde dort jemand und

Digitized by Google

ſchaute uns zu." — „Sie ſchauen uns zu," rief der Doktor, „ſie ſchauen uns zu, die Bäume und die Sterne und die ganze große Natur. Wir ſitzen hier wie auf einer kleinen myſtiſchen Lichtinſel — —."

„Sie ſchreiben wohl ein Tagebuch, Herr Doktor", warf Graf Lynck ein. — „Warum?" fragte der Doktor. — „Nun, weil Sie jede Situation gern gleich druckfertig machen." — Der Doktor errötete. „Früher als Junggeſelle, ja, da ſchrieb ich alles nieder, aber jetzt, wo ich verheiratet bin, wozu! Ich erzähle meine Eindrücke meiner Frau, das iſt einfacher." — „So, ſo," meinte Botho, „das mag gewiß ein Hauptvorteil der Ehe ſein, daß man in ihr ſtets ſein Publikum hat." Aber der Doktor wollte ſich in ſeiner Begeiſterung nicht ſtören laſſen. „Myſtiſch," begann er wieder, „alles iſt hier myſtiſch. Wenn wir bedenken, wozu wir hier ſind —, und doch die Ruhe und Gemütlichkeit. Mut iſt doch was Großes und Schönes."

„Ach was, Mut", brummte Karl Erdmann ärgerlich, und Botho verſetzte zerſtreut: „Mut, Mut, na ja, man hat Mut, wie man eine Naſe hat." — Das entzückte den Doktor vollends: „Das iſt es ja; Ihnen iſt das ſelbſtverſtändlich; und überhaupt ein Duell, an ſich ein Myſterium, eine erhabene Sinnloſigkeit, eine ſakramentale Handlung, credo quia absurdum est. Wer hat einen Vorteil davon, bitte? Und doch welch eine Wirkung." Graf Lynck lächelte ironiſch: „Es iſt ein Mittel gegen ein Übel. Sie, lieber Doktor, wiſſen doch auch nicht, wodurch die Mittel, die Sie Ihren Kranken eingeben, wirken."

Die Waldhütersfrau kam, um die Teller fortzuräumen, und unterbrach das Geſpräch. Die Herren zündeten die Zigarren an, füllten die Weingläſer und

Digitized by Google

lauschten eine Weile schweigend dem Rauschen des Waldes.

Endlich begann der Graf wieder, als hätte er in Gedanken das Gespräch fortgesetzt: „Man gewinnt nichts dabei, meinen Sie, na, darüber ließe sich doch manches sagen, aber wissen Sie, daß zuweilen beim höchsten Spiel der eine zwar einen für ihn sehr wichtigen Einsatz verlieren kann, der andere aber nichts dabei gewinnt als die Genugtuung über den Verlust seines Gegenspielers. Kein gutes Zeichen für die Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur. Da erinnere ich mich, in Dresden einen Polen gekannt zu haben, von Kirbitzky hieß er, seine Leidenschaft und sein Beruf waren das Spiel. Da erzählte man mir eines Tages, Kirbitzky hat in vergangener Nacht in irgendeinem Cercle ein sehr hohes Spiel gespielt und alles, was er besaß, verloren. Als er nichts mehr zu setzen hatte, setzte er sein rechtes Ohr, das der Gegenspieler für einen ansehnlichen Betrag als Einsatz gelten ließ. Nun, Kirbitzky hatte Glück und gewann. Als ich bald darauf den Herrn traf, fragte ich ihn nach der Geschichte, und er bestätigte sie mir. ‚Gut,' sagte ich, ‚wenn Sie nun verloren hätten, was hätten Sie getan?' ‚Ich hätte mir natürlich das Ohr abgeschnitten,' sagte er, ‚und hätte mir das Haar über die rechte Seite gekämmt, übrigens hat man Ihnen die Geschichte nicht ganz richtig erzählt. Als ich mein Ohr setzte und gewann, da bog ich die Karte.'"

Doktor Ulich hatte vom Wein und der Erregung rote Backen und blanke Augen bekommen, er legte beide Hände an die Schläfen, als sei ihm der Kopf zu voll von Gedanken. „Unbegreiflich!" rief er. „Was ist der Mensch für ein unheimliches Wesen, ‚un monstre incompréhensible', sagt Pascal; aber

Digitized by Google

schließlich ist ein Ohr doch nur ein Ohr. Aber wenn der Tod sich hereinmischt, da wird die Sache feierlich. Immer, wenn wir eine Sache erhaben und feierlich machen wollen, muß immer irgendwie der Tod dabei sein. Haben Sie das nicht bemerkt, meine Herren?"

„Nun, das ist richtig," meinte Botho, „so in Theatern und in Büchern und auch sonst wird ein bißchen Tod gern als Gewürz benutzt."

„Und doch, man weiß immer noch nicht, was er ist", sagte Karl Erdmann. Auf die drei andern wirkten diese Worte seltsam, sie machten Gesichter wie Leute, die sich einer Taktlosigkeit bewußt werden, und schauten Karl Erdmann ein wenig erschrocken an. Dieser errötete und lachte verlegen. „Sie, Doktor," sagte er, „haben da viel mit diesen Dingen zu tun, haben Sie nie etwas bemerkt, was einen Aufschluß geben könnte?"

Der Doktor zuckte die Achseln und sagte bedauernd: „Nein, wirklich, ich habe nichts bemerkt. Wenn der Patient den letzten Atemzug getan hat, wenn ich ihm die Augen zudrücke und die Morphiumspritze einpacke, dann kommt es mir vor, als würde ganz brutal vor mir eine Tür zugeschlagen. Ja, wirklich, ich komme mir geradezu hinausgeworfen vor."

„Nicht sehr schmeichelhaft für die Menschheit," knarrte Graf Lynck, die Zigarre zwischen den Zähnen behaltend, „der Tod ist nun eine millionenjahrealte Erfahrung, und es ist ihm doch gelungen, sein Inkognito zu wahren."

Doktor Ulich trank hastig und erregt sein Glas leer und lächelte geheimnisvoll. „Und doch," sagte er, „es gibt Augenblicke, in denen wir fast etwas zu wissen glauben."

Digitized by Google

„Nun?“ fragte Karl Erdmann und beugte sich ein wenig vor.

„Nein, nein, nicht wissen,“ wehrte der Doktor ab, „wie sollte ich etwas wissen, aber ahnen, fühlen, wie es vielleicht sein könnte. Also wir sitzen auf unserer gelben Lichtinsel eng und gemütlich beieinander. Um uns steht die Finsternis ganz nah und unbekannt, aber wir wissen, dort rauscht es und weht es, dort treibt ein großes Sein sein Wesen. Und plötzlich entwische ich aus unserer Lichtinsel hinein in die große Finsternis. Ich verliere mich ganz in sie, ich schmelze in sie hinein. Werde ich dann nicht ein unendlich wohltuendes Strekken und Dehnen fühlen, ein Atmen, wie mit immer weiter werdenden Lungen, etwas wird sich in mir lösen, in das ich eingeschnürt war, etwas wird von mir abfallen, und was sich löst und was abfällt, das werde ich sein, das wird Friedrich Karl Ulich sein, und statt dessen werde ich auch als das große Wesen, als die große Finsternis, als das große Sein mein Wesen treiben. Das kann doch gut sein.“ Er hatte laut und von seinen Worten hingerissen, gesprochen, aber plötzlich wurde er befangen, errötete und schwieg.

Graf Lynck schaute ihn neugierig an, dann lächelte er spöttisch und bemerkte: „Gott, ich weiß nicht, man hat sich nun mal an sich selbst gewöhnt.“

„Kalt, dunkel“, brummte Botho vor sich hin und schaute mit Abneigung in diese Dunkelheit, die sie da so eng einschloß. Ja, wirklich, es schien ihm, als bedrückte sie ihn, als würde es ihm schwer, zwischen diesen schwarzen Wänden zu atmen. Teufel, dieser Doktor mit seinen Visionen hatte nicht gerade einen heiteren Rausch. Alle schwiegen jetzt, rauchten und sannen vor sich hin. Endlich erhob sich Graf Lynck und sagte: „Ich denke, wir gehen schlafen, unsere

Digitized by Google

Unterhaltung ist ja ohnehin so weit gediehen, daß es wohl nichts mehr zu sagen gibt." Sie schickten sich an, ins Haus zu gehen, nur Karl Erdmann blieb zurück. „Kommst du nicht?" fragte Botho.

„Nein, geht nur," erwiderte er, „der Wein hat mich heiß gemacht, ich will mich ein wenig abkühlen." Damit ging er eilig in den Wald hinein.

Der breite Waldweg lag wie eine bleichere Finsternis zwischen dem Schwarz der Tannen. Hier unten war alles still und regungslos, oben aber ging eine starke Bewegung durch die Wipfel, ein dunkles Flattern, Sichneigen und Biegen. Wenn Karl Erdmann emporschaute, sah er zwischen den Zweigen Sterne auftauchen und verschwinden, sie schienen durch die Nacht zu laufen wie Funken durch eine verlöschende Kohle. Gespannt lauschte er in sich hinein, er wollte etwas von den Gefühlen entdecken, von denen der Doktor gesprochen hatte; dieses Hinschmelzen, dieses Lösen war etwas, das er gern erlebt hätte. Allein er spürte nichts, immer nur fand er sich selbst mit seiner Freudlosigkeit, die ihn heute quälte, mit einer kindischen Neigung, sich selbst zu bemitleiden, etwas Großes, Befreiendes wollte sich nicht einstellen, es war recht ärgerlich. Er begann schneller zu gehen. Auf einer kleinen Lichtung, an der er vorüberkam, lag der Nebel wie eine unsichere Helligkeit, ein Rehbock schreckte auf und brach bellend durch das Unterholz. Nein, dachte Karl Erdmann, ich bin wohl sehr weit davon entfernt, mit der Nacht eins zu sein, ich störe nur, sie bellt mich böse und leidenschaftlich an. Der Weg wurde enger, eine vom Wind gebrochene Tanne lag quer über ihn hingeworfen da. Karl Erdmann fühlte sich erschöpft und setzte sich auf den Stamm der Tanne. So würde es vielleicht eher gehen.

Digitized by Google

Es gab doch indiſche Heilige, die jahrelang auf einem Flecke ſitzen und nichts tun als von ſich fortdenken, und die ſich dann eins fühlen mit dem All oder ſo etwas. Er ſchloß die Augen, das Rauſchen über ihm hatte etwas, das gefangennahm, emporhob, ein wenig ſchwindlig machte, es war nicht ein Rauſchen, ſondern es war, als kämen immer wieder neue, große Flügel herangeſauſt, und ſie kamen von ſehr weit, aus einem unendlichen Raum, und flogen eilig, eilig vorüber, von ſehr weit, von ſehr weit. Ja, als er das dachte, da war es dageweſen, das Gefühl, aber nun war es doch gleich vorüber. Nah vor ſich hörte er jetzt ein Schnaufen und Blaſen, eine unförmliche Geſtalt ſchlich langſam über den Weg, ein Dachs auf ſeiner nächtlichen Jagd. Karl Erdmann regte ſich nicht, um das Tier nicht zu verſcheuchen, die Gegenwart dieſes dicken Geſellen, der ſo gemütlich fauchend und blaſend ganz nahe an ihm vorüberging, tat ihm wohl, die Unendlichkeit war fort, und der Wald wurde zu etwas Vertrautem und Gemütlichem, in dem man ſeine Höhle hat und ſeine vertrauten Wege, auf denen man nach Wurzeln und Käfern ſucht. Als der Dachs fort war, fühlte Karl Erdmann ſich einſam, er ſtand auf und machte ſich auf den Heimweg. Das iſt alles Unſinn, dachte er, was weiß denn der Doktor. Er war übrigens betrunken heute abend.

In der Waldhüterei war ſchon alles ſtill. Als Karl Erdmann an dem offenen Schuppen vorüberging, ſah er, daß der Burſche und das Mädchen feſt aneinandergeſchmiegt auf dem Heu lagen und ſchliefen. Die Küche war voll des eifrigen Schrillens der Heimchen, von nebenan wurden die lauten Atemzüge der ſchlafenden Waldhütersfamilie vernehmbar. Na ja, dachte Karl Erdmann, eng zuſammenkriechen, beiein-

Digitized by Google

ander ſein, das iſt ſchon verſtändlicher. Man iſt eben noch nicht das All. Er wollte machen, daß er zu Bett kam, wollte an zu Hauſe, an den Garten, an Daniela denken, bis er einſchlief.

Karl Erdmann erwachte davon, daß Doktor Ulich ſehr gefühlvoll ſagte: „Ach, laſſen Sie ihn doch noch ein wenig ſchlafen.“ Worauf Graf Lynck kühl erwiderte: „Es iſt aber Zeit.“ Karl Erdmann richtete ſich auf und lachte den Doktor an: „Wiſſen Sie, Doktor, wie Sie das eben ſagten? So, als ob Sie im Gefängnis am Bette eines Delinquenten ſtänden. Nun laſſen Sie es gut ſein, ich bin gleich fertig.“

Der Platz der Zuſammenkunft war von der Waldhüterei zwanzig Minuten entfernt. Der Weg führte durch den Wald, die Tannen hingen voller Tropfen und hauchten eine empfindliche Kühle aus. Der Himmel war bewölkt und gleichmäßig grau. „Es iſt fatal,“ ſagte Botho, „daß ſolche Affären immer zu ſo früher Morgenſtunde ſtattfinden, das gibt ihnen etwas ſo ungemütlich Examenhaftes.“ — „Gemütlich iſt es nicht,“ meinte Graf Lynck, „ich kannte einen merkwürdigen Herrn —.“ „Hör', Ottomar,“ unterbrach ihn Karl Erdmann, „es iſt bewunderungswürdig, daß du zu ſo früher Morgenſtunde ſchon einen Herrn gekannt haſt, an den ſich eine Anekdote hängt.“ Graf Lynck zog bedauernd die Augenbrauen empor und behielt ſeine Geſchichte für ſich. Auf einer kleinen Waldlichtung fanden ſie die Herren der Gegenpartei ſchon verſammelt. Herr von Aſch kam ihnen

Digitized by Google

grüßend entgegen, klein, elegant, er lachte ohne besonderen Grund und zeigte dabei sehr weiße Zähne, die voller blanker Plomben waren. Dann kam auch Graf Wirks, Unparteiischer, ein starker Herr mit Kaiser Friedrich-Bart und tiefer Stimme, er war sehr feierlich und gemessen. Der Referendar stand abseits, schmalschultrig und blond, der lange Schnurrbart, eben aus der Bartbinde entlassen, war zu stark nach oben gedreht und entstellte ein wenig das hübsche, junge Gesicht. Alle drei aber waren bleich und sahen aus wie Leute, die sich unbehaglich fühlen, weil sie zu früh aufgestanden sind. Während die anderen an das Abmessen der Distanz gingen, trat Karl Erdmann beiseite und zündete sich eine Zigarette an. Soll ich ihm auf die Beine halten, oder soll ich überhaupt nicht zielen, dachte er. Doktor Ulich trat zu ihm, seine blauen Augen waren rund, klar vor Erregung. Karl Erdmann lachte, als er ihn ansah: „Nun, Doktor, ein wenig Kopfweh von gestern?" — „Ach nein, das ist es nicht," erwiderte Doktor Ulich, „obgleich ich fürchte, ich habe mich gestern ungehörig benommen. Es war taktlos, von diesen Dingen zu sprechen, aber das ist mein Unglück, ich bin zuweilen taktlos, und jetzt bin ich sehr aufgeregt —, Sie verstehen. Ich habe nie so etwas durchgemacht."

„Beruhigen Sie sich", meinte Karl Erdmann. „Sie werden sehen, es ist ganz undramatisch. Und was das gestrige Gespräch anbetrifft, so war es doch etwas Neues, denn Ottomar Lyncks diplomatische und meines Bruders militärische Anekdoten kenne ich schon alle. Aber jetzt ist es wohl Zeit anzutreten."

Die Gegner stellten sich gegenüber, Karl Erdmann hielt seine Pistole und sah das Bein des Referendars an, ein ziemlich dünnes Bein, in einer grau in grau

Digitized by Google

gestreiften Hose, es zitterte ein wenig; er friert wohl, dachte er. Dann begann Graf Wirks zu zählen, Karl Erdmann schoß, er wußte nicht, ob er auf das Bein des Referendars schoß, er hörte auch den Schuß seines Gegners, Graf Wirks zählte noch einen Augenblick, dann war es zu Ende. Karl Erdmann gab seine Pistole dem Grafen Lynck ab und steckte die Hände in die Taschen, weil sie ihm froren. Er sah zum Referendar hinüber und fand, daß dieser ziemlich ungelenk von einem Fuß auf den anderen trat, wie jemand, der in Verlegenheit ist, was er tun soll. Wahrscheinlich sehe ich jetzt auch ein wenig komisch aus, ging es Karl Erdmann durch den Kopf. Die Sekundanten schossen ihre Pistolen aus, Graf Wirks unternahm es, die Gegner zu versöhnen, endlich trat der Referendar auf Karl Erdmann zu und reichte ihm eine unangenehm weiche, kalte Hand. Man stand noch eine Weile beieinander, sprach von dem Walde und dem Wildstande, endlich trennte man sich. „Wir brauchen uns nicht zu sehr zu beeilen," sagte Botho auf dem Heimwege, „wir können ruhig frühstücken, ich schicke einen reitenden Boten voraus, der wird zu Hause melden, daß an Bord alles gesund ist."

Die Stimmung beim Frühstück war gedrückt. Graf Lynck gähnte viel, behauptete, schlecht geschlafen zu haben und klagte über Gerüche des Hauses. Botho war gereizt, und als Karl Erdmann etwas Militärisches erzählte, widersprach er ihm ironisch, und es entstand eine spitze Diskussion zwischen den Brüdern. Der Doktor schwieg. Später auf der Fahrt begannen Botho und Graf Lynck sofort zu schlafen. Auch Karl Erdmann war müde, die Augenlider wurden ihm schwer. Trotz des bewölkten Himmels herrschte drückende Schwüle, dazu die dichten Staubwolken,

Digitized by Google

die den Wagen umgaben, das Atmen erschwerten und in der Nase kitzelten. Karl Erdmann nickte zuweilen ein, fuhr immer wieder aus dem Schlafe auf, und jedesmal hatte er das seltsame Gefühl, als sei etwas Unangenehmes, Widerwärtiges geschehen. Er mußte sich auf sich selbst besinnen, sich sagen, daß nichts geschehen sei, im Gegenteil, alles war in bester Ordnung, es wurde weiter gelebt, und das war doch bequem und gemütlich. Einmal fiel sein Blick auf den Doktor, dieser schlief nicht, sondern saß da mit gesenktem Kopf, die Hände gefaltet, drehte die Daumen umeinander, und sein Gesicht hatte einen so mißmutigen Ausdruck, daß Karl Erdmann lachen mußte. „Doktor," sagte er, „Sie sind verstimmt und enttäuscht." Der Doktor fuhr auf: „Enttäuscht, o nein, Herr von Wallbaum, ich bin glücklich darüber, daß alles so gut abgelaufen ist, sehr glücklich." — „Und doch", wandte Karl Erdmann ein. Doktor Ulich lächelte ein kindlich befangenes Lächeln: „Ja, ich weiß nicht, was das ist, wahrscheinlich liegt darin eine besondere Vornehmheit und Feinheit, daß alles so nüchtern und alltäglich aussah. Sie wollten doch dem Herrn Referendar nichts tun und er Ihnen auch nichts. Aber entschuldigen Sie, es ist wohl unschicklich, davon zu sprechen, natürlich liegt es an mir, ich hatte mich ein wenig aufgeregt, ich hatte sozusagen innerlich zu große Vorbereitungen getroffen; wir sind doch auch geizig mit unseren Erregungen, es verstimmt ein wenig, wenn wir an ein Erlebnis mehr Erregung gewandt haben, als nötig war. Es ist vielleicht, obgleich der Vergleich gewiß unpassend ist, es ist vielleicht doch etwas Ähnliches wie der Ärger, den wir fühlen, wenn wir uns im Hotel durch eine unnütze Anwandlung von Großartigkeit haben hinreißen lassen, dem Ober-

Digitized by Google

kellner ein zu großes Trinkgeld zu geben. Sie lachen, Herr von Wallbaum, und es ist gewiß lächerlich, was ich da sagte. Eben mußte ich an etwas denken, etwas — aber es ist sozusagen eine literarische Reminiszenz."

„O bitte, das macht nichts", meinte Karl Erdmann fröhlich. „Ich verstehe zwar wenig von Literatur, aber ich habe nichts gegen sie."

„Lichtenberg erzählt einmal," begann der Doktor, „von einem Traum. Er steht auf einem Marktplatze und sieht zwei Männern zu, die ein Spiel spielen mit Würfeln, glaube ich. Nachdem er eine Weile mit Interesse zugesehen hatte, fragte er einen der Männer: ‚Was kann man bei diesem Spiele gewinnen?' ‚Nichts', antwortete der Mann. ‚Was kann man verlieren?' fragte er gleich weiter. ‚Nichts', antwortete der Mann. Und dieses Spiel schien mir ein sehr wichtiges Spiel, endet der Bericht. Schön, nur glaube ich, daß der Professor Lichtenberg, als er von diesem Traum erwachte, einen Augenblick etwas ärgerlich, etwas beschämt darüber gewesen ist, daß er das Traumspiel so wichtig genommen hatte. Übrigens, Kutscher, halten Sie an, hier geht ein Nichtweg durch den Wald bis zu meiner Wohnung, ich möchte ein wenig gehen. Die Herren schlafen, ich will sie nicht stören, leben Sie wohl, Herr von Wallbaum, ich bin sehr glücklich, daß alles so gut abgelaufen ist." Er schüttelte Karl Erdmann herzlich die Hand, sprang aus dem Wagen und schlug einen Fußpfad über eine Wiese ein. Karl Erdmann schaute ihm nach, wie er nachdenklich mit gesenktem Haupte dahinging, wie er sich allmählich aufrichtete, wie ein jugendliches, lustiges Sichwiegen in die Gestalt kam. Jetzt nahm er den Hut ab und streckte den Arm aus.

Digitized by Google

Ich glaube, der Kerl singt, dachte Karl Erdmann, der ist froh, uns los zu sein. Wir kommen ihm wohl etwas unheimlich, vielleicht ein bißchen lächerlich vor. Ein wunderlicher Kauz mit seinen inneren Vorbereitungen, eigentlich eine Frechheit, was er da gesagt hat, und doch — er dachte an die Nacht im Park, an Danielas Tränen, die auf sein Gesicht fielen, an die schmerzhafte und doch so wundervolle Gespanntheit seiner Seele in jener Nacht. Es mochte nicht ganz leicht sein, da wieder anzuknüpfen, als sei nichts geschehen. Aber schließlich war er doch nicht verpflichtet, tot zu sein; und als es gegen Abend kühler wurde, der westliche Himmel sich rot und golden färbte, und aus den Wiesen und Feldern der Sommer wieder stark und süß zu duften begann, da erschien dieses Anknüpfen ans Leben Karl Erdmann immer leichter. Als endlich am Ende der Allee das Haus auftauchte und die Freitreppe, auf der sich im Abendlichte Gestalten in hellen Sommerkleidern bewegten, da freute er sich wieder stark auf das Leben, das ihn dort erwartete.

Leo rief „Hurra", und Frau von Wallbaum lehnte ihren Kopf an Karl Erdmanns Brust und weinte: „Ach, diese schrecklichen Sachen, die die Männer tun", klagte sie. Aber Herr von Wallbaum klopfte ihr auf den Rücken und beruhigte sie: „Nun, nun, jetzt ist's ja vorüber, jetzt braucht man nicht mehr davon zu sprechen und daran zu denken." — „Ach ja," sagte Frau von Wallbaum und wischte sich die Augen, „jetzt braucht man an diese schrecklichen Dinge nicht mehr zu denken."

Karl Erdmann sah sich nach Daniela um. Sie stand ein wenig abseits und schaute sich ruhig, als gehörte sie nicht dazu, die Familienbegrüßung an. Als Karl

Digitized by Google

Erdmann auf sie zutrat, reichte sie ihm die Hand und sagte: „Nun also.“ Er wollte ihr in die Augen sehen, sie aber sah an ihm vorüber, das kränkte ihn. Allein er tröstete sich, jetzt hatte er ja Zeit, es war doch gut, wenn man nicht mehr Eile zu haben braucht.

Die Familie wartete heute einigermaßen gespannt auf das Abendessen, große Krebse waren angekommen und sollten serviert werden. Herr von Wallbaum beriet mit Graf Lynck und Botho über den Moselwein, der dazu getrunken werden sollte, auch Karl Erdmann interessierte sich für den Moselwein. Die Mahlzeit gestaltete sich nun auch sehr angeregt, und Karl Erdmann faßte die Heiterkeit um ihn her als Ovation für sich auf, er wurde ganz ausgelassen. Zuweilen schaute er zu Daniela hinüber, sie war ja doch der eigentlichste tiefste Grund seiner Heiterkeit und seines Glückes. Sie saß wieder so da, als hätte sie keinen rechten Anteil an der Familienheiterkeit, die wohlwollende Fremde, die von der Familie ein wenig abrückt. Sie sollte nur abrücken, Karl Erdmann wußte wohl, von ihm konnte sie nicht fortrücken. Er fühlte sich ordentlich erhoben von dem starken männlichen Besitz- und Machtbewußtsein.

Nach dem Essen auf der Veranda mußte Karl Erdmann neben seiner Mutter sitzen, sie hielt seine Hand und erzählte vom gestrigen Tage, und er empfand es wieder, daß es nichts Beruhigenderes gab als diese Stimme. Es war die alte Kindergewohnheit, und das Kind hatte gewußt, daß, wo diese Stimme erklang, ihm nichts geschehen konnte. Während er behaglich zuhörte, versuchte er unter den Gestalten, die sich vor ihm im Dunkeln auf der Veranda bewegten, Daniela zu erkennen. Dort war sie, schmal, weiß, aufrecht, gefolgt von dem leisen Rauschen ihrer

Digitized by Google

Schleppe. Jetzt stieg sie einige Stufen der Treppe hinab, jetzt stand sie und sprach mit jemand. Es war Dorn. „Ach, Herr Dorn," sagte sie, „ich habe meine griechische Lektion für morgen noch nicht gelernt, wie werde ich morgen bestehen." — „Morgen, gnädige Frau," erwiderte Dorn, „bis morgen ist es noch eine Unendlichkeit hin."

Karl Erdmann ärgerte sich darüber, daß dieser Herr die einfachsten Dinge so pathetisch sagte, als sollte es eigentlich eine Liebeserklärung sein. Als Daniela gleich darauf allein auf dem Gartenwege stand, ging er zu ihr hinüber. „Daniela," sagte er leise und heiser vor Erregung, „für Sie — für dich scheint es, bin ich noch nicht zurückgekommen." Er griff nach ihrer Hand, die einen Augenblick kühl und schlaff in der seinen lag und sich ihm dann entzog. „Bitte, lassen Sie", sagte Daniela. „Ach, Karl Erdmann, Sie gehören auch zu jenen, die nie verstehen." Karl Erdmann schwieg, starrte vor sich ins Dunkle hinaus — nein, er verstand nicht, er wußte nur, daß er sich plötzlich so elend fühlte, daß er fror. Daniela war nicht mehr neben ihm, er stand allein da und sann. Eine große Wut stieg in ihm auf. „Was will sie?" murmelte er vor sich hin. Er ging abseits, sich in eine dunkle Ecke der Veranda zu setzen. Das Gespräch der anderen klang jetzt wie etwas Fernes, das ihn nichts anging, zu ihm herüber. Jemand rief: „Karl Erdmann!" Er antwortete nicht, er drückte sich in seine Ecke und versuchte zu verstehen.

Durch die Stille des nächtlichen Gartens kam ein Ton, ein kurzer, trockener Ton. „Es war ein Schuß", sagte Herr von Wallbaum. — „Ja, drüben im Park", sagte Botho. Nun hörte man hastige Schritte über den Kies laufen, sie kamen aus der Allee auf die

Digitized by Google

Treppe zu. Jemand im hellen Kleide blieb vor der Treppe stehen, und man hörte ein lautes Weinen. „Was gibt es?“ rief Herr von Wallbaum und stieg die Treppe hinab, „wer ist da? Sie, Lina? Wo kommen Sie her? Was ist denn geschehen? Wer hat geschossen?“ — „Ach Gott, ach Gott,“ jammerte Lina, „ich weiß nicht; wir — ich war drüben am Teich, da hat einer geschossen. Jetzt liegt er auf der Bank unter dem Ahorn.“

„Wer denn? So sprechen Sie, Mädchen“, herrschte Herr von Wallbaum sie an.

„Aristides Dorn“, sagte jemand. Karl Erdmann trat schnell zu den anderen; war es nicht Daniela gewesen, die ‚Aristides Dorn‘ gesagt hatte? Eine große Aufregung entstand jetzt, Herr von Wallbaum rief nach den Dienern, nach Laternen. Von allen Seiten kamen Leute, und man machte sich auf, in den Park zu gehen. Karl Erdmann ging mit, aber er war noch so in seine Gedanken versunken, daß er ein wenig zurückblieb. Warum hatte Daniela ‚Aristides Dorn‘ gesagt, wie wußte sie das? ‚Sie sind von denen, welche nie verstehen‘, hatte sie gesagt, und nicht zu verstehen, sie nicht zu verstehen, empfand er als quälende Demütigung. Die anderen waren schon an der Bank unter dem Ahorn angelangt, als Karl Erdmann sie einholte. Auf dem Boden lag Aristides Dorn ausgestreckt, die Laternen beleuchteten hell sein Gesicht, das von einer graugelben Bläße und leicht verzogen war, wie im Schmerz oder als wollte es weinen. Von der Schläfe lief ein dunkler Blutstreif auf die Wange herab. Bei ihm aber kniete Daniela, sie hatte den Kopf des Toten auf ihre Knie gelegt, beugte sich auf ihn nieder und strich ihm sanft mit der Hand die schwarze Locke aus der Stirn. Zuweilen erhob sie

Digitized by Google

den Kopf und ſagte etwas zu den Umſtehenden. Ihre Wangen waren leicht gerötet, ihr Geſicht feucht von Tränen, und ihre Augen hatten den ſtrahlenden Glanz überſtarken Fühlens, der auch im Schmerz etwas wie die Erregung eines Glückes in ſie hineinlegte. Karl Erdmann ſah all das ganz deutlich, ja, er ſah nur das, ſo furchtbar ergriff ihn dieſe bei dem Toten kniende Frau. Männer kamen mit einer Art Tragbahre, auf die Ariſtides Dorn gelegt wurde, und dann ſetzte ſich der Zug langſam dem Hauſe zu in Bewegung. Daniela ging neben der Bahre her, als würde dort etwas getragen, das ihr gehörte. Am Hauſe gab Herr von Wallbaum leiſe ſeine Befehle, die Leiche ſollte in dem leeren Zimmer neben dem Wintergarten aufgebahrt werden, Leute ſollten nebenan wachen, der Arzt mußte geholt werden, der Totenſchau wegen. Karl Erdmann wurde es unerträglich, bei der Bahre zu ſtehen, er ging ins Haus.

Im Gartenſaal ſtanden die Frauen verſchüchtert beieinander. Als Karl Erdmann eintrat, ſchauten ihn alle aufgeregt an. Er nickte und ſagte leiſe: „Ja, es iſt Dorn.“ Er wollte nicht mehr ſprechen, ſtellte ſich an ein Fenſter und ſchaute hinaus. „Warum?“ fragte Frau von Wallbaum. Er zuckte die Achſeln. Lina, die in einer Ecke des Zimmers ſtand, begann laut zu weinen und wurde von Frau von Wallbaum zur Ruhe verwieſen. Als dann auch Leo heftig zu weinen begann, mußte ihm Lina Waſſer holen. Dann ſchwiegen alle, ſaßen da und ſchauten vor ſich hin, als warteten ſie auf etwas. Einmal ſagte Frau von Wallbaum zu Lina: „So ſchließen Sie doch die Gartentür, es iſt unerträglich, ſo ins Dunkle hineinzuſehen.“ Endlich kamen die anderen. Herr von Wallbaum hatte das Bedürfnis, laut und ſchnell zu

Digitized by Google

sprechen: „Fatal, sehr fatal. So ein junger Mensch schießt sich tot mir nichts dir nichts. Und warum? Keiner hat ihm was getan. Aber das ist die Schlappheit der heutigen Jugend. Keine Zucht. Zu meiner Zeit schoß man sich tot, wenn der Karren so verfahren war, daß er nicht mehr weiterging. Die heutigen jungen Leute machen ihren Abendspaziergang und schießen sich eine Kugel durch den Kopf, wie ein anderer sich eine Zigarette anzündet. Widerlich." Er ging in das Eßzimmer hinüber, trank einen Kognak, kam dann zurück, sprach weiter: „Kann einer mir sagen warum? Hat einer eine Ahnung warum?" Da niemand antwortete, ließ er sich in seinen Sessel fallen und schwieg auch. Als eine Tür aufging, schreckten alle ein wenig zusammen.

Daniela erschien. Sie kam aus ihrem Zimmer, hatte einen schwarzen Mantel umgelegt und ging eilig zur Gartentür. Einen Augenblick blieb sie stehen und sagte zu Frau von Wallbaum: „Ich gehe noch hinüber." Dann verschwand sie. Alle schauten ihr nach, als hätte etwas Unerklärliches sich eben ereignet. Graf Lynck trat an das Fenster, um hinauszuschauen. „Was tut sie?" fragte Herr von Wallbaum leise. — „Jetzt pflückt sie die Lilien", berichtete Graf Lynck. — „Meine Lilien!" klagte Frau von Wallbaum leise. — „Jetzt geht sie in den Wintergarten", meldete Graf Lynck weiter. Herr von Wallbaum schlug sich mit der flachen Hand auf das Knie: „Ist denn heute alles toll geworden! Weiß einer, was die Daniela mit diesem jungen Menschen zu tun hat. Lauter ganz unverständliche Sachen!" Graf Lynck lächelte sein überlegenes Lächeln und meinte: „Es gibt eben Frauen, die nicht genug fünfte Akte erleben können." Aber Herr von Wallbaum ärgerte sich darüber: „Das ist eine

Digitized by Google

Redensart, mein Lieber, im besten Fall ein Witz, erklärt aber nichts." Da keiner Lust zu haben schien, eine Erklärung zu geben, erhob sich Herr von Wallbaum: „Jetzt ist nichts zu machen. Wenn der Doktor kommt und so, gibt es Schreibereien genug für mich, also gute Nacht." — „Ja, gehen wir," sagte Frau von Wallbaum, „nicht wahr, Mann, du kommst bald nach." — „Ich schlafe heute Nacht bei Oda", sagte Heida, und „Lina schläft bei mir", verkündete Fräulein Undamm.

„Wovor fürchtet ihr euch denn?" fragte Botho erstaunt.

„Des armen Herrn Dorns wegen," meinte Heida, „fürchte ich mich nicht. Das eigentlich Unheimliche ist Daniela."

So zogen sie sich alle zurück, nur Karl Erdmann blieb und ging unruhig im Saale auf und ab. Er konnte Daniela nicht allein lassen dort bei dem Toten, die anderen alle verließen sie, flüsterten über sie, fürchteten sich vor ihr. Ein qualvolles Mitleid stieg in ihm auf. Mit der Liebe und der Eifersucht hatte er Not genug, nun kam noch dieses Mitleid und machte ihn vollends wehrlos und krank. Ich gehe zu ihr, beschloß er und stieg in den Garten hinunter. Er näherte sich dem Wintergarten, um durch das Fenster zu schauen. Das große, weißgetünchte Zimmer war von Kerzen hell erleuchtet, auf einem weißen Ruhebette lag Aristides Dorn, seine Züge hatten jetzt eine strenge, überlegene Ruhe, die Locke lag tintenschwarz auf seiner bleichen Stirn. Ein großes Büschel Lilien war ihm auf die Brust gelegt. Abseits in einer Ecke saß Daniela in einem Gartenstuhl, fest in ihren Mantel gewickelt. Sie schaute tief in Gedanken gerade vor sich hin und ihr Gesicht hatte einen aufmerksamen

Digitized by Google

und belebten Ausdruck, wie sie ihn zuweilen in Gesprächen hatte, die ihr Gefühl erregten. Karl Erdmann öffnete leise die Tür und trat ein. Daniela schreckte ein wenig zusammen und wandte sich nach ihm um. „Sie, Karl Erdmann, warum kommen Sie?“ fragte sie flüsternd. — „Ich komme Sie holen, Daniela“, antwortete er ebenso leise. „Sie dürfen hier nicht allein bleiben, kommen Sie zu uns.“ Daniela wandte ihren Kopf wieder von ihm ab und sagte abweisend: „Ach nein, ich bleibe noch ein wenig, ich glaube, es würde ihm wohltun, wenn er wüßte, daß ich hier bei ihm sitze.“

Karl Erdmann zuckte die Achseln: „Er? — Ihm können wir doch nicht helfen.“

Daniela schien das nicht zu hören, sie sprach weiter, erhob ein wenig die Stimme, als spräche sie dort zu dem Toten hinüber: „Wissen Sie, daß sie einen Zettel bei ihm gefunden haben, auf dem hat er in seiner guten ordnungsliebenden Art geschrieben: ‚Der Ordnung wegen bemerke ich, daß ich freiwillig aus dem Leben gehe‘, ich weiß aber, daß er um mich gestorben ist.“

„Ein Kranker,“ unterbrach Karl Erdmann sie ungeduldig, „er hat es mir selbst gesagt, daß er krank war.“

Daniela lächelte wie zu einer Torheit: „Sie wissen nicht, Karl Erdmann, wie schrecklich es ist, wenn etwas so unendlich Großes wie solch eine Liebe uns ganz nahe gewesen ist, und wir haben sie nicht beachtet, und wir haben es geschehen lassen, daß sie sich still fortschleicht.“

„Seine schwächliche Liebe“, stieß Karl Erdmann mühsam vor Erregung heraus, aber Daniela unterbrach ihn: „Sagen Sie nichts, Karl Erdmann, Sie können das nicht verstehen, bitte, gehen Sie, stören

Sie uns nicht, Ihnen kann es doch gleich sein, ob ich hier sitze oder nicht." Sie lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Karl Erdmann stand noch da, er sah zu Aristides Dorn hinüber, schaute dies Gesicht an, das so streng und überlegen zwischen den weißen Lilien lag, und ein heißes Gefühl des Zornes schnürte ihm die Kehle zusammen, und dann schämte er sich dieses Zornes gegen den hilflosen Toten. Leise verließ er das Zimmer.

Draußen in der lauwarmen Dunkelheit begann er langsam wie eine Schildwache vor dem Wintergarten hin und her zu gehen. Aber Aristides Dorns bleiches Gesicht stand deutlich wie eine Vision vor seinen Augen, und dann war es nicht mehr das Gesicht des Toten dort, sondern des Lebenden, wie er in der Morgendämmerung auf der Bank gesessen hatte, die frierenden Lippen lächelten mühsam ihr hochmütiges Lächeln und sagten: ‚Sie vertragen hier keinen Alltag, da kommt ein armer Werktagsmensch nicht auf, der zählt nicht.' Karl Erdmann blieb stehen, ein Gedanke, der ihm durch den Kopf schoß, erschütterte ihn. Aristides Dorn hatte nicht mehr alltäglich sein wollen, und er, Karl Erdmann, war wieder alltäglich. Jetzt verstand er, aber das Verstehen war bitterer noch als das Nichtverstehen.

Am nächsten Morgen reiste Daniela von Bardow ab. Sie nahm nur von Frau von Wallbaum Abschied. „Ich danke dir für deine Liebe", sagte sie. „Dieses traurige Ereignis hat mich so seltsam verwirrt, daß ich euch zu stören fürchte. Ich passe nicht mehr in euer freundliches Leben." Frau von Wallbaum weinte

Digitized by Google

zwar ein wenig, fühlte ſich aber Daniela gegenüber befangen. Ariſtides Dorn wurde in ſeine Heimat gebracht, um dort beſtattet zu werden, und nur wenige der langen Sommertage waren nötig, damit all dieſe Geſchehniſſe recht weit zurückzuliegen ſchienen. — Frau von Wallbaum ſtand im Morgenſonnenſchein wieder auf der Veranda, und als Karl Erdmann zu ihr trat, ſtützte ſie ſich auf ſeinen Arm und begann die Gedanken auszuſprechen, die ſie eben beſchäftigt hatten: „Nun ſind wir wieder in unſerer Ordnung, nur meine Lilien ſind fort. Es iſt ſo ſicher, nur die Seinen um ſich zu wiſſen; denn mit den Fremden, man weiß nie — —. Daniela habe ich ſehr geliebt, ich glaubte ſie zu kennen, und dann plötzlich in einer Nacht wird ſie jemand ganz Unbekanntes, Unverſtändliches. Nun, das iſt vorüber, und wir haben wieder unſer gutes bekanntes Leben. Morgen, denke ich, laſſe ich die Pflaumen abnehmen, es wird Zeit ſein, ich will noch einmal nachſehen.“ Damit verließ ſie Karl Erdmann und ging in den Garten hinab. Er blieb auf der Veranda ſtehen und pfiff leiſe vor ſich hin. Das gute bekannte Leben —, er hatte nichts dagegen, aber wenn er es recht bedachte, war für ihn der Inhalt dieſes guten Lebens doch nur ein beſtändiges Zurückdenken an die Tage, die eben vergangen waren. Das war kaum mehr erregend, ſondern wie ein ſtets gegenwärtiger Traum, der die friedlichen Vorkommniſſe der Tage begleitete. Karl Erdmann ſtieg auch in den Garten hinab, um zu Oda zu gehen, die drüben unter den Bäumen in der Hängematte lag. Er lehnte ſich neben ſie an einen Baum und ſchaute ſie an. Es war hübſch, wie die Blätterſchatten rege über das ſchöne blonde Mädchen hinflirrten und hinrieſelten.

Digitized by Google

„Nicht wahr, Karl Erdmann," sagte Oda, indem sie in die Baumkronen hinaufblickte, „dir erscheint der Garten wohl jetzt sehr leer und einsam. Das kenne ich. Immer, wenn jemand fort war, den ich liebte, schien es mir, als könnte es nichts Einsameres geben als diesen Sonnenschein auf diesen Rasenplätzen." —

„Ich denke, ich werde abreisen zum Regiment", sagte Karl Erdmann.

Oda hob die Arme, schob sich die gefalteten Hände in den Nacken und reckte behaglich ihre ganze Gestalt. „So, du willst fort", sagte sie. „Ja, vielleicht ist das gut. Ein Kummer hier bei uns vergeht nicht, es ist hier zu geschützt, er gedeiht hier zu gut, wie alles, wie die dicken Rosen und die großen gelben Pflaumen."

„Und wird süß wie sie, würde Aristides Dorn sagen", ergänzte Karl Erdmann.

„Hat das der arme Herr Dorn gesagt?" fuhr Oda fort. „Er wird süß, ja, das auch, er wird zu einer Beschäftigung und reiht sich sanft in das Leben ein. Vorigen Tag hörte ich, daß Heida nach mir fragte, und Leo antwortete: ‚Du weißt doch, von elf bis zwölf liegt Oda in der Hängematte und ist traurig.' So ist es auch, wir wehren uns hier nicht. Wir liegen in der Hängematte und lassen uns von unserem Kummer einhüllen und einwiegen. Nein, ich glaube, ein Mann, der noch etwas tun will, der sollte mit seinem Kummer nicht hier bei uns bleiben."

Digitized by Google

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.

MAR 1 1926

SEP 13 1938

APR 5 1941

SPRING 1981

Digitized by Google

323492

Digitized by Google